3 1761 07149272 2

410

N. A. Rantzow Lehn

J. H. A. Torlitz's

Reise

in

der Schweiz

und

einem Theile Italiens,

im Jahre 1803.

Veranlaßt durch Pestalozzi und dessen Lehranstalt.

Kopenhagen und Leipzig 1807.
Bei Johann Heinrich Schubothe.

Wer sagt es mir, was doch im Schalle
Des Posthorns, in dem muth'gen Knalle
Der Peitsche, für ein Zauber liegt.

v. Thümmel.

Dem Hochwohlgebohrnen

Herrn

Baron von Rantzow = Lehn

aus

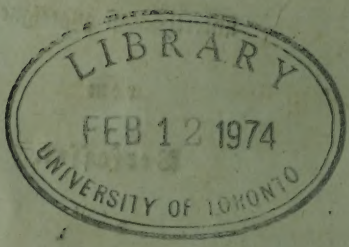
Hochachtung und Dankbarkeit

unterthänigst zugeeignet

vom

Verfasser.

DQ
23
T6



Vorbericht.

Diese Reise-Erinnerungen erschienen im Jahre 1805 auf dänisch. Sie wurden mit Beifall gelesen und sowohl in hiesigen, als auch in deutschen gelehrten Blättern, und zwar in den neuen Theol. Analen, Sept. 1805 S. 61 — 66, und in der Hallischen Allgem. Literatur-Zeitung, Octbr. 1805 No. 270, auf eine schmeichelhafte Weise recensirt. Diese gütige Aufnahme enthielt hinlängliche Ermunterung für mich gegenwärtige deutsche Ausgabe der dänischen Schrift zu unternehmen, eine Arbeit welche durch meine besondere Vorliebe für dieselbe begünstigt wurde.

Nach meiner Meinung enthält dieses, in deutscher Sprache umgearbeitete Buch wesentliche Vorzüge vor der dänischen, indem ich nicht allein gesucht habe, es als Reisebeschrei-

bung interessanter zu machen, sondern vorzüglich darauf hinzielte, das Wesen der Pestalozzischen Methode in näheres Licht zu setzen, tiefer in ihren Geist einzudringen und diese Schrift, durch die Mittheilung meiner spätern, in der hiesigen Pestalozzischen Probeschule gemachten Erfahrungen, einen höhern pädagogischen Werth zu geben. Möchte man beym Lesen dieses Buchs auch nur den tausendsten Theil der Freude fühlen, welche mir die Ausarbeitung desselben verursachte, so ist mein Wunsch erfüllt und diese Schrift hat ihre Bestimmung nicht verfehlt.

Kopenhagen den 10ten Nvbr. 1806.

Torlitz.

Erster Brief.

Du hast Recht, theuerster W . . ! es liegt etwas Süßes in dem Entbehren eines verlohrnen Guten; denn beym Entbehren wiederholt man sich die Freuden des vorigen Genusses. Man sieht sich für die Unannehmlichkeiten des gegenwärtigen Augenblicks gleichsam als entschädigt an, wenn die schönern, mit allen Zauberreitzen der Einbildungskraft geschmückten Tage sich dem Andenken darstellen. Wären wir nicht im Stande, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden; wäre nicht die Erinnerung dauerhafter, als der eigentliche Genuß; käme nicht die Phantasie der Würklichkeit zu Hülfe: was wäre dann die Freude? und wo die Hofnung, die uns in den Dunkelheiten der Zukunft vorleuchten soll?

Siehe, ich bin der vielfältigen Freuden des Reisens beraubt, meine sorgenfreye, unabhängige Lage hat sich verändert. Damahls schien mir jeder Tag ein Fest zu seyn, jetzt muß ich wieder die alte

Wahrheit bestätigt finden, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Ich kann es nicht verheelen, weder dir noch mir: ich fühle mich wie erwacht von einem angenehmen Traume; es kommt mir vor, als wäre ich durch tausend Ketten an einen Ort gebunden, von dem ich entfliehen möchte, um dem Traumbilde nachzujagen, welches mich im Schlafe so glücklich machte. Nur wenn mein Auge jene Tage, deren interessanteste Auftritte ich Dir mittheilen möchte, begleitet, verwandelt sich das Einförmige und Leere in meinem jetzigen Daseyn zu Reichthum und Fülle; eine stille Wehmuth, süßer als die lauteste Freude, bemächtigt sich meines ganzen Wesens; was ich in der Würklichkeit vermisse, das habe ich zehnfach in der Erinnerung, und diese Erinnerung ist es, die mich glücklich macht.

Glaube daher keinesweges, daß du mir verbunden zu seyn brauchst, wenn es mir etwa gelingen sollte, meine Reise so mit dir durchzugehen, daß unsre Wanderungen dir Vergnügen und Nutzen gewähren. Der größte Vortheil bleibt immer auf meiner Seite. Ich überschaue die ganze Reise und ihre einzelnen Theile. Ich begebe mich bald an diesen, bald an jenen Ort, und erneuere die Eindrücke, welche die erste Anschauung derselben auf mich machte. Bald entzückt sich mein Auge beym Anblicke der unbeschreiblich majestätischen Gebürge; bald lauscht das Ohr

dem Gesange zu, mit welchem der Hirte die Heerden des Thales zu sich lockte. Hier lasse ich mir von einem niedergebeugten, und durch selbstgewählte Züchtigungen entstellten Eremiten von den vielfältigen Wundern seines Aufenthalts erzählen; dort begegnet mir der abgehärtete, genügsame Bergbewohner, der mir durch einen biedern Handschlag das Zeugniß giebt, daß er ein Schweitzer im Kostüme der Vorzeit ist. Von einem Berge, der den Himmel auf seinem schneeweißen Scheitel zu tragen scheint, übersehe ich eine unermeßliche Ausdehnung unter meinen Füßen, und in einem Thale, geschmükt mit den Reizen eines ewigen Frühlings, verliehrt sich meine Seele im Staunen über die Wunder der göttlichen Allmacht. Kurz, ich wiederhole mir alles Große, Außerordentliche, Erstaunenswürdige, alles Schreckliche und Schauderhafte; aber auch alles Schöne, Sanfte, Reitzende, Heitere, Ruhige und Süßerquikkende, was mich auf meinen Wanderungen in der Schweitz so oft dahin riß. Ich betrachte die Phänomene der Natur in diesem Lande mit größerer Ruhe, berichtige meine Ideen, bringe Zusammenhang und Ordnung in meine Beobachtungen und Erfahrungen; manches dunkle Gefühl wird mir Wahrheit und Leben, indem ich es dir zu verdeutlichen suche, und bei allem diesem habe ich einen Genuß, den ich gegen keinen andern Gewinn vertauschen möchte.

Bei einer unmittelbaren Anschauung der Naturscenen in der Schweitz fühlt man sich davon überzeugt, daß auch der höchste Begriff, den man sich auf dem flachen Lande davon gemacht hat, weit hinter der Würklichkeit zurück steht. Man kann sich nicht orientiren, wenn man sich in einem günstigen Augenblicke damit belustigt die Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die verschiedenen An- und Aussichten, die sich bei den verschiedenen Tageszeiten, bey reinem, halbbewölktem und ganz überzogenem Himmel, so oder anders dem Auge darstellen, zu übersehen. Die Seen und Flüsse, die Wiesen und Thäler, die Massen und Gruppen der Hügel, Berge, Alpen, der nakten und beschneyten Felsen, die weiten Eis- und Schneegefilde, die wilden Gletscher und erderschütternden Kascaden geben die verschiedensten und frappantesten Schauspiele, die man nicht oft und lange genug betrachten kann. Man wird sich selbst nicht einmahl alles dessen bewust, was man sieht, viel weniger ist man im Stande andern ein treffendes Bild davon darzustellen. Eben so wenig kann ich es Dir begreiflich machen, wie wohl einem in diesem Lande zu Muthe ist. Das Auge ist in beständiger Thätigkeit; die Aufmerksamkeit immer gespannt und die Seele mit den mannigfaltigsten Gefühlen beschäftigt. Für die Phantasie eröfnet sich hier ein freyerer Würkungskreis; sie schwingt sich über das Gewöhnliche

und Eingeschränkte, und findet in höhern Regionen Stoff zu vollkommnern Arbeiten. In der hohen, himmlischschönen Natur des Schweitzerlandes glaubt man der Gottheit um vieles näher zu seyn. Mit heiliger Ehrfurcht und stillen Bewundern sieht man hinauf zu den stolzen Zeugen der Allmacht, die unangefochten vom Zahne der Zeit, über das allgemeine Gesetz der Vergänglichkeit erhaben zu seyn scheinen. Hier weicht alle Kunst und Gott regiert allein; hier verlieren sich alle Träume von menschlicher Größe und Macht. Man ist nur glücklich bey dem Gefühle, ein Bewohner einer so wundervollen und schönen Erde zu seyn. Einer reinern Luft und einem heitern Himmel verdankt man ein verdoppeltes Leben; man fühlt einen Muth, der allen Anstrengungen und Gefahren Trotz bietet; eine Leichtigkeit und Munterkeit, die jeden Anfall des Trübsinn's und der üblen Laune überwindet.

Dies ist mein innigstes Gefühl, und nach diesem ist das Gesagte Wahrheit für mich, wenn es gleich viele für Uebertreibung halten werden. Die Grade der Empfänglichkeit für die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur machen, sind so verschieden, daß man über Aussprüche dieser Art keine Widerlegungen beginnen muß. Aus diesem Grunde kann und will ich mein Gefühl nicht für allgemein geltend angeben, sondern kann die Wahrheit davon

nur denen verbürgen, die im Schooße der Natur die süßesten, reinsten Freuden zu suchen und zu finden wissen.

Zweyter Brief.

Die frohe Bothschaft. Aufschub. Abreise.

Das Reisen war immer der Vereinigungspunct aller meiner Wünsche; aber ich war an einen eingeschränkten Wirkungskreis gebunden, und glaubte mich am weitesten von diesem Ziele entfernt, als ich aus der Hauptstadt die Nachricht empfieng, daß zwey Pädagogen nach dem Pestalozzischen Lehrinstitut in Burgdorf gesandt werden sollten, und daß ich der eine werden würde, wenn ich sonst nur selbst wollte. Theuerster Freund! hast du's nicht irgendwo bey einen Dichter gelesen, wie dem zu Muthe wird, der nach vielem vergeblichen Suchen endlich seinem entführten Mädchen auf die Spur kommt, und im Augenblick des Wiedersehens mit ihm die ganze Seligkeit des Himmels in seine Arme schließt. Sonst findest du keinen Ausdruck für die Gefühle und Ideen, die bey dieser Nachricht auf mich los stürmten, und mich so verwirrten, daß ich nicht einmal recht verstand was ich las. Denke dir mein Verwundern und meine Hoffnung, meine Freude und meinen Zweifel. Ich sahe eine lange Reihe von frohen Tagen, wie die lieblichste Morgenröthe, mir entgegen lächeln.

„Ich soll reisen“ — dies war alles, was mein freudetrunkner Geist fassen, das war die Hauptsumme von allem was ich wissen wollte. Wohin? Wann? zu welchem Zwecke? unter welchen Bedingungen? — dies und ähnliches war beym Lesen meiner Aufmerksamkeit gänzlich entgangen.

Glücklicher Weise war die Abreise nahe; bei langem Warten wäre ich vielleicht vor Ungedult gestorben. Wäre es möglich gewesen, ich hätte die Zwischenzeit vernichtet. Jeder Augenblick dauerte mir zu lange, jede Arbeit war mir zu trocken und zu langweilig. Meine Unruhe verfolgte mich allenthalben, nirgends fand ich Ruhe. Ich brachte meine Geschäfte in Ordnung und eilte zur Hauptstadt, um mit den Männern, welche mit der Expedition zu thun hatten, zu sprechen, und um das Nöthige zur Equipirung zu besorgen. Völlig reisefertig kam ich in die Heimath zurück, wo ich den Reisegefährten erwarten sollte. Dieser blieb noch eine ganze Woche aus, und diese war die längste meines Lebens. Zwar war ich in einem guten und sichern Hafen, aber doch nicht besser daran, als der Schiffer, der den letzten Rest seines Vorraths angreifen muß, während ihn eine fortdauernde Windstille weit von der Küste entfernt hält, wo er sich Hülfe und Rettung verspricht.

Endlich am ersten Abend im Jahre 1803, kam Ström, versehen mit dem zu unsrer Legitimation und zu unserm Fortkommmen nöthigen Papieren. Auch sein ganzes Wesen eilte der weitern Abreise entgegen. Wir hatten also keinen Augenblick zu verlieren, sondern hielten uns auf den künftigen Morgen bereit. Nun glaubte ich mich nahe am Ziele; aber ach! noch einmahl sollte meine Geduld einer langen und harten Probe unterworfen werden. Die Nacht führte ein Ungewitter mit sich, welches einige Tage hindurch fürchterlich tobte. Sturm und Hagel machten die Reise über den großen Belt unmöglich. Andre, die ruhiger bei der Sache waren, brachten uns durch viele Vorstellungen dahin, günstigere Witterung in Slagelse abzuwarten. Was war hiebey zu thun? Da es sich mit dem Ungewitter in die Länge zog, so mußten wir uns in die Zeit schicken lernen, und im Taumel des gesellschaftlichen Lebens unser Ungemach zu vergessen suchen.

Nach drey langweiligen und stürmischen Tagen fieng der westliche Himmel an sich aufzuheitern, die Dunkelheit zertheilte sich, der Sturm schwieg. Mit entzückten Augen sahe ich die funkelnden Sterne des unermeßlichen Firmaments, sie schienen mir heitere Tage zu verkündigen. Wer konnte glücklicher seyn, als ich es war! Nur diese Nacht, dachte ich, und

die Strahlen der ersten Morgensonne sollen dich auf der Fläche des großen Belts begrüßen.

Gleich nach Mitternacht (den 5ten Januar) begaben wir uns, begleitet von einigen Freunden, nach Porsoer. Beym Anbruch des Tages geleiteten sie uns bis an das Ufer des Belts, und ein günstiger Wind führte uns bald aus ihren Augen.

Dritter Brief.

Der große Belt.

Meine neue Laufbahn war betreten, und nicht für die Hälfte eines Königreichs würde ich sie wieder verlassen haben. Ich kam aus einem Wirkungskreise, zu dessen gewissenhafter Führung eine weit größere Beharrlichkeit und Gedult erfordert wird, als sie bey Menschen meines Alters, bey ihren gewöhnlichen Jagen nach Veränderungen, bey ihrem Hange nach Zerstreuungen, angetroffen zu werden pflegt. Ich betrat einen Schauplatz, dessen mannigfaltigen Decorationen, dessen tragischen und comischen Auftritten ich erwartungsvoll entgegen eilte. Zum ersten Mahl in meinem Leben fühlte ich mich unabhängig und frey, wie der Vogel unter der weiten Feste des Himmels, ich wuste von keinen Sorgen, und glaubte mich von einem Wurm zum Schmetterling, von einer Schnecke zum Adler verwandelt zu sehen

Es ist doch wohl bedacht, sprach ich zu mir selbst, daß man uns das Leben unter dem Bilde einer Reise darstellt; man müßte sonst des Lebens überdrüßig werden. Es schien mir eine Thorheit zu seyn, in der Zeit fortzueilen, und im Raume stille zu stehen; sich an einen Ort, Heimath genannt, zu binden, kam mir nicht viel klüger vor, als sein Daseyn vernichten, und der ewige Jude schien mir viel beneidenswerther, als die heiligen drey Könige zusammen, in allem ihrem Glanze und in aller ihrer Herrlichkeit.

Unter allen Glücklichen, dachte ich, ist doch der Reisende der glücklichste. Fremd ist er wohin er kommt, und es ist ja eine schon lange entschiedene Sache, daß man nirgends besser daran ist, als wo man fremd ist. Dem Reisenden kommt man aus vielfältigen Gründen mit Freundlichkeit und Bereitwilligkeit zuvor; ein jeder Ort bietet ihm sein Gutes dar. Er sieht und hört, er lernt und genießt bei jedem seiner Tritte. Jeder künftige Morgen ruft ihn zu neuen Freuden, jeder verlebte Tag ist ihm reichhaltiger und unterhaltender, als ein ganzes Jahr, verlebt in der einförmigen Heimath. Nichts von allen dem, was ihm auf seinem Wege begegnet, ist ihm unbedeutend und gleichgültig, er findet Interesse an allen und wird des Bemerkens und Untersuchens, des Sammlens und Genießens nimmer müde.

Jeder Mensch und jedes Volk, jede Stadt und jedes Land trägt für ihn das Gepräge der Neuheit an sich; ja die Natur selbst, entfaltet täglich andere Reize vor seinen geschäftigen Augen.

Wie läßt sich diese Philosophie, oder wenn du lieber willst, diese Schwärmerey, mit der uns natürlichen Vorliebe für das Vaterland, für den Geburtsort, oder für die Heimath, mit jener alten Regel: bleibe im Lande u. s. w., und mit andern ähnlichen Vorschriften vereinigen? — Frage einen andern, ich weis nichts zu antworten; aber ich weis, daß ich in meiner Lage nicht anders zu philosophiren oder zu schwärmen im Stande war. Meine galloppirende Einbildungskraft war mit mir davon gelaufen, von der Fläche des Belts, bis zum himmelanstrebenden St. Gotthard; ich flog dahin auf einem beblühmten Pfade, ja selbst auf der Lüneburger Heide glaubte ich die Ueberreste vom verlohrnen Paradiese zu finden.

Vertieft in die Herrlichkeiten, welche die Zukunft an mir offenbaren sollte, vergaß ich die vielen guten Gaben des gegenwärtigen Augenblicks zu bemerken. Ich erinnre nur, daß die Schifsgesellschaft ziemlich zahlreich war, und daß die am Bord herrschende Jovialität und Gastfreundschaft mir nicht selten an meinen Streifereyen in die entferntesten Gegenden hinderlich waren.

Nach einer Farth von drey Stunden kamen wir in Nyburg, und den 7ten in Odensee an. Die hier im Schulfache thätigen Männer, bezeugten uns ihre Freude über den Zweck unsrer Reise, und machten uns unsern kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich. Am 9ten wohnte ich dem Gottesdienste in der großen und geschmackvollen Haupt- und Stiftskirche, St Kunds genannt, bey, und setzte gleich nachher die Reise nach Mittelfarth fort. Bey einem starken und günstigen Winde schifften wir, am 10ten des Morgens über den kleinen Belt, und sahen uns innerhalb einer halben Stunde am jenseitigen Ufer desselben.

Mit lautpochendem Herzen betrat ich das feste Land, an dessen Ufern die schäumenden Wellen des Beltes sich zerschlugen. Es war mir ein sehr herzerhebender Gedanke, daß ich von Snoghöy nach Venedig und den Dardanellen zu reisen im Stande wäre, ohne vom Wind und Wetter erhebliche Hindernisse in meinem Fortkommen befürchten zu dürfen; und ich will es hiemit jedem Reisenden, der an diesem angenehmen Orte landet, gerathen haben, diesen oder einen ähnlichen Gedanken bey sich hervor zu rufen. Findet auch nicht er, so findet doch der Wirth seine Rechnung dabey.

Vierter Brief.

Christiansfeld.

Von Snoghöy gieng die Reise über Tobling nach Christiansfeld. Diese Tour gewährt den Reisenden viel Unterhaltendes durch die mannigfaltigen Abwechslungen der Situationen, und durch das allmählige Abnehmen und gänzliche Verschwinden der dänischen Sprache und des dänischen Geldes.

Christiansfeld, der stille und bescheidene Wohnsitz der dortigen Brüdergemeinde, liegt in der Mitte von angenehmen, lächelnden, mit grünen Hecken umgebenen Gärten, welche nicht weniger wie die wohl unterhaltenen Wege ein günstiges Vorurtheil für die Betriebsamkeit der Einwohner erregen. Nahe vor dem Orte begegneten mir eine zahlreiche Menge rascher Buben, die so eben der Schule entschlüpft, sich nun, unter Aufsicht ihrer Lehrer, in der erquickenden und stärkenden Luft eines kalten Winterabends herumtummeln wollten. Ich sage, sie wollten sich herumtummeln; damit du nicht etwa glauben sollst, daß sie, wie die kraft- und muthlosen Zöglinge manches Wayfenhauses, unter dem Commando eines mürrischen Zuchtmeisters, schüchtern dahin schlichen. Die Offenheit ihres Wesens, und ihre freundlichen Begrüßungen, contrastirten gänzlich mit dem Begrif, den ich mir sonst immer von dem zurückhaltenden, und gegen Fremde äußerst mistrau-

schen Character der Brüdergemeinde gemacht hatte. Ich hätte gern den Wagen verlassen, um mich unter diese frohe Kinderschaar zu mischen, aber ich fühlte ein doppeltes Verlangen näher mit dem berühmten Christiansfelde bekannt zu werden.

Weder vor noch nachher habe ich einen Ort gesehen, der mich so angenehm überraschte, wie dieser. Die beyden Hauptstraßen der Stadt sind breit, schnurgerade, und an beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Jedes Haus empfiehlt sich durch Geräumigkeit, Regelmäßigkeit und Sauberkeit; besonders sieht man es den öffentlichen Gebäuden an, daß sie fürstliche Pracht mit republicanischer Einfachheit vereinigen. Schon ziemlich weit war ich in die Stadt hineingekommen, ohne einen Menschen, weder auf der Straße, noch an den spiegelhellen Fenstern gesehen zu haben, so daß ich alle Colonisten ausgewandert, und mit Ströhm in einer menschenleeren Stadt zu seyn glaubte. Aber im Gasthofe empfiengen uns zwey Brüder, der eine war der Herr, und der andere der Diener des Hauses; der erste nahm sich unsrer, und der zweyte unsrer Sachen an.

Der Reisende findet vielleicht in beyden Königreichen keinen Gasthof, wo man sich so für den Fremden interessirt, so allen seinen Wünschen zuvor zu kommen sucht, und wo alles so zu seiner Aufwartung und Bequemlichkeit eingerichtet ist, als hier. Des

Sommers sind in diesem Hause bisweilen 150 Reisende, jetzt waren wir die einzigen.

Der Wirth führte uns am Abend in die Andachtsübung, welche in einem sehr großen und erleuchteten Saale, die Kirche der Herrnhuter, gehalten wurde. So elegant und simpel, so geschmackvoll und schön wie diese, sollten alle unsre Kirchen seyn. Sie liegt mitten in der Stadt, auf einem geräumigen, leicht eingehegten, mit Blumen und Gräsern geschmückten Platze, der einen kostbaren Springbrunnen hat, um diesen Blumengarten zu wässern. Die Andachtsübung, zu der sich alle gesunde Einwohner versammelt hatten, bestand darin, daß der Prediger, von einem erhöhten, und mit grünem Tuche überzogenem Rednerstuhle, die Lebensgeschichte eines merkwürdigen Herrenhuters vorlas, und daß die Zuhörer, mit leiser Stimme, unter Accompagnement der Orgel, einige Verse aus dem Gesangbuche der Brüder-Gemeinde absangen. Von der Kirche gieng ein jeder nach Hause, man sahe und hörte nachher keinen Menschen mehr.

Wir baten unsern sorgfältigen Wirth, das Abendbrod bey uns einzunehmen, aber er entschuldigte sich damit, daß er seiner Frau, die sich im Wochenbette befinde, Gesellschaft leisten müsse. Der Aufwärter wollte sich in kein Gespräch mit uns einlassen; wir waren also so gut wie allein.

Am folgenden Morgen führte uns der Wirth nach dem Brüderhause hin, wo 150 unverehelichte Männer, in 12 verschiedenen Werkstätten die vortreflichsten Arbeiten verfertigten. Von da gieng er mit uns in das Schwesternhaus, wo 200 unverehlichte Mädchen nähten, bordirten, zeichneten, Bänder, Spitzen und Seidenstoffe webten u. dergl. In jede dieser Stiftungen hatten die Mitglieder einen gemeinschaftlichen Bet- Speise- und Schlafsaal. Sie bezahlen von ihrem Vermögen, oder vom Verdienste, und leben auf diese Weise bis sie sich verheirathen. Beide Stiftungen sind von ansehnlicher Größe, und die vielen Zimmer so eingerichtet, daß man von dem einen nicht ins andere kommen kann.

In der Knabenschule werden, ausser dem Kindern der Stadt, die übrigens in den Häusern der Eltern erzogen werden, viele Zöglinge von andern Orten und Ländern unterrichtet. Man nennt sie Pensionisten, und man bezahlte 70 thlr. für jedes Kind. Die Schule war in 6 Klassen eingetheilt. Jede Klasse hatte ein Arbeitszimmer und einen Lehrer. Jeder Lehrer speiset und schläft unter seinen Kindern; ja selbst des Nachts soll ein Aufseher wachen, damit kein Kind im Schlafe sündige. Hier wird in allen den Dingen unterrichtet, die in unsern besten Instituten vorgenommen werden. Besonders ist Musik eine Hauptsache des Unterrichts; denn Musik

ist

ist ein wesentliches Stück des Gottesdienstes bei den Herrenhuthern. Den Unterricht selbst hörte ich nicht; denn die Kinder erhoben sich von ihren Sitzen und blieben stehen, so lange ich im Zimmer war. Die Mädchenschule ist ohngefähr eben so eingerichtet, nur daß der Unterricht von Frauenzimmern besorgt wird.

Ausser diesen Stiftungen ist noch ein Wittwenhaus, welches das größte und prächtigste Gebäude, die Kirche abgerechnet, zu seyn schien. Aber die innre Einrichtung desselben kenne ich nicht.

Nachdem wir uns hinlänglich unter den Lebendigen umgesehen hatten, führte uns der Wirth zu den Todten, welche in der Sprache der Herrenhuther Entschlafene genannt werden. Ihre Ruhestätte ist ausserhalb der Stadt, und so groß, daß eine Leiche bis zur gänzlichen Auflösung unangerührt stehen kann. Der Platz ist in ein Quadrat, für Männer, Weiber, und unverehlichte beyderley Geschlechts eingetheilt. Zwischen jedem Quadrate findet man breite, mit Bäumen bepflanzte Gänge, welche den Lebendigen zur Promenade dienen sollen. Ueber jedes Grab legt man einen Stein, der den Nahmen und das Alter des Entschlafenen, dann aber auch nichts weiter angiebt. Uebrigens findet man weder ausgehöhlte Todtenköpfe, noch ausgezehrte Gerippe oder ähnliche Schreckbilder des Todes; sondern gerade dem Eingange

gegenüber erblickt man einen hellen und bogenförmigen Tempel, mit der Aufschrift: „Christus ist die Auferstehung und das Leben.“

Zuletzt gieng ich noch in dieses und jenes Haus um Kleinigkeiten zu kaufen. Allenthalben führte man ein ruhiges und stilles Leben, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Wohin sich auch das Auge wendete, so fand es allenthalben eine Eleganz und Sauberkeit, die einen glauben machte, daß nicht Menschen, sondern eine Sonne und Wind hieselbst zu Hause wären.

Was soll ich nun von den Herrenhuthern denken? Soll ich sie für Engel oder für Teufel halten? Man meint den ächten Geist des Christenthums in der Lehre der Brüdergemeinde zu vermissen, und dieses meine ich auch; aber um so viel deutlicher glaube ich diesen Geist in ihrem ganzen Wandel zu entdecken. Sie nennen sich unter einander Brüder. Alle Vorurtheile des Ranges und Standes, alle Vorzüge in ökonomischer und bürgerlicher Rücksicht muß man an den Gränzen ihres Freystaats zurück lassen. Ein unsichtbares Band vereinigt alle Mitglieder dieses Freystaats in einen Körper, so daß, wenn einer leidet, so leiden sie alle, und daß der Vortheil des Einzelnen, Gewinn für das Ganze ist.

Man sieht keine Müssiggänger, Bettler, Trunkenbolde und unordentliche Menschen in der Gesellschaft der Brüdergemeinde. Ja selbst die Mode,

der Abgott, den unser Zeitalter anbetet, und der in tausend Gestalten seine Herrschaft vom Throne bis zur Hütte erweitert hat, hat es bey ihnen noch nicht vermocht weder dem Jünglinge seinen Muth und dem Manne seine Kraft zu schwächen, noch dem stillen Fleiße seinen Lohn und dem Weibe den Kranz der Schamhaftigkeit zu rauben.

Man sieht sich gleichsam gezwungen die ruhige Arbeitsamkeit der Christiansfeldter, die Ordnung ihres häuslichen Lebens, ihre Anstalten zur Erziehung der Jugend und zur Pflege des Alters, ihre Sorgfalt für Reisende, ihre zuvorkommende Bereitwilligkeit gegen jeden Fremden, kurz den Flor ihres öffentlichen und privat Wesens zu loben und zu bewundern. Und doch würde ich es nicht lange an diesem von geräuschvollen Freuden und gesellschaftlichen Zerstreuungen verlassenen Orte aushalten können. Ich schließe daraus, daß Gebet und Arbeit bis jetzt noch viel zu ätherische Elemente seyn müssen, als daß mein, mit der Welt zu sehr verbundnes und in der Selbstverläugnung ungeübtes Wesen blos hierin seines Daseyns froh werden könnte.

Fünfter Brief.

Eckernforde. Kiel. Holstein.

Den 11ten gegen Mittag verließen wir Christiansfeld, und reisten über Hadersleben, Appen-

roda, Flensburg nach Schleswig, wo wir den 2ten des Morgens um 5 Uhr eintrafen. Nach Verlauf von einigen Stunden setzten wir die Reise nach Eckernforde fort.

Bey der Ankunft war ich müde und von Kälte beynahe erstarrt; aber ich wurde munter und glühend heiß bis an die Fingerspitzen beym ersten Anblick der Tochter des Gastwirthes. Ich verlohr mich ganz in das holde Lächeln, mit dem sie uns willkommen hieß. Meine Verlegenheit machte mich sprachlos; sie glaubte es wäre die Kälte, bat mich, die Reisekleider abzulegen und in die Wärme zu gehen. „Erlauben sie mir lieber das Klavier zu besehen", sagte ich, und blätterte in dem Notenbuche, welches gerade da lag. Es war die deutsche Uebersetzung von Schulzes Höstgilde. Indessen war ich so weit zu mir selbst gekommen, daß ich sie um eine Arie bitten konnte. Sie wollte, daß ich den Anfang machen sollte. Ich entschuldigte mich blos um mich noch einmahl bitten zu lassen, und spielte dann so gut wie es unter ähnlichen Umständen möglich war. „Nun haben Sie alles gehört, was ich kann", sagte ich, nahm ihre Hand und führte sie zum Klavier. Sie spielte und sang mit Fertigkeit und Ausdruck. Alle meine Sinne concentrirten sich im Ohre. Mein ganzes Wesen war vertieft in sympathetische Wollust, neben dieser schmeichelnden und reizenden Sängerinn. Ich ver-

suchte es, einige Arien in der originellen Sprache herzulallen, und war so glücklich mit einem holden Lächeln belohnt zu werden.

Hier kam mir zum ersten Mahle der Postillon zur unrechten Zeit, und der mir sonst so liebliche Laut seines Horns schien mir gar disharmonisch mit den reinern Tönen nach denen mein Ohr lauschte. Ich behauptete, es wäre noch nicht Zeit, der Litzenbruder hingegen versicherte, es wäre so eben recht, und die Uhr bewies, daß ich irrte. Unzufrieden mit Uhr und Litzenbruder setzte ich die Reise fort.

Es war ein herrlicher Abend. Mit langsamen Schritten fuhren wir neben dem weiten Meerbusen hin, den die Ostsee hier bildet. Die spiegelhelle Oberfläche des Meeres sympathisirte gänzlich mit der Ruhe, welche sich über der erstarrten Erde ausgebreitet hatte. Die ganze Natur schien dem sinkenden Tage das Leichenbegängniß zu halten, und keine Kreatur wagte es die allgemeine Stille zu unterbrechen. Der Mond, der wohlthätige Begleiter des Reisenden, stieg höher empor am unbewölkten und gestirnten Himmel, der anfänglich matte Schein wurde nach und nach zum klarsten Lichte, so daß wir in einem nahen Walde die angenehmste Mischung von Licht und Schatten genossen. Entzückende Hofnung und wehmüthige Erinnerung wechselten unaufhörlich in meiner zur Andacht und Anbetung

gestimmten Seele mit einander ab. Hat ein Winterabend solche Zaubereyen auf diesen leeren Flächen, dachte ich bey mir selbst, was darfst du dir nicht dann von einem Sommerabende, an den paradisischen Ufern des Leman-Sees (Genfersee) versprechen!

Spät am Abend kamen wir in Kiel an. Hier fanden wir das Menschen-Gewühl, die Schwelgerey und Ueppigkeit, die Belustigungen und Zerstreuungen, veranlaßt durch den jährlichen Umschlag. Die Gasthöfe konnten keine Fremden mehr bergen; selbst unser ehrlicher und gegen alle dänische Reisende so bereitwillige Fischer in der Stadt Kopenhagen, konnte uns nicht in seiner Herberge aufnehmen. Hier hielten wir, umgeben von Soldaten, Matrosen und alten Weibern. Alle wollten sie abpacken, hinaufzutragen, sich als Schuhputzer, Bothen, Wäscherinnen u. dergl. empfehlen, und hätte Fischer sich nicht unsrer Sachen angenommen, so glaube ich, daß man uns, mitten in einer volkreichen Stadt, geplündert hätte. Für uns war hier keine andre Hülfe, wir mußten uns bey einem Tobakshändler einlogiren, wo wir einen engen Raum sehr theuer bezahlen mußten.

Am 13ten machte ich einige Besuche, unter andern auch auf dem Königlichen Schullehrer Seminarium. Bei dieser Gelegenheit hörte ich des

Herrn Professor Millers Kritik über die Bücher des alten Testaments, und eine mittelmäßige Katechisation von einem der Seminaristen. Nachher wurde die Katechisation von den übrigen Seminaristen recensirt, und der Catechet vom Professor auf die Regeln aufmerksam gemacht, gegen welche er gesündigt hatte.

Am 11ten war ich im Taubstummen-Institute. Dies hatte 16 solcher unglücklichen Zöglinge die ein frohes Ansehen hatten und nicht das Harte ihres Schicksals sehr zu fühlen schienen. Doch erinnere ich mich gehört zu haben, daß dies oder jenes Kind in Thränen zerfließen soll, wenn man es auf die allgemeine Güte Gottes, auf das frohe und glücklichen Daseyn der Menschen auf Erden, oder auf ähnliche Wahrheiten zu leiten sucht. Bei diesen unglücklichen Kleinen fand ich die deutlichsten Spuren von gegenseitiger Liebe und Zärtlichkeit, die mir zu beweisen schienen, daß ein gemeinschaftliches Misgeschick, ein starkes Band ist, um Menschen mit Menschen zu verknüpfen. Sie verstanden sich unter einander durch die Sprache der Mienen und Gebärden; auf eben diese Weise unterhielt sich auch der Lehrer mit ihnen.

Einer der Anwesenden bat den Lehrer den Kindern folgende Sätze anschaulich zu machen:

„Zwey von diesen fünf Fremden, sind aus Dännemark, zwey aus Lübek, und einer aus Kiel.“

„Alle Vögel haben Federn. — Die Gans ist ein Vogel; sie hat also auch Federn.“

Der Lehrer gab das Signal der Aufmerksamkeit, und da aller Augen auf ihn gerichtet waren, machte er einige Bewegungen mit Mund, Finger und Arme; die Kinder fiengen an zu schreiben, und mit einer unglaublichen Schnelligkeit hatte ein jedes diese Sätze buchstäblich auf seiner Tafel niedergeschrieben.

Ein Knabe konnte einige Silben ziemlich verständlich herlallen; aber es machte ihm unglaubliche Mühe; und ein Mädchen fuhr zusammen, wenn man auf den Tisch schlug oder auf den Boden stampfte. Man schrieb diese Wahrnehmung des Mädchens den Wirkungen des Galvanismus zu. Ich überlasse es Sachverständigern zur Entscheidung, ob die verursachte Erschütterung sich würklich dem Ohre oder dem ganzen Knochengebäude des Mädchens mittheilte.

Pfingsten, der Lehrer und Wohlthäter dieser Kinder, arbeitet gewiß mit Fleiß und Unverdrossenheit in diesem humanen Institute. Ich freue mich daß er unter den Augen einer Regierung arbeitet, die jeden Dienst, den man der Menschheit leistet, zu schätzen und zu belohnen weiß.

Unser Auffenthalt in Kiel würde weniger angenehm gewesen seyn, wenn wir nicht in einen dänischen Familienkreise die erquickende Ruhe gefunden hätten, nach der man sonst in den Zeiten des Umschlags vergeblich sucht. Wir verließen diese geräuschvolle Stadt am 14ten, des Abends um 7 Uhr, passirten des Nachts über Neumünster, Branstedt Ulzburg, und kamen den 15ten, des Vormittags um 11 Uhr in Hamburg an.

Die Reise durch diesen, gewiß langweiligsten Theil von Holstein, hatte ein eignes Interesse für mich. In den Trachten und Sitten des Volkes, in der Form und Einrichtung der Gebäude, in der Sprache und dem Peitschenknalle der Postillione, erkannte ich mein geliebtes Vaterland. Die Bilder aus den Zeiten meiner verflossenen Kindheit stellten sich dem thränenvollen Auge dar. Jener Ort war das Ziel meiner ersten Reise, da ich das Ende der Erde erreicht zu haben glaubte; auf dieser Höhe stand ich neben meinem Vater, und glaubte in dieser nackten und sandigten Fläche das Elysium zu sehen. Mein denkendes und fühlendes Wesen verlohr sich in der Vergangenheit; die lächelnde Zukunft laz im Schatten; die Schweitz und Pestalozzi waren vergessen, mein einziger Gedanke war — Holstein.

Sechster Brief.

Hamburg. Altona. Die Elbe.

Schon von weitem sahe ich Hamburgs hohe Thürme sich über den dicken Nebel erheben, der gleichsam auf dieser stolzen, kayserlichen freyen Reichs- und Handelsstadt zu ruhen schien. Zwischen den manigfaltigen Lustgärten und Landhäusern, welche rings um die Stadt zerstreut liegen, unter dem Gewühle von Menschen, die zu Fuß und zu Pferde, auf Arbeitswagen und in prächtigen Equipagen, hin und her wogten, näherte ich mich erwartungsvoll den Thoren dieser Stadt. Weder Schildwachen noch Zollbediente, aber eine Menge Frachtwagen setzten sich unserm weitern Fortkommen in den Weg. In einem ununterbrochenen Gedränge und Getümmel kamen wir, durch viele kleine Strassen, über schmutzige Plätze und stinkende Kanäle, endlich im schwarzen Adler an, wo die meisten Dänen zu logiren pflegen.

Durch die Güte meines Gefährten, der schon auf seiner ersten pädagogischen Reise einige interessante Bekanntschaften in Hamburg gemacht hatte, und sich auch diesmal mit Addressen an verschiedene Minister-, Handels- und Senator-Häuser versehen hatte, wurde ich bald in vielen Familien bekannt. Sowohl hier, als in jedem andern Orte, habe ich seiner freundschaftlichen Führung sehr viel Lehrreiches und Angenehmes zu verdanken. Die Woche, die wir zu un-

fern Auffenthalt in Hamburg bestimmt hatten, verlief, durch die ausgezeichnete Gastfreundschaft der Bewohner, und durch die mancherley Zerstreuungen einer großen Stadt, ungemein schnell. Des Vormittags lief ich in der Stadt, in den vielen Kirchen, auf den Promenaden, der Wachtparade, Börse, dem Rathhause u. s. w. umher; speiste zu Mittag, entweder an der Table d'Hôte des Gasthofes, zu der sich eine große Menge von Gästen, unter denen sich unser Minister, mit seinen Dannebrog-Orden, recht gut ausnahm, versammelte; oder auch in den Häusern, wo wir eingeladen waren. Des Abends besuchte ich die Schauspiele und privat Gesellschaften.

Es sey ein für alle Mahl eine Abrede zwischen uns, daß du keine ausführliche Beschreibung von irgend einer Stadt in Deutschland erwartest. Dergleichen Beschreibungen gehören nicht in ein Tagebuch und erfordern viel längere Zeit, als man sich auf einer Durchreise nehmen darf. Einige wenige Bemerkungen über jeden merkwürdigen Ort ist alles, was ich versprechen darf.

Dem Essen und Trinken widmet man in Hamburg sehr viele Zeit und Aufmerksamkeit; und thut sich gütlich dabey in aller Gemächlichkeit. Die Kirchen und Schauspielhäuser werden fleißig besucht, so daß man sich bey Zeiten auf den Weg dahin begeben muß, wenn man seine Andacht oder Neugierde befrie-

digen will. Nichts versteht man hier besser, als das Rechnen; denn von den 150000 christlichen und israelitischen Einwohnern sind viel mehr als die Hälfte Kaufleute und Krämer.

Die Börse, die größten Theils unter offnem Himmel ist, ist der Sammelplatz der Handelnden aus allen Gegenden der Erde. Hier überzeugt man sich am besten von dem hohen Range, den Hamburg unter den europäischen Handelsstädten behauptet, und von dem Speculationsgeiste, dem Fleiße und der Solidität der Bewohner.

Im Staate und in der Kirche, in der Kirche und im Staate, scheint mir eine hartnäckige Vorliebe für's Alte zu herrschen. Noch schwitzt der Senat und die Geistlichkeit unter gewaltigen Perüquen, ungeheuern Kragen und sonderbaren Talaren, für das zeitliche und ewige Wohl der Hamburger. Noch predigt man mit vieler Ausführlichkeit und Salbung von der Erbsünde, vom Teufel, von Gottes Zorn, vom zeitlichen Tode und der ewigen Verdammniß. Noch verschließen die Hamburger ihre Thore vor Sonnenuntergang, und am hellen Tage, wenn sich eine Bürger-Deputation zum Rathhause begiebt. Noch ist das Militair so steif und unmilitairisch, wie die Bleysoldaten, und ihre Fest- und Bethtage so streng, daß man in der ganzen ungeheuern Handelsstadt auch nicht eine Prise Taback an solchen Tagen kaufen kann.

Das Vermögen scheint ziemlich vertheilt zu seyn, und für die wirkliche Armuth hat man vortrefliche Anstalten getroffen. Betriebsamkeit und Fidelität herrscht allenthalben, und der Pöbel scheint lieber prellen, als betteln zu wollen. Bei den Gastmählern herrscht viel Luxus, und überall die alte Sitte, daß die Gäste den Bedienten den Schmaus mit Trinkgeld bezahlen.

Innerhalb einer halben Stunde spatzirt man von Hamburg nach Altona. Weit angenehmer würde diese Tour seyn, wenn sie nicht über den sogenannten Hamburgerberg führte. Hier ist übrigens nichts weniger als ein Berg, sondern eine sandigte Fläche, bebaut mit Pöbel-Lusthäusern, in welche der Abschaum des weiblichen Geschlechts den Vorübergehenden durch Winken und Dräuen an sich zu locken sucht. In der Nähe dieser Häuser hat man sehr weislich ein geräumiges Posthaus errichtet.

Altona hat die für den Handel so vortheilhafte Lage mit Hamburg gemein, und als Stadt betrachtet weit mehr Angenehmes wie diese. Sie ist in einem neuern Geschmacke gebaut; die erhöhte Lage gewährt reitzende Aussichten nach vielen, an beyden Ufern der Elbe zerstreuten Städten und Dörfern. Die Luft ist hier viel reiner, wie in dem zu sehr bebauten, von Wällen und Mauern eingeschlossenen Hamburg. Mit ungleich höhern Interesse geht man auf der schönen

Promenade Pall-Mall, wie im Hamburger-Jungfernsteig, obgleich dieser die Aussicht über die Alster beherrscht.

Die Einwohner welche übrigens von allen Religions Secten sind, sind ohnfehlbar von eben dem Geiste, wie die Hamburger, nemlich vom Geiste des Handels beseelt.

Begleitet von vielen Glückswünschen, setzten wir, in einem hier gekauften Wiener-Wagen, am 22ten Januar unsere Reise fort. Und nun Lebewohl! geliebtes Dännemark. Kein feindlicher Fuß nähere sich deinen Gränzen! Die goldnen Früchte des Friedens und des Fleißes gedeihen fernerhin in allen deinen Gegenden, und alle deine Kinder fühlen sich glücklich in deinem mütterlichen Schooße! In einem saufenden Gallop gieng es nun über die gefrorne mit Menschen, Zelten, Frachtwagen und Schlitten besae'te Elbe, und nach Verlauf von anderthalb Stunden waren wir in Haarburg, einer kleinen Stadt an der Elbe, im Herzogthume Lüneburg. Hier nahmen wir gleich andre Pferde, passirten des Nachts die Stationen Welte, Soltau, Bergen, und kamen den 23ten Frühe in Celle an.

Siebenter Brief.

Die Lüneburger Heide. Celle. Lokalnachrichten.

Die mosaische Beschreibung von dem ersten Zustande der Erde paßt noch recht gut auf die berüchtigte Lüneburger-Heide, vor der wir auf dieser Tour eine Strecke von 11 hanöversehen Meilen zurück gelegt hatten; denn man sieht hier weder Berge noch Thäler, weder Seen noch Flüsse, keine Spur von Anbauung; also auch keine Gräben und Zäune, keine Aecker und Wiesen, und ausser den angeführten Stationen, keine Häuser und Dörfer; man kann also in Wahrheit sagen, daß diese Strecke wüste und leer ist. Das Auge entdekt nichts als Farrenkräuter, hie und da einige verwachsene Nadelhölzer, und eines Orts ungeheure Steinmassen, auf welche man, der Sage nach, den Göttern des grauen Alterthums geopfert haben soll. Noch weit langweiliger als die Gegend ist der Weg, durch dessen Sand und Moräste der Reisende 2 bis 3 Stunden auf jeder Meile aufgehalten wird. Indessen kamen wir weit schneller fort; denn der Frost hatte so den Weg für uns gebahnt, daß der Wagen über diese sandigte Fläche, wie über einen gepflasterten Boden dahin rollte.

In einem einzelnen Hause, neben dem Wege zwischen Welte und Soltau, wohnt eine alte Frau, die unter den Nahmen: de ole Fru op de Moor, be-

kannt ist, und die eigentlich dazu geschaffen zu seyn scheint, den Reisenden die Widerwärtigkeiten der Heide zu versüssen. Spät und frühe ist sie bey der Hand, immer geschäftig und gesprächig; sie weis nicht, wie sie es einem recht machen will. Sie trägt auf, alles was die Speisekammer vermag, so daß der Tisch unter der Menge ihrer Leckerbissen brechen muß. Den Pferden giebt sie Brod, dem Postillion Brantwein, und dem Passagier weit mehr als er verlangt. Wenn man mit allen fertig zu seyn glaubt, so kommt sie noch immer mit niedlichen Kleinigkeiten angewackelt, die sie den Reisenden als Zugabe anbietet. Sie hat große Fertigkeit im Nöthigen, und encouragirt zum Essen und Trinken durch den kräftigen Beweggrund, daß es doch nun einmal gleich viel kostet. Bei allem dem ist sie nicht theuer. Vielleicht hat man im ganzen heiligen römischen Reiche kein Beispiel von einer solchen Wirthin. Sie ist auch der fleisigen Einkehr gewiß; denn kein Postillion fährt ihre Thür vorbey.

Ein mir ganz ungewöhnlicher Anblick war der Heidebrand, der mir in der finstern Nacht ein schönes und unterhaltendes Schauspiel war. Hie und da sahe ich große Strecken in hellen Flammen, und lies mir dabey erzählen, daß man des Winters die Farrenkräuter verbrenne, um dadurch den Schaafen

eine

eine beſſre Weide zu verſchaffen. Ohne weitre Auftritte kamen wir in Celle an.

Mit heiliger Ehrfurcht näherte ich mich dem verſchwiegenen Marmor des Mauſoleum's der däniſchen Königin Caroline Mathilde, gieng von hier hin um das Schloß, deſſen Hoftheater, Kapelle, Reitbahne, Ställe u. ſ. w. zu beſehen, und fühlte mich allenthalben von dem Geiſte umſchwebt, der ehemals dieſes ganze Weſen beſeelte.

Celle iſt eine ziemlich große und wohlgebaute Stadt, am Aller-Fluſſe, und der Sitz von verſchiedenen Regierungs-Collegien der ſämmtlichen Braunſchweig-Lüneburgiſchen Länder. Es war Sonntag. Ich gieng alſo in die Hauptkirche, betete zu meinem, der Hannoveraner und aller Menſchen Gott, und reiſte nachher über Schilderſchlagen nach Hannover.

Auch dieſer 5 Meilen lange Weg führt durch die vorhin erwähnte Heide, und hat nichts, was ich der Erinnerung werth finde. In Ermanglung eines andern Stoffs will ich dir dies und jenes von den zufälligen Umſtänden unſrer Reiſe erzählen.

Ich habe es ſchon einige Mal erinnert, daß wir auch des Nachts reiſten. Du kannſt alſo nicht umhin, unſre Oeconomie mit der Zeit zu rühmen; aber vielleicht bedauerſt du, daß wir auf unſern nächtlichen Touren manchen reitzenden Anblick im Raume

eingebüßt haben. Zu deinem Troste und unsrer Rechtfertigung sey es gesagt, daß zwar auch wir, sowohl wie andre Menschen, das, was zu sehen ist, besser bei Licht als im Dunkeln sehen, daß man aber, auf der Holsteiner- und Limburger-Heide, wo nichts zu sehen ist, oft weit mehr im Dunkeln, als bei dem hellstem Lichte sieht.

Fernerhin wirst du es wohl bemerkt haben, daß wir immer mit Extrapost reisen. Bei einer solchen Expedition ist der Postillion natürlicher Weise eine sehr wichtige Person, mit der man es vor allen Dingen nicht verderben muß, besonders wenn man seinen eigenen Wagen hat. Der Titel Schwager, mit dem man durch ganz Deutschland den Postillion beehrt, macht es mir wahrscheinlich, daß Reisende es schon lange nöthig gefunden haben, in gutem Einverständniße mit ihm zu leben. Die Hannöverschen Postillione sind vor allen andern, als chicanöse und grobe Kerle ausgerufen. Ich bin ihnen also das Zeugniß schuldig, daß man durch Plattdeutsch und Brantwein, vorzüglich aber durch ein rundes Trinkgeld eben so friedlich und schnell mit ihnen, wie mit allen andern fortkommen kann.

Unser Wagen war gemächlich genug, um uns unterweges einen kurzen Schlummer zu verstatten; stark genug, um eine so weite Reise auszuhalten; groß genug, um uns und unsre Sachen zu räumen;

leicht genug, um von 2 Pferden gezogen zu werden, und dichte genug, um uns gegen Wind und Wetter zu schützen. Wir reisten also in einem eigenen Wagen weit gemächlicher, aber bey weiten nicht so sorgenfrei, als auf einem Postwagen. Zerbrach etwas, so war es unsre Sache für Wiederherstellung und Fortkommen zu sorgen. Wollten wir den Wagen gut geschmiert haben, so mußte einer von uns dabey stehen, um dem Wagenmeister auf die Finger zu sehen. Ich übernahm die Aufsicht des Wagens und überlies Ström das Bezahlen.

Ström und ich hatten ein so winterliches Ansehen, daß man in der Schweitz, wo man sich nicht durch so viele Verwahrungsmittel gegen die Kälte zu schützen braucht, aus unsern Reise-Kleidern Anlaß nahm, uns Schnee-Majestäten zu nennen. Ganz unbewafnet waren wir auch nicht. Ström hatte einen Doich, und ich einen Degen, der doch schreckte, wenn er auch nicht hauen konnte. Was mich betrift, so freue ich mich, daß ich keine Veranlassung fand, denselben zu gebrauchen; vielleicht hätte ich nur dadurch meine Waffenfähigkeit in ein nachtheiliges Licht gestellt.

Kurz und schön beschreibt Ström unsre Reise über die Heide mit folgenden Worten:

„Unsre Reise ist übrigens interessant und kalt;
„die Postillione sind human und durstig; der Wagen

„ist gemächlich; aber zerbrechlich. Jeder von uns „hat sein Departement, in welches sich der Andre „keinen Eingrif erlauben darf. Torlitz spricht „Plattdeutsch mit den Postillionen, und ich gebe ih„nen zu trinken; er besorgt die Ausbesserung des „Wagens, und ich bezahle sie; und auf diese Weise „kommen wir, unter Scherz und Ernst, unter Was„chen und Schlafen unsrer Bestimmung immer „näher.“

Auf diese Weise kamen wir dann auch nach Hannover, nemlich am 23ten, des Nachmittags um 5 Uhr.

Achter Brief.

Hannover. Berge. Göttingen.

Die Annehmlichkeiten dieser flachen und von der Leine durchschnittenen Gegend, in der diese Hauptstadt liegt, sind mehr auf Rechnung der Kunst, als der Natur zu schreiben. Alleen, Heiden und Lusthäuser laufen mit der ofnen Stadt zusammen, die sich beym ersten Anblicke durch ein ungemein helles und muntres Ansehen empfiehlt. Sie ist groß und volkreich, hat breite, und des Abends wohl erleuchtete Straßen, viele prächtige Gebäude, angenehme Promenaden und ein großes Schloß. Leibnitzens Monument ziert den schönsten Platz der Stadt. Das damalige Militair bestand aus den schönsten Leuten,

die man sehen konnte. Für dies Mahl mußten wir uns des Vergnügens berauben, die übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt, die Kostbarkeiten der Schloßkirche, das Seminarium für Schullehrer u. s. w. zu besehen. Eben so wenig hatten wir Zeit, uns von dem hier herrschenden Tone und von den Sitten zu unterrichten. Wir speißten des Abends auf unserm Zimmer, und fühlten, nach so langem Reisen und Wachen kein andres Bedürfniß, als das Bedürfniß des Schlafs.

Frühe am Morgen erwachte ich vom ersten Schlafe, diesseits der Elbe, und begrüßte den kommenden Tag unter den angenehmsten Ahndungen. Der dicke Nebel, der sich seit einigen Tagen gleichsam auf der Erde gelagert hatte, war verschwunden; die Mühseligkeiten der Heide waren überstanden, ich glaubte den mildern Einfluß des Südens zu vernehmen und sahe Hannover für den Eingang zu den angenehmern Gegenden Deutschlands an. Ich eilte zur Abreise so bald wie möglich, es gelang mir auch meinen hannoverschen Schwager, der sonst ein alter Eisenfresser zu seyn schien, durch Plattdeutsch und Brantwein ganz auf meine Seite zu bringen. Mit frohen Herzen verließen wir Hannover den 24sten, reisten über Tiedenwise, Bryggen, Eimbek, Nordheim, und kamen am 25sten des Morgens um 10 Uhr in Göttingen an.

Kaum waren wir eine Meile von Hannover, als ich die ersten Berge sich aus der weiten und blauen Ferne erheben sah. Ein lautes Frohlocken verkündigte diese frohe Entdeckung. Mein, an die Fläche des Meeres und an die unbedeutenden Erhöhungen des ebnen Landes gewohntes Auge war fremde für Höhe und Tiefe. Kein Wunder also, daß diese Berge, obgleich der höchste unter ihnen neben den kleinsten der Schweizer-Alpen vielleicht nur einem Ameisenhaufen gleichen würde, mich mehr überraschten, als alles, was ich bisher gesehen hatte.

In Tiedenwise fanden wir glücklicher Weise die Würden eines Gastwirths, eines Postmeisters und eines Grobschmidts in Einer Person vereinigt. Dieser Mann reparirte einen unbedeutenden Schaden, den unser Wagen auf einem schlechten Pflaster bekommen hatte, während ich die umstehenden Leute und die Karte wegen der Gebürge zu Rathe zog. Es kam heraus, daß man diese Gebürge Deister nannte, und daß sie gegen Osten mit den Harzgebürgen zusammen liefen.

Nicht weit von Tiedenwise fängt eine lächelnde, romantische Landschaft an, welche in einem Labyrinth von malerisch hingestreuten Dörfern, lieblichen Thälern und waldigten Höhen viele überraschende Aussichten und ländliche Naturabwechslungen darbietet. Die Berge im Hintergrunde sind entweder beinahe

bis zur Spitze angebaut und bewohnt, oder mit majestätischen Waldungen bekränzt. Nur einige wenige ganz nackte Felsenwände ragen weit über diese hervor.

Derjenige, der vom flachen Lande kommt, findet hier das reitzendste, wollüstigste Elysium. Das Wohlthätige und Schöne, das Hohe und Große, welches diese Gegend in sich vereinigt, macht ganz neue Eindrücke, erweckt ganz fremde Vorstellungen und Gefühle bey dem entzückten Reisenden. Hundertmal wollte ich alle Mühseligkeiten der Lüneburger-Heide dulden, um nur einmal diese schönen Parthien mit den Herrlichkeiten des Sommers geschmückt zu sehen.

Zu den wirklichen Zaubereyen der Gegend kamen noch verschiedne Zusätze der producirenden Phantasie, wodurch das Ganze einen Anstrich von Feerey bekam, mit der sich jeder Fabeldichter befriedigt finden würde. In jenen dichten und schattigten Haynen lies ich einen menschenfeindlichen und gottergebnen Eremiten seine abgelegne Wohnung errichten; zwischen diesen Höhen mußten die frommen Mönche des benachbarten Klosters, mit den geheiligten Bettelsäcken auf dem Rücken, das Erbarmen der Reisenden erflehen; in jener Bergkluft wies ich einer vor Mord und Brand flüchtenden Nonne einen sichern Zufluchtsort an, um durch Thränen und Seufzer den, über

die leichtsinnige Verletzung ihres Keuschheits-Gelübdes, erzürnten Himmel zu besänftigen.

Während ich dies und jenes nach eignem Gutdünken arrangirte, kamen wir in Brüggen an. Ich sah mich hier nahe am Fuße des Harzgebürges und hörte mit inniger Freude, daß wir zwischen dieser und der folgenden Station einen dieser Berge, die Hufen genannt, passiren würden. Mit 4 muntern und muthigen Pferden, welche man uns statt zwey zu dieser Bergpassage aufdrang, jagten wir noch eine zeitlang auf ebnem Boden, durch einen Strich des preußischen Stifts Hildesheim, fort. Nachher gieng's allmählig aufwärts, so daß die Wälder des Thals und die Thurmspitzen der Dörfer immer mehr und mehr an Höhe verlohren. Nur an wenigen Stellen war es sehr steil, sonst kamen wir, durch die vielen Krümmungen des Weges, glücklich auf die Spitze des Berges.

Hier hielten wir stille, damit die Pferde Zeit hätten, Luft zu schöpfen. So hoch wie hier, stand ich noch nirgends. War es Einbildung oder Wirklichkeit? Ich athmete freier, das Blut lief leichter, das Herz pochte lauter; ich schwamm in einem Meere von neuen Bildern und Gefühlen. Ein reinrer Luftstrohm wehte über den entblätterten Waldungen des Berges hin, und bey der melancholischen Finsterniß, die über der unterliegenden Gegend verbrei-

tet war, fiel die Aussicht, auf die ich so sichre Rechnung gemacht hatte, gänzlich hinweg.

Der Weg, der vom Berge hinabführte, war auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, und ging in vielen Krümmungen, zuweilen ziemlich steil, abwärts. Die Passage über diesen Berg hat bei andern Jahrszeiten mehrere Schwierigkeiten, denn die Frachtwagen verderben die Wege. Sobald man an den Fuß des Berges kommt, ist man im Flecken Eimbek, welches, ausser einer reitzenden Lage zwischen Edelhöfen und Dörfern, Wäldern und Ruinen, nichts Merkwürdiges hat. Mit frischen Pferden setzten wir sogleich die Reise über Nordheim, nach Göttingen fort.

Es ist die Universität, die diese Stadt so berühmt macht, und von der die Einwohner größtentheils leben. Die Studirenden (Burschen) geben hier den Ton in Moden und Sitten an; sie haben viele Freiheiten, und führen zum Theil ein üppiges und schwelgerisches Leben. Die Stadt liegt auf einer sandigten Fläche. Manche der benachbarten Landhäuser werden des Sommers von vermögenden Studirenden bewohnt. Die Annehmlichkeiten und Ruinen der umliegenden Gegend veranlassen viele Lustparthien. Man hat eine vortrefliche Promenade rings um die Stadt.

Wir hielten uns hier 2 Tage lang auf, besahen die Universitäts-Gebäude, Bibliothek und andre Merkwürdigkeiten, kamen fleißig mit einigen hier studirenden Landsleuten zusammen, besuchten einige Professoren und ihre Vorlesungen. Des Mittags speisten wir in Gesellschaft vieler Studenten, die, des Tafeldeckers Aussage zufolge, alle vom besten Adel seyn sollten, und waren des Abends in dem gelehrten Club, welcher Zimmer in unserm Gasthofe hatte.

Neunter Brief.

Münden. Gobelins Tapeten.

Den 27sten Januar verließen wir dieses Hannoversche Athen, und kamen gegen Mittag in Münden an. Unterwegs passirten wir das Städtchen Transfeldt, welches, wie Neapel, mit Lava gepflastert ist.

Alles was ich bis jetzt von schönen Landschaften gesehen hatte, war wie nichts gegen der Gegend bey Münden. Ohngefähr eine Meile diesseits der Stadt reiset man zwischen zwey waldigten Gebürgen, die durch ihre Krümmungen einige reitzende Thäler bilden. Links am Wege eilt ein kleiner Bach nach Münden hinab, und rechter Hand sieht man verschiedene wohlverwahrte Eingänge in das Innre der Berge. Man ist nicht im Stande, diese so sorglos hingestreuten Partien zu einem geordneten Ganzen zu bil-

den; denn durch die vielen Drehungen des Weges hüpft das Auge von einer Situation zur andern. Die Ueberraschung ist am stärksten am Ende der Bergstraße. Hier wird die Aussicht plötzlich frei. Das ganze romantische Thal, mit dessen beiden Flüssen; Münden mit allen seinen Schiffen, die schönste, fruchtbarste Gegend stellt sich dem Auge dar. Wäre es nicht allgemein anerkannt, daß das ehemalige Eden in der Nähe vom Euphrat und Tigris gewesen sey — hier, beym Zusammenfluß der Werra und Fulda würde ich die Ruinen davon gesucht haben.

Münden selbst ist ein muntres Städtchen, dessen Lage zwischen zwey Flüssen der Handlung ungemein günstig ist. Es traf sich gerade so, daß man bei unsrer Durchreise 6 Gobelins-Tapeten vorzeigte, die schon ihrer Geschichte wegen merkwürdig sind. Ludwig XVI. gab sie dem Pabst Pius VI. zum Geschenke. In Rom waren sie nur am Frohnleichnamsfeste in der Peterskirche sichtbar. Nach der Einnahme dieser Stadt wurden sie von der Französischen Regierung mit den Effecten des Pabstes öffentlich versteigert, und so kamen sie über Marseille nach Frankfurt, wo sie der jetzige Besitzer erkaufte, ihren ursprünglichen Glanz wieder herstellen ließ, und durch besondre Bearbeitung ihnen eine Feinheit gab, welche die Tapeten von Gobelins nicht haben.

Unter den Meisterwerken, welche das erfinderische Kunstgenie des Menschen jemals hervorgebracht hat, möchte wohl die Fabrik der Gobelins-Tapeten in Paris den ersten Rang verdienen. Der Pinsel des geschicktesten Malers kann die Nüancen des Kolorits nicht schärfer ausdrücken, oder irgend eine Darstellung der Natur näher bringen, als es in diesen gewürkten Tapeten geschehen ist. Das Lebendige derselben springt selbst dem Nichtkenner in die Augen.

Die Gebrüder Gobelins brachten das Geheimniß der Beitzung der Farben nach Patis, und führten hierzu die größten Gebäude auf. Colbert, der für den prachtliebenden Ludwig XIV. Zauberpaläste aufführen ließ, wollte zugleich diese reitzenden Schlösser der Würde des Besitzers gemäß ausschmükken. Die ersten Künstler aus allen Gegenden der Welt wurden demnach unter den glänzendsten Bedingungen nach Paris berufen, man wieß ihnen die Gebäude der Gobelins an, und durch ihren Geist wurde diese Kunst geboren, die bisher kein andres Volk dem genievollen Franzosen nachgeahmt hat, und deren Originale auch vielleicht niemals erreicht werden möchten. Den großen Kostenaufwand waren nur Frankreichs Könige im Stande zu bestreiten, dem Nationalstolze verdankt diese Fabrik ihre Erhaltung, und die Kunstproducte, die sie von Zeit zu Zeit, oft kaum nach einigen Jahrzehenden lieferte, sah man

nur als Geschenke des allerchristlichsten Königs in den Prachtsälen anderer Könige aufgestellt.

Die 6 biblischen Vorstellungen, welche wir sahen, waren die besten, welche jemals aus der Fabrik hervorgiengen. (S. Journal des Debats à Paris de 24 Janvier 1801; und Journal de Francfort de 30. Janvier 1801.) Die Vorstellungen waren folgende:

1. Laban. Jacob verspricht dem habsüchtigen Alten noch 7 andre Jahre um der schönen Rahel willen zu dienen. Die verschmähte Lea sieht man einsam im Hintergrunde des Stücks. 16 Rheinländ. Schuh breit, von 1758.

2. Das Urtheil des Salomo, da er zwischen zwey Müttern entscheidet. 18 Schuh breit, von 1757.

3. Susanna, in dem Augenblicke, da man das Todesurtheil über sie ausspricht. 22½ Schuh breit, von 1776.

4. Esther, entsetzt über den boshaften Plan des Haman's. 18 Schuh breit, v. 1777.

5. Joseph, giebt sich seinen Brüdern zu erkennen. 18¾ Schuh breit, von 1773.

6. Tobias, indem sich seine Augen wieder öffnen. Neben ihm Hanna. In einiger Entfernung Raphael, der Schutzgeist dieser frommen Familie.

Auch das Hündlein, das in dieser Geschichte eine Rolle spielt, ist erinnert. 16½ S. br., v. 1772.

Zehnter Brief.

Kassel. Fatalitäten. Verse.

Als wir diese Tapeten hinlänglich besichtigt hatten, verließen wir Münden, wo man uns, eben so wie in Brüggen, 4 statt 2 Pferde aufdrang. Der Lutterberg, den wir nun zu passiren hatten, ist etwas steil; die Straßenpolizey hält darauf, daß man sich eines hölzernen Hemmschuh's, statt der eisernen bedient, den man mit sich zu führen pflegt. Dieser Weg macht die Gränze zwischen dem Kurfürstenthum Hannover und dem Kurfürstenthum Hessencassel aus; er ist zugleich die Gränze der Plattdeutschen Sprache, ich möchte sagen, des schwarzen Brodts und des Kornbrantwein's. Von der Höhe des Berges hat man eine reitzende Aussicht über die Herrlichkeiten der umliegenden Gegend, unter denen sich die Residenzstadt Cassel, in einem Abstande von 1½ Meile, sehr vortheilhaft dem Auge darstellt.

Des Nachmittags um 5 Uhr kamen wir in dieser Stadt an, und traten im Gasthofe zum König von Preußen ab. Des Abends nach Tische besuchten wir im Reisehabite den öffentlichen Maskenball. Der Hof war diesmal nicht zugegen; sonst war die Ge-

sellschaft sehr zahlreich, der Ton ungezwungen, die Musik vortreflich, die Masken sehr verschieden, zum Theil kostbar, das Opernhaus, wo man tanzte, groß, geschmackvoll und prächtig erleuchtet. Man führte zugleich eine Parforcejagd auf. Wir giengen nach Hause; ehe die Gesellschaft sich demaskirte; ich sage daher nichts von der hiesigen galanten Welt, oder vom wirklichen Aussehen des schönen Geschlechts in Cassel.

Den 28sten sahen wir uns in dieser Stadt um. Sie ist nicht allein eine sehr schöne, sondern eine wirklich prachtvolle Residenz, und nach Küttners Rangordnung die vierte der sehenswürdigsten Städte Deutschlands. Der wissenschaftliche Reisende findet hier reiche Sammlungen von Natur- und Kunstprodukten, mehrere gelehrte Societäten und Kunstacademien, Bibliotheken und Bildergallerien, Münz- und Modelkabinette. Liebhaber der Kunst können hier in Kirchen und Pallästen italienische Mauer- und Baukunst studieren, und die öffentlichen Plätze zeigen ihm die vortrefflichsten Meisterstücke der Gieß- und Bildhauerkunst. Die Schauspiele und andre gesellschaftliche Belustigungen geben den Reisenden angenehme Zerstreuungen, besonders aber laden die öffentlichen Promenaden und Kurfürstlichen Gärten zum fleißigen Besuche ein. Sowohl durch Natur als durch Kunst ist Cassel so vortheilhaft ausgezeichnet,

daß mir auf der ganzen Reise keine so schöne Stadt, wie diese, vorgekommen ist.

Man sagt, der jetzt regierende Kurfürst Wilhelm IX. sey Besitzer unermeßlicher Reichthümer. Es kann gerne seyn. Den Einwohnern der Hauptstadt sieht man's zum Theil sehr leicht an, daß sie um so viel weniger haben. Wir sahen diesen hochfürstlichen Landesvater seine Wachtparade commandiren.

Cassel hat keinen Handel, und der Kunstfleiß findet hier nicht viel Ermunterung und Unterstützung. Der größte Theil von Cassels Einwohnern lebt daher vom Hofe, von den civilen und militairen Staats- und Hofbedienten. Da aber die Oeconomie des Kurhauses sehr strenge, und der Sold durchgängig sehr geringe ist, so sieht man Armuth und Dürftigkeit beinahe über alle Stände verbreitet.

Der Kurfürst wohnt und führt seinen Hofstaat für sich selbst, an einem eignen Orte in der Stadt. Seine Gemahlin, die als dänische Prinzessin den Titel: Königliche Hoheit führt, bewohnt das Residenzschloß. Des Sommers hält sich der Kurfürst auf Wilhelmshöhe auf, welches, nach den Beschreibungen desselben zu urtheilen, eher als irgend etwas anders zu den Wundern der Welt gerechnet werden kann. Der Winter, besonders aber die Kürze der Zeit, erlaubte es mir nicht, dahin zu reisen.

Das

Das Hessencasselsche Militair besteht, eben wie das damalige Hannöversche, aus lauter schönen und ausgesuchten Leuten, nur die Uniform war bei weitem nicht so ungezwungen und geschmackvoll.

Bey der Table d'Hôte fanden wir angenehme Gesellschaft, und die brillianteste Bewirthung diesseits Cassel.

Von hier gieng die Reise über Wabern, Jesberg, Holzdorf, Marburg, Gießen, Butzbach, Friedberg nach Frankfurt am Mayn. Auf diesem Wege waren wir vom 28sten des Nachmittags, bis zum 30sten des Vormittags.

Auf dieser Tour sieht man einen großen Theil des Holz- Korn- und Weinreichen, von der Werra, der Fulde und der Lahn durchströmten, Kurfürstenthums Hessencassel, dessen Einwohner ein viel rascheres, freyeres und muntreres Ansehen, wie die der Hauptstadt hatten, obgleich sie unter eben derselben Regierung leben.

Durch das ganze Land hat man vortrefliche Wege, promte Expedition auf den Stationen, zuvorkommende und reichliche Bewirthung in den Wirthshäusern. Man reiset zwischen den entzückendsten Naturabwechslungen, von Höhen und Bergen, von Thälern und Ebnen, von Wäldern und Weinbergen; man befindet sich in einem Labyrinth von Seen und Flüssen, von Lustschlössern und veralteten Ruinen.

Man fühlt sich hier unter dem mildern Himmelsstriche des Südens, und bemerkt den Einfluß desselben an der Wärme der Sonne, an der Länge der Tage, an den Produkten der Erde, und an dem Luxus der bey Tische herrscht. Der Wein ist schon hier ein gewöhnliches Getränke, die Fruchtbäume wachsen am Wege und in waldigten Gruppen. Jenseits Cassel haben die Mägde nichts mit Aufwartung der Fremden zu schaffen, sie kommen den Reisenden nicht vor die Augen; aber schaarenweise ist man umgeben von sogenannten Kellnern und Hausknechten, deren Anzahl sich nach dem kleinern oder größern Verkehr der Auberge richtet.

Unterwegs hatten wir zwey Fatalitäten, die, weil es die ersten auf der Reise waren, nicht unberührt bleiben dürfen. Zwischen den Stationen Holzdorf und Marburg bekamen wir einen tückischen Postillion; denn durch ganz Deutschland ist es den Postillionen erlaubt zu wechseln, wenn sie sich auf der Hälfte des Weges mit gleich vielen Vorspannpferden begegnen, so daß sie nur die halbe Tour für volle Bezahlung machen. Der Reisende verliert auch nichts dabey, als die Zeit, die beym Umspannen verlohren geht. Unser neue Schwager hatte gute Pferde, und doch fuhr er auf dem besten Wege Schritt vor Schritt. Wir baten, schalten, versprachen Trinkgeld, drohten mit Anklage — vergebens, er fuhr fort auf seine

Weise und kehrte sich nicht an unsre Eile. Weniger erbittert wegen der Zeit, die so unnöthiger Weise für uns verlohren gieng, als über die beyspiellose Hartnäckigkeit des Postillions, kam ich in Marburg an. Hier spannte er ab und ritt fort, ohne uns das schuldige Trinkgeld abzufordern. Der Postmeister erklärte uns diese seltne Erscheinung folgendermaßen: „Er wird's schon holen; denn sie sollen ihn auch nach Gießen haben.“ Mit Entsetzen hörten wir diese Nachricht, klagten über sein schlechtes Fahren, über sein tückisches Wesen; aber die Reihe war an ihn und wir mußten uns in unser Schicksal zu finden suchen. Der Postmeister wußte uns keinen andern Rath zu geben, als Strenge zu versuchen, wenn Güte nicht bessern wollte.

Nach Verlauf einer Stunde kam derselbe Postillion mit andern Pferden und begann auf gleiche Weise. Anfänglich suchten wir ihn durch gute Worte und Versprechungen zum bessern Fahren zu bewegen; aber es half nicht. Wir drohten ihm mit Schlägen, und er hielt stille, stieg ab, wollte abspannen und uns auf der Landstraße sitzen lassen. Es war eine fatale Lage, worin er uns setzte, und doch mußten wir den Weg der Güte einschlagen, und ihn in dem freundlichsten Tone, der sich in ähnlichen Umständen hervorbringen ließ, auf andre Gedanken zu bringen suchen. „Naa Schwager! sey kein Narr, wir müs-

sen ja nach Gießen" — durch diese liebreiche Anrede brachten wir ihn zum Fahren; aber er fuhr um nichts besser. Nachher vermißte er seinen Tabaksbeutel; wir reichten ihm den unsrigen, und diese Gefälligkeit hatte den glücklichsten Einfluß auf unser Fortkommen. Er jagte mit uns von diesem Augenblicke an über Stock und Stein, so daß wir, des vorigen Zeitverlust's ungeachtet, in weniger als $2\frac{1}{2}$ Stunde in Gießen eintrafen.

Die Zeit, die wir bei der zweyten Thorheit des Postillions gewannen, verlohren wir zehnfach durch die folgende Fatalität, die eine unmittelbare Folge der vorhergehenden war, und die mich ganz von der Richtigkeit des alten Sprüchworts überzeugte: Zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Müde von dem blitzschnellen Fahren des Marburger Postillions, setzte sich unser Wagen, zwischen Butzbach und Friedberg, in der sogenannten Wetterau, unserm Fortkommen entgegen. In der Finsterniß, die uns umgab, konnten wir den Fehler nicht finden, und mußten nicht allein bis zur Station gehen, sondern auch alle Kräfte unsrer Arme anwenden, um der Kalesche, die auf den Rädern schwankte, das verlohrne Gleichgewicht zu geben. Auf diese Weise kamen wir spät des Abends in Friedberg an, wo wir wider unsern Willen übernachten mußten, um den Patienten zum folgenden Morgen curiren zu lassen.

Wären auch auf dieser Tour der Merkwürdigkeiten noch so viele, so war meine Reise viel zu schnell, als daß ich etwas über dieselben zu sagen im Stande seyn könnte. Nur das Bekannteste will ich bemerken.

Marburg ist eine Bergstadt mit einer Universität, Bibliothek und einem Pädagogium, in einer weinreichen und höchst angenehmen Gegend. Die Stadt trägt die Spuren des Alters an sich, viele Häuser drohen den Einsturz, und die Straßen laufen gleichsam über einander her, so daß mir des Umwerfens und Halsbrechens wegen angst und bange wurde. Hoch über der Stadt liegt ein altes Schloß, welches eine unbeschreiblich herrliche Aussicht gewährt.

Gießen ist ebenfalls eine alte Stadt, in der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, hat eine Universität, Bibliothek, ein Pädagogium und Observatorium. Beynahe an den Wänden aller Häuser sieht man gemahlte Verse, von denen ich einige zur Probe mittheile.

1. Dies Haus steht in Gottes Hand,
Der Herr behüt's vor Mord und Brand,
Die Hausfrau und die Kinderlein
Laß dir, o Gott, befohlen seyn.

---

2. Christum lieb haben, ist besser denn alles wissen,
Bauherr, Johann Nissen.

---

3. Dies Haus baut Caspar Ebermann,
Behüt's mein Gott, zünd andre an.

4. Bespreng uns Herr Jesu mit deinem Blut
Wie der Vogel Pelican mit seinen Jungen thut.

Zwischen Friedberg und Frankfurt kommt man beinahe mit jeder Stunde auf den Grund und Boden eines andern Herrn. Neben der Straße, die durch das Territorium des Deutschen Großmeisters von Mergentheim führt, sahe ich die ersten Krucifixe. Nahe bei Friedberg sieht man das, aus den Zeiten des 7jährigen Kriegs berühmte, Johannisberger Schlachtfeld.

Eilfter Brief.

Frankfurt. Die Reise nach Stuttgard.

In der Kaiserlichen freyen Reichsstadt Frankfurt am Mayn waren wir vom 30sten Januar bis zum 4ten Februar. Schneller wie Stunden verstrichen uns diese Tage in dieser angenehmen Stadt. Unser Logis, im englischen Hof, war voll von Fremden aus allen Gegenden. Bei der Table d'Hôte war die gemischteste Gesellschaft, die man sich denken kann: Täuen, Prinzen, Gelehrte, Kaufleute, Reisende, mit und ohne Titel. Viel angenehmer würde die Conversation gewesen seyn, wenn nicht immer eine

Menge Juden, die um die Tische herumliefen, die Gäste unterbrochen hätten.

Die katholischen Kirchen besuchte ich täglich, um mich mit der Art, auf welche die Katholiken Gott verehren, und sich erbauen, bekannt zu machen. Meine erste Tour war nach der Domkirche, einem uralten, irregulairen und finstren Gebäude, welches nicht den mindesten Anstrich von der Herrlichkeit hat, die ich an einem Orte zu finden glaubte, in welchem sich die römischen Kayser wählen und krönen lassen. Ich besahe das Wahl-Conclave und ließ mir alle Krönungs-Ceremonien beschreiben. Von da gieng ich in die Kaiserlichen Kur- und Speisesäle im Römer, wo man auch nichts anders sieht, als daß sie alt und baufällig sind.

Von Frankfurts öffentlichen Winter-Belustigungen genoß ich so viele, als es die Kürze der Zeit erlaubte. Dreymal war ich im Schauspiele und sah: den Spiegel von Arcadien, die Sonnen-Jungfrau, und Rollos Tod. Das hiesige Theater und Orchester steht in gleichem Range mit den besten Deutschlands. Nirgends habe ich einem so brillianten Balle beygewohnt, wie hier. Den letzten Abend war ich im Concert, welches von Liebhabern der Musik gegeben wurde. Die Entree-Carte unsers Banquiers verschafte uns freyen Zutritt zu allem diesem und gab

uns täglich Gelegenheit den Klub und seine Lesezimmer zu frequentiren.

Von Bekanntschaften unter den Gelehrten erinnere ich mich mit großen Vergnügen zweyer Männer, nemlich Doctor Hufnagel, bekannt als Theologe und Redner, und Doctor Medio. Ebel, bekannt aus seinen Schilderungen der Gebirgsvölker der Schweitz, und aus seiner Anleitung auf die nützlichste und angenehmste Art die Schweitz zu bereisen. Wenn ich nicht irre, so schenkte die ehemalige Central-Regierung der Schweitz, dem Verfasser dieser beyden Schriften das Helvetische Bürgerrecht.

Frankfurt hat viele prächtige Gebäude und fürstliche Palläste. Eben so hat man hier verschiedne gemeinnützige Stiftungen, wissenschaftliche Anstalten und reiche Sammlungen von Natur- und Kunstproducten. Die 400 Fuß lange Maynbrücke verbindet Frankfart mit Sachsenhausen. Ringsum die Stadt, besonders längs den Ufern des Maynstroms hat man höchst angenehme Promenaden; aber der Winter erlaubte es mir nicht sie zu besuchen. Ich mußte es also darauf ankommen lassen, ob ich Frankfurt auf der Retour in einer günstigern Jahrszeit sehen würde.

Der Reisende kann sich hier sehr leicht im Briefwesen irren; denn die Posthäuser liegen zerstreut. Man ist hier, wie in den meisten großen Handels-

städten, sehr artig und gastfrey gegen Fremde, so daß man mit wenigen Addressen viele frohe Stunden in den besten Familienkreisen verleben kann.

Den 4ten Febr., des Morgens um 7 Uhr verließen wir Frankfurt, setzten ununterbrochen, und ohne die geringste Widerwärtigkeit, die Reise über Darmstadt, Heppenheim, Weinheim, Heidelberg, Sinzheim, Fürfeldt, Heilbron, Ludwigsburg nach Stuttgard fort, wo wir den 5ten des Abends um 6 Uhr eintrafen.

Die Tour von Heidelberg nach Frankfurt machten wir auf der Heimreise in weniger Eile und in einer Jahrszeit, da sich die Herrlichkeiten der Gegend, und besonders die berühmte Bergstraße, im vollsten Glanze zeigten. Ich übergehe daher diesmal diese reitzende Strecke mit Stillschweigen, und bemerke blos, daß sie selbst in der traurigen und einförmigen Wintertracht den Reisenden frohes Entzücken einflößt.

Hinab zum Neckarfluß kamen wir an dem angenehmsten, stillsten und hellsten Winterabende, den ich je erlebt habe. Der Anblik von Heidelberg frappirte mich ausserordentlich. Diese Stadt ist berühmt durch ihre Lage am jenseitigen Ufer des Flusses; in der Mitte von hohen, mahlerischschönen Bergen; sie zeigte uns Deutschlands herrlichste Burg, als einen Ueberrest uralter Fürstenpracht. Zwar ist

diese Burg, durch die zerstörende Macht des Kriegs des Blitzes und der Zeit, zertrümmert; aber selbst in dem hinabgestürzten und baufälligen Ruinen sieht man die sprechendsten Monumente menschlicher Macht, doch zugleich die unverwerflichsten Zeugen der Vergänglichkeit menschlicher Größe und Herrlichkeit.

Gerne hätte ich hier einige Tage verweilt, um mit der hohen, und unbeschreiblich schönen Natur um Heidelberg her bekannt zu werden; aber auch hier war mir der Winter im Wege. Nach Verlauf einiger Stunden setzten wir daher die Reise fort, um dem Frühlinge und der Schweitz entgegen zu eilen.

Kaum waren wir über die schöne Neckarbrücke in Heidelberg angelangt, so begegnete uns ein betäubendes Geräusch von Schellen, Peitschenknalle und Hurrarufen, welches uns nicht lange daran zweifeln ließ, daß sich die Academischen Bürger auf eine Schlittenfahrt begeben hatten. Das Sonderbarste beym ganzen Aufzuge schienen mir die vielen Fackeln zu seyn; denn der liebe Mond schien so helle, daß diese von weniger oder gar keiner Würkung waren. Der Postillion brachte uns auf Verlangen zum nächsten Gasthof, wo wir uns durch etwas Abendessen zu der nächtlichen Reise vorbereiten wollten. Unter andern Bürgern der Stadt, die sich bei ihren Pfeiffen und einem Schoppen Wein die Abendstunden vertrieben, fanden wir ein kleines gesprächiges Männchen, wel-

ches es sich recht angelegen seyn ließ, uns zu unterhalten. Von dem berühmten Heidelberger Faß kam er auf die Weinsorten der umliegenden Gegend, und von den heurigen auf den 83ger des Wirths. Er stellte uns denselben in einem solchen Lichte dar, daß wir nicht umhin konnten uns eine Flasche der Art zum Dessert reichen zu lassen. Zwar war er theurer, wie der gewöhnliche Tischwein; doch fanden wir ihn nicht besser; indessen — was konnte der Mann dazu, daß wir nicht seinen Geschmak hatten, ihm schmeckte er um so viel besser. Der Wein öffnet das Herz. Auch seine Offenheit gieng so weit, daß er uns unter vielen Seufzern und Händeringen klagte, er könne sich nie verheirathen. Ich glaubte, er sey ein Castrat. „Ach nein! antwortete er, ich bin noch weit übler dran, ich bin Chorherr.“ — „Ein Chorherr, fiel ich ihm in die Rede, und hatte Mitleiden mit seiner kummervollen Mine, in welcher man die Unannehmlichkeiten des Cölibats deutlich lesen konnte, ein Chorherr, in diesen Kleidern, in dieser Gesellschaft von Lutheranern und Calviniſten.“ Genug er war Chorherr und hatte, seitdem Heidelberg unter Badensche Herrschaft gekommen war, nichts von seiner geistlichen Würde zurück behalten, als die Einschränkung unverheirathet leben zu müssen.

Nach Tische, ohngefähr gegen Mitternacht, setzten wir die Reise fort, und kamen den folgenden Tag

gegen Mitag in der Kurfürstlich Würtembergischen Sommer Residenz Ludwigsburg an. Wir besahen diese schön gebaute Stadt, mit ihren schönen Alleen und Bosketten, das prächtige und sehr weitläuftige Schloß, die reitzenden Gärten desselben, die Menagerie mit den seltnem Thieren, unter denen sich eine Anzahl Kanguroos, deren Fleisch auf der fürstlichen Tafel servirt wird, befindet. Des Abend um 6 Uhr kamen wir in Stuttgard an.

Auf allen Heerstraßen Deutschlands, sieht man manche von den sogenannten Hauderern, die durch's ganze Land mit ihren Waaren reisen. Zum Transport derselben brauchen sie große Karren, vor welche sie, nach der Beschaffenheit der Ladung 2, 4, 8, bis 10 Pferde spannen, welche nicht 2 und 2 neben einander gehen, sondern eins hinter dem andern gespannt sind. Es ist unglaublich, was eine solche Karre aufnehmen kann. Das erste Pferd ist gerne mit einer Schelle versehen, um des Nachts zu signalisiren. Kommen mehrere solcher Karren in Gesellschaft, so nehmen sie durch die vielen Vorspannspferde, eine unglaubliche Strecke Weges ein.

Derjenige, der wohlangebaute und gesegnete Länder, hübsche Städte, ein muntres Volk, herrliche Wege und Wirthshäuser, und besonders einen guten Tisch finden will, der reise nach Schwaben. Man sieht hier keine Handbreit Erde unbenutzt. Das fla-

che Land ist reich an Getrayde und Gartenfrüchten, alle Anhöhen an Obst, alle Berge an Wein. Man behandelt hier den Reisenden mit vieler Höflichkeit und Gastfreundschaft. Das Schwäbische Deutsch ist etwas unverständlich für ein ungewohntes Ohr. aber es klingt sehr gut im Munde der Schwaben.

Zwölfter Brief.

Stuttgard. Ankunft in der Schweitz.

Stuttgard, die Haupt- und Residenzstadt, liegt zwischen angenehmen Gärten und reichen Weinbergen. Viele Straßen und Häuser fallen sehr gut in die Augen. Das Schloß hat einen sehr großen Umfang, und nimmt, mit dem dazu gehörigen Paradeplatze, den Promenaden und anderweitigen Gebäuden, einen großen Theil der Stadt ein. Außer der kurfürstlichen Bibliothek hat man hier die seltenste und vorzüglichste Bibelsammlung in Europa. Auf dem alten Schloße sieht man das Naturalien- und Kunstkabinet. Berühmt ist die Bildergallerie und eine Sammlung von 30000 militärischen Rissen und Planen. Im Universitätsgebäude sieht man kostbare Sammlungen von Alterthümern. Auch ist hier eine Academie für die Maler-Bildhauer- und Baukunst, und eine im Jahr 1801 errichtete Societät für Liebhaber der Naturgeschichte. Im Gymnasium wohnte ich eines Vormit-

tags dem Unterrichte in allen Klassen bey, und wurde bey dieser Gelegenheit mit einer wohlorganisirten Stiftung und mit verschiedenen Gelehrten der Stadt bekannt, unter denen die Herrn Professoren Drüq und Hopf sehr viele Freude über den Zwek unserer Reise nach der Schweitz äusserten.

Das Stuttgardter Theater hält man für das größte in Deutschland. Ich sahe die Hussitten vor Naumburg zum ersten Mahl, doch ohne sonderlichen Beifall, aufführen. Bei dieser Gelegenheit sahe ich den Kurfürsten mit seiner Familie und zahlreichen Suite. Nicht sehr lange noch meiner Abreise von Stuttgard las ich die merkwürdige Anordnung, daß im Schauspielhause, von Seiten des Publicums weder applaudirt, noch gepfiffen, ja ich glaube auch, nicht einmal geweint oder gelacht werden dürfte, so lange nicht aus der herrschaftlichen Loge das Signal zu diesen Aeußerungen gegeben worden.

Unser Logis im Waldhorn war das erste und beste in Stuttgard. Eine Menge Kellner besorgten die Aufwartung bey der Table d'Hôte und auf den Zimmern. Bey Tische herrscht ein Luxus und Ueberfluß, der mich in Verwundrung setzte. Noch mehr aber befremdete mich die Nachricht, daß es in der Schweitz noch weit üppiger hergehen sollte. Etwas nach dem Mittagsessen nahm die sogenannte Abend-Societät ihren Anfang. Eine Menge Gäste, entweder Rei-

sende oder Einwohner der Stadt, Officiere, Beamten u. dergl. versammelten sich, bey einem Schoppen Wein und etwas Brod, zur Conversation. Der Fremde kann nicht nur in diesen Zusammenkünften angenehme Bekanntschaften machen, sondern sich auch bey dieser Gelegenheit von vielen lokalen und interessanten Dingen unterrichten. Nachher geht diese Gesellschaft aus einander, um das Schauspiel oder privat Gesellschaften zu besuchen.

Der Dichter Matthison, der sonst gewöhnlich in Stuttgard zu wohnen pflegt, war abwesend, doch machten wir seine Bekanntschaft in der Schweitz. In den Häusern des seeligen Hofrath Hubers, des Hofmedicus Jägers und des Kammerrath Pfaffs genossen wir manche frohe Stunden. Bey dem Letztern trafen wir in einer Mittagsgesellschaft einen gewissen Eisenbriß an, der in Burgdorf bei Pestalozzi gewesen war. Er gab uns manche vorläufige Nachricht von dem Personale des Instituts und andern Lokalumständen, obgleich er nicht genau mit der Methode selbst bekannt zu seyn schien.

Nachdem wir 4 frohe Tage in Stuttgard verlebt hatten, verließen wir diese Stadt den 10ten Februar des Morgens um 8 Uhr, nahmen andre Pferde in Waldenbusch, und kamen zu Mittag in Tübingen an. Hier besahen wir das sogenannte Stipendium für theologische Studirende. Alles hatte

hier eine sehr finstre Physionomie. Das Gebäude war noch eben so, wie es die Mönche vor 100 Jahren verlassen hatten Die katholische Kapelle war in die Universitäts Bibliothek verändert. Die Studenten gehen beständig in langen schwarzen Mänteln. Im Speisesaal ist eine Kanzel, auf der sich die Studenten üben sollen. Wenn ich nicht irre, so soll einer predigen, während die andern speisen.

Des Nachmittags verließen wir Tübingen, fuhren in der Nacht über Hechingen, nicht weit von den merkwürdigen Ueberbleibseln der Feste Hohenzollern, Altlingen, passirten die Brücke, die über die, noch schmale, Donau führt, und kamen des Morgens um 5 Uhr in Duttlingen an.

Hier hielten wir uns ein Paar Stunden auf, um bey vollen Tagelichte den Berg Witthöf, von dem man die Aussicht auf die Alpen, den Constanz-See u. s. w. hat, zu passiren. Da wir aber die Höhe des Berges erreichten, sahen wir kaum die Pferde vor den Wagen vor Schneegestöber. Der östliche Wind war so durchdringend, die Luft so kalt, daß alle unsre Verwahrungsmittel wie nichts gegen die Kälte waren. Auf der ganzen Reise hatten wir es nicht so übel, wie bei der Passage über diesem Berg. Der Weg war vom Schnee übel zugerichtet. Da wir aber hinab kamen, wurde er um so viel besser und die Luft milder. Die ganze Gegend schien

mit

mit Anhöhen und Bergen bestreut, durch welche sich der Weg in hundert Krümmungen schlängelte. Wir kamen nach Engen. Hier sahen wir die ersten Schweitzer-Zeitungen, die uns die sehr unangenehme Nachricht gaben, daß Reisende, nicht nur an den Gränzen, sondern auch im Innern der Schweitz überfallen und geplündert würden. Im Wirthshause bewieß man uns die Wahrheit dieser Nachricht durch viele Beispiele.

Die frischen Pferde, die wir in Engen bekamen, brachten uns über die Berge und durch den Schnee, und nach Verlauf einer Stunde hielten wir an der Gränze zwischen Deutschland und der Schweitz. Verzeihe es, wenn ich dich ersuche, hier ein wenig zu verweilen — auch wir kamen nicht so geradeswegs in die Schweitz hinein, sondern ein Zufall, der zwar an und für sich selbst nicht selten, aber mir sehr abendtheuerlich, wichtig und unvergeßlich ist, hielt uns hier eine Weile auf. Ich würde ohne Umstände zur Sache selbst gehen, wenn mir nicht bange wäre, daß du dieselbe ein wenig zu poetisch finden möchtest; daher sey es zum Voraus gesagt, daß es mit dem Folgenden seine buchstäbliche Richtigkeit habe. Wir hatten schon einige hundert Meilen gemacht, hatten gefährliche Stellen, zuweilen in der schwärzesten Finsterniß passirt, und waren immer gut davon gekommen. Und hier, auf ebner Erde, beym vollsten Mit-

tagslichte, mußten wir umwerfen. Du denkst gewiß: einen Büchsenschuß von der Gränze mag's doch wohl gewesen seyn; aber nein! gerade beym Gränzpfahl geschah es. Der Schnee hatte die Spur unkennbar gemacht, wir kamen vom Wege, ohne daß wir's wußten. Im Falle rief der Kutscher Jesus und Marie an; ich sprach vom Teufel, dem blinden Michel u. dergl., und Ström bat, daß ich doch wenigstens nicht auf dänisch fluchen möchte, wenn ich vom Postillion verstanden werden wollte. Wir und unser Wagen kamen bald wieder in gehörige Stellung, und unbeschädigt setzten wir die Reise fort — aber „halt! ein Radnagel ist verlohren" — rief ich dem Kutscher zu. Er ließ uns in der Schweitz halten, um denselben in Deutschland aufzusuchen. Ein Paar Stunden nach diesem kuriösen Einfall in die Schweitz, so ohngefähr des Nachmittags um 3 Uhr, kamen wir in Schafhausen an.

Dreyzehnter Brief.

Die Schweitz.

So sind wir denn, nach einer beinahe 6 Wochen langen Reise, unter Schlafen und Wachen, unter Scherz und Ernst, auf den Einen und untheilbaren Territorium der Helvetischen Republik angelangt. Hier beginnt also, der von Meistern und Pfuschern

beschriebene — in Versen und in Prosa besungene — auf zahllosen Reliefs und Kupfern abgebildete — von Menschen aller Zonen und Völker besuchte Erdstrich — des Schöpfers Meisterstück, der Gottheit Fußschemmel. Mit den Idyllen der Fabeldichter vor Augen sehe ich mich umgeben von einer Menge Erwartungen und Aussichten, von Bildern und Träumen. In diesem so wunder- und contrastvollen Lande sehe ich das üppigste Leben, neben dem scheußlichsten Tode der Natur; den reichsten Ueberfluß der Erde, neben einer gänzlichen Nacktheit; ich durchwandre alle Grade von Neapels Wärme, bis zu Nord-Caps Kälte; von unterirdischen Bergklüften klettre ich zu den schwindelnden Regionen der Oberwelt hinauf; ich bete den ewig Erhabenen an, wo er lächelt und wo er dräut; ich singe mit Lavater:

O, schön gebautes Schweitzerland!
Wie seg'n ich freudig dich!
Die alles baute, Gotteshand,
Die baut es auch für mich:

Wie herrlich wundervoll und schön,
Herr Gott! ist diese Welt!
Wie ewig deine Berge stehn,
Wo du sie hingestellt.

Welch' Land, ist diesem Lande gleich!
So ganz zur Lust gemacht.

So fruchtbar, und so quellenreich,
So voll von Gottespracht.

Altäre Gottes sollt ihr seyn,
Altäre voll von Lob,
Ihr Schneegebürg', ihr Alpenreihn
Die Gott so hoch erhob.

Nie schau des Schweitzers Aug' euch an,
Sein Herz sey Lobgesang!
Und wer die Saite rühren kann,
Des Saite singe Dank!

Ja freyer Schweitzer! jeden Tag
Freu dich dein Vaterland!
Und Fremdling! schau, was doch vermag
Des Herren starke Hand!

Natur! du athmest frohen Sinn
In Aug', und Mund und Brust!
Giebst täglich uns so viel Gewinn
Und täglich neue Lust.

Nicht allein dem Lande, sondern auch den Bewohnern desselben eilte ich erwartungsvoll entgegen. Ich stellte es mir äußerst interessant und merkwürdig vor, mit einem Volke, dessen häusliche und ökonomische Existenz, dessen bürgerliche und politische Verfassungsart, dessen körperlicher Zustand, Beschäftigungen und Bedürfnisse, nach Beschaffenheit der Lage und des

Klimas, dessen Sprache und Religion so unendlich verschiedene Variationen darbieten, bekannt zu werden. Ich brannte vor Begierde ein Volk zu sehen, von dem die Geschichte sagt, daß es sich auszeichnet durch Vorliebe für die Sitten und Gewohnheiten seiner ehrwürdigen Vorväter, durch Worthalten ohne Eid, durch Treue, auch in fremdem Solde, durch eine Vaterlands- und Lokalliebe ohne Beyspiel, durch Abscheu vor Knechtschaft, Wollust, Ueppigkeit und Modesucht. Ich setzte es mir vor, (und ich blieb diesem Vorsatze getreu), daß ich den Schweitzer in allen Lagen sehen wollte: den übermüthigen Patricier, und den sorgenfreyen Hirten, den aufgeblasenen Prälaten und den Eremiten in seiner einsamen Hütte; aufsuchen wollte ich den Menschen, in glänzenden Prachtsälen, hinter den stillen Klostermauern und auf kummervollen Wallfahrten. So weit es sich mit den Karakter eines ehrlichen Menschen vereinigen ließe, wollte ich die Rolle eines Katholiken und Protestanten, eines Aristokraten und Patrioten spielen, je nachdem Zeit und Umstände es erforderten.

Unter diesen Vorsätzen und Aussichten las ich folgende Stelle bey Reichard, dem berühmten Verfasser des Guide des voyageurs en Europe, die ich, weil ich sie so ganz mit meinen spätern Erfahrungen übereinstimmend finde, nicht anders als anführen kann.

„Was ich vor funfzehn Jahren sah, als ich das letztemal die Schweitz bereiste, paßt nicht mehr auf die Schweitz von heute. Wo sind die Herrlichkeiten der Städte Helvetiens? Die Trophäen, der Stolz der tapfern Vorfahren? Die vollen Speicher, Schatzkammern und Arsenäle? Der Frohsinn, die stolze Zufriedenheit, das Gefühl der Unabhängigkeit auf allen Gesichtern? Wo ist die Blüthe der Jugend? Wo sind die Denkmäler des Fleißes? Wo die blökenden Heerden der Alpen? — Bern — von Friedrich dem Großen gepriesenes Bern — der Reisende, der durch deine weiten Gefilde und Berggelände wandelte, brauchte nicht erst nach den Wappen des Landes sich umzuschauen; ein Blick auf den Wohlstand um ihn her beurkundet ihm schon, daß er in dir und deinem wohlverwalteten Staate sey! Die Thäler und Alpen der kleinen Cantone, voll hochherziger, glücklicher Bewohner, bequemer Wohnstätte, sorgfältiger Kultur, ach! der größte Theil von ihnen ist wieder in den Zustand gerathen, in welchem er unter Julius Cäsar war; der fremde Wanderer, der unter den Grabhügeln der erschlagenen Nachkommen von Arnold von Winkelried, an den Schutthaufen von Stanz und Schindeleggi, in den verarmten, oft menschenöden Thälern von Glaris, Schwytz, Wallis reiset, muß von eben den Gefühlen wehmüthigen Entsetzens ergriffen

werden, wie der, welcher eine einst lachende Gegend nach den Verheerungen eines Erdbebens betritt. — O du! von Uebermuth und höhnender Gewaltthat zertretenes, mit dem Blut deiner besten Söhne getränktes Land! O du! vormals glückliche und blühende, nun durch die Gräuel des Kriegs entweihte, durch Zwietracht geschändete Schweitz! Von einem Pol zum andern erscholl nur eine Klage über deinen Fall! Unter allen, von den Stürmen der Revolution gebeugten, zerrütteten Reichen und Ländern wurde keines so innig, keines von Freund und Feind so allgemein betrauert, wie Du! Aber nur ein Gott, und nur Jahrhunderte von Ruhe und Frieden vermögen deinen künftigen Generationen wieder zu geben, was die gegenwärtige verlohr.“ Die neuen Ereignisse von 1802 gehören nicht hierher. Eines blieb der Schweitz, was unveränderlich, und von allen Revolutionen unabhängig ist, ihre Naturschönheiten. Diese, und die Erinnerung, und die Neugier zu schauen, wie's war und wie's nun ist, werden immer Karavanen von Wanderern dahin locken.

Vierzehnter Brief.

Der Rheinfall. Basel. Ankunft in Burgdorf.

An dem Schafhauser Thor sah ich die ersten französischen Soldaten; denn damals behandelte man die

Schweitz, wie die unmündige Tochter der großen Nachbar-Republik, deren Militair in alle helvetische Städte vertheilt war. Statt der schönen, in vielen Beschreibungen erwähnten, aber in der Revolution zerstörten Rheinbrücke, fanden wir eine, in aller Eile zusammen gestolperte Fußbrücke. Wir logirten uns in der Krone ein, wo wir gleich viele Spuren von dem Luxus antrafen, den man uns in Deutschland prophezeiht hatte.

Du weißt, guter W., daß der Rheinfall, eine kleine Stunde von Schafhausen, eine der merkwürdigsten Naturscenen in der Schweitz ist, und kannst also wohl denken, mit welchem Verlangen wir diesem Schauspiele entgegen eilten. Um Zeit zu gewinnen, setzten wir uns gleich nach unsrer Ankunft in einen Schlitten, der gerade angespannt war, und fuhren, von einem kundigen Führer begleitet, dahin. Kaum ist man ausserhalb der Stadt, so hört man schon ein dumpfes Getöse, welches allmählig ganz betäubend wird, je nachdem man sich dem Schauplatze nähert. Nahe am Fall hört man sein eignes Wort nicht, kaum den Schall einer Pistole.

Ich darf mich nicht daran wagen, dir die Wirkung dieser ausserordentlichen Naturscene zu beschreiben. Mehrere reitzbare, enthusiastische Zuschauer haben sich in diesem Getöse und in diesem Hurlumhey

so ganz vergessen, daß sie sich in die schäumenden Wogen dieses empörten Elements hinein gestürzt haben.

Wir sahen den Rheinfall nicht im günstigsten Moment. Des Sommers zeigt er sich, durch eine größere Wassermasse, in seiner ganzen Erhabenheit. Zugleich verliert man sehr viel, wenn man nicht zu einer Tageszeit kommt, da die Sonne dieses beyspiellose Schauspiel erleuchtet. Man hat mehrere Standpuncte, von denen man den Rheinfall betrachten kann. Beym Schlosse Laufen ist der vortheilhafteste für den, der nichts von Schwindel weiß.

Ausser einigen Sammlungen von Naturprodukten, an denen alle Städte der Schweitz reich sind, hat Schafhausen nichts Merkwürdiges; nicht einmal öffentliche Promenaden. Das Vergnügen des Spazierens muß man durch Klettern und Steigen theuer bezahlen.

Hier fand sich eine lange vorher gesehene Unbequemlichkeit für uns ein. Der Reisende findet nemlich in der Schweitz keine Extraposten, und ausser einigen Deligencen, die zwischen den wichtigsten Städten hin und her fahren, kein unter öffentlicher Aufsicht stehendes Mittel zum Weiterkommen. Derjenige, der in seinem eigenen Wagen an den Gränzen dieses Landes eintrift, fällt natürlicher Weise den Menschen in die Hände, die es sich zum Gewerbe gemacht haben, die Expedition der Fremden zu besor-

gen, und die in dieser Absicht Pferde und allerley Wagen in Bereitschaft halten. In einem Lande, welches so stark besucht wird, wie die Schweitz, ist dieses ein unverzeihlicher Mangel; allein es ist nun einmal so, und der Reisende muß accordiren.

Wir wendeten uns also an unsern Wirth, wurden auch mit ihm einig um den Preis für 2 Vorspannspferde nach Basel. Diese Expeditionsart ist nicht nur theurer, sondern geht auch langsamer, als wenn man Postpferde hat. Man bezahlt eben so viel für die Zeit, welche die Pferde auf der Retour zubringen müssen, als man für sein Fortkommen gab. Da dieselben Pferde einen so weiten Weg zu gehen haben, so versteht es sich von selbst, daß man nur langsam fahren und oft füttern muß. Ausser allem diesem ist der Reisende nicht Herr über seine Zeit, sondern sehr abhängig vom Kutscher. Des Nachts reiset man nie in der Schweitz, wenn man auch den besten Weg vor sich hat; denn die Kutscher sagen: die Pferde müssen ruhen.

Den 12ten Februar verließen wir Schafhausen, reißten über Lauchingen, Waldshut, Laufenburg, Rheinfelden, (hier waren wir des Nachts) und kamen am 13ten des Morgens in Basel an.

Auf dieser Tour waren wir immer in der Nähe des Rheins, der nach seinem tiefen Fall bey Schafhausen ruhig zwischen reitzenden und weinreichen Ge-

genden fortfließt. Bey Laufenburg bildet er einen neuen Fall, so daß die Schiffe an Seilen hinab gelassen werden müssen. Zwischen Rheinfelden und Basel kommt man durch Augst, wo man die römischen Alterthümer besieht; allein die Kälte erlaubte es nicht, dabey zu verweilen.

Zu Basel logirten wir in den drey Königen, einer sehr großen Auberge, wo wir alles fanden, was zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben erforderlich ist. Nur Wärme fanden wir nicht. Kaminfeuer war hier in Menge, aber die Stuben waren kalt. Man wieß uns nachher ein, mit einem Ofen versehenes, Zimmer an. In diesem wohnten wir gerade über dem Rhein, welcher unter unsern Fenstern vorbey lief. Er theilt die Stadt in 2 Theile, und hat hier eine Breite von 700 Fuß.

Basel hat viele reiche Sammlungen von Natur- und Kunstproducten, ansehnliche Gebäude und herrliche Promenaden. Rings um die Stadt hat man Lustparthien und Standpuncte, auf denen der Reisende mit Vergnügen verweilt, um die Naturschönheiten der Gegend und die Ueberreste alter Kunst und Pracht zu übersehen.

In Basel ist es eine Stunde früher Mittag, als die Sonne in den Meridian tritt. Es ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, warum die Basler eine Stunde früher Mittag haben wollen, als die übri-

gen Sterblichen, die sich unter der nehmlichen Linie befinden. Einige suchen den Grund davon in der Zeit des Basler Conciliums, wo man die Uhren eine Stunde vorgerückt hatte, damit die heiligen Väter bewogen würden, die Sitzung früher aufzuheben; andre behaupten, man habe einst dadurch eine Verschwörung scheitern gemacht. Die Regierung fühlte allerdings das Lächerliche dieser Abweichung von der gewöhnlichen Zeiteintheilung, und wollte die Sache abändern; aber die Bürgerschaft wollte sich nun einmal dieses Vorrecht nicht nehmen lassen, und selbst die Revolution vermochte es nicht, den Zeiger der Uhr um eine Stunde rückwärts zu ziehen.

Wir brachten hier die meiste Zeit bei Tobler zu, der als einer von Pestalozzis ältesten Mitarbeitern, ein pestalozzisches Institut in Basel errichtet hatte. Hier sahen wir einen eigenhändigen Brief von Pestalozzi, und wären wir 3 Tage früher gekommen, so hätten wir diesen merkwürdigen Mann selbst, auf seiner Rückreise von Paris, angetroffen.

Was man doch nicht alles auf der Reise werden kann! In Deutschland galten wir hie und da für Professoren und Doctoren; hier in Basel machte man uns zu Baronen. Es hielt schwer, Toblern von diesem Irrthume, der von den französischen Zeitungen herrührte, zurück zu bringen. Endlich gelang es uns, und er schrieb an Pestalozzi: Die 2 Herren aus Dän-

nemark, welche bereits in Basel angelangt sind, sind zwar keine Edelleute; aber doch edle Leute.

Wir waren nun Burgdorf und Pestalozzi zu nahe, als daß wir nicht wünschen sollten, unser Ziel ganz erreicht zu haben. Unser Aufenthalt in Basel konnte daher von keiner langen Dauer seyn. Den 15ten des Morgens setzten wir die Reise über Lichtstall, Waldenburg, Ballstall, Arwang, Kilchberg fort, und trafen den 16ten Februar, des Vormittags um 11 Uhr, in Burgdorf ein.

Auf dieser Tour hatten wir manchen stolzen Anblick, z. B. himmelhohe Felsen, die der Vergänglichkeit zu trotzen schienen, und Berge, die weit über unsern Gesichtskreis erhaben, alles übertrafen, was wir bisher groß und erstaunenswürdig genannt hatten. Wir durchreisten einige der lächelnden Gegenden, die an der hohen Jurakette hinanstuffen, und kamen glücklich über den Hauenstein, einen Berg in dieser Kette, über den die Straße geht. Die Furcht ließ es mir nicht zu, im Wagen zu bleiben, da es abwärts gehen sollte; ich wählte die sicherste Art, und gieng; zugleich hatte ich den Vortheil davon, daß ich weit besser als im Wagen die angenehmen Aussichten, welche die vielen Krümmungen des Weges herbei führten, betrachten konnte.

In Ballstall, einer kleinen Stadt am Fuße des Hauensteins, im Canton Solothurn, ließen wir den

Pferden Zeit nach dieser beschwerlichen Bergpassage Luft zu schöpfen. In Arwang, einer kleinen Stadt am Aarfluß, nahmen wir das Nachtquartier.

Den 4 Stunden langen Weg, den wir noch bis Burgdorf hatten, wollten wir in der frühen Morgenstunde zurück legen. Schon vor Tagesanbruch waren wir in Bewegung, um uns auf eine Tour zu begeben, die uns, nach einer 6 Wochen langen Reise, zum Orte unsrer Bestimmung bringen sollte. Obgleich ich, bei meiner Vorliebe für jede herumstreifende Lebensart, die Zerstreuungen der Reise der Ruhe des Aufenthalts weit vorziehe, so war ich doch froh dem Ziele so nahe zu seyn. Der Gedanke an Burgdorf und Pestalozzi war von unzähligen angenehmen Ahndungen begleitet, und doch träumte ich nicht den tausendsten Theil der frohen Zukunft, die meiner erwartete.

Wir machten diese letzte Tour in einem sehr starken Regen, dem ersten auf unsrer ganzen Reise. Sonst war die Luft immer rein und klar gewesen, jetzt sahen wir die hohen Felsenthürme des Juras in schwarze Wolken eingehüllt. Finsterniß und Nebel bedeckte die ganze Gegend. Wir schlossen uns im Wagen ein, und kamen trocken und schnell vorwärts. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges wollten wir den letzten Rest unsers Liqueurs mit dem durchnäßten Kutscher theilen, und reichten ihm die Flasche hin;

da er aber roch was es war, wollte er's nicht trinken. „Behüt uns Gott, wir trinken keinen Spiritus“ sagte er, und gab uns die Flasche mit einer mißtrauischen Mine zurück. Braver Schweitzer! gieb uns deine Weinberge, und deine Kameraden in Norden fahren von Stadt zu Stadt, und sprechen wie du: wir trinken keinen Branntwein.

So froh, wie bei meiner Ankunft in Burgdorf war ich nicht, da ich als Jüngling zum erstenmal aus der Provinz an den Thoren unsrer prächtigen Königsstadt ankam; und keines Augenblicks meines Lebens erinnre ich mich mit größerer Herzlichkeit, als desjenigen, in dem ich die ehrwürdige Burg des Pestalozzis zum ersten Mahl erblickte.

Wir traten im Stadthause ab, wo man uns gleich für die Dänen hielt, deren Ankunft man schon lange erwartet hatte.

Funfzehnter Brief.

Pestalozzi.

Du wirst finden, daß die folgenden Briefe eine andre Form, wie die vorigen haben. Zwar handle ich die zu berührenden Gegenstände in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, ab; aber ich binde mich nicht so genau am Kalender, eile auch nicht, wie auf der Reise, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land;

sondern halte mich länger bei einzelnen Dingen auf, die mir einer ausführlichern Beschreibung werth zu seyn scheinen.

Kaum hatten wir die uns angewiesenen Zimmer in Besitz genommen, und unsre Reisekleider abgelegt, um uns zum ersten Besuch bei Pestalozzi anzukleiden, als uns der Wirth anzeigte: Pestalozzi sey unten in der Stube. So wenig ich auch darnach aussahe, mich vor einem Manne, für den ich die größte Ehrfurcht hegte, sehen zu lassen; so eilte ich doch gleich zur Treppe hinab, in der Voraussetzung, daß er es nicht so genau mit meiner Toilette nehmen würde. Ganz unvorbereitet und äußerst verlegen kam ich zu ihm in die Stube und suchte eine Art von Entschuldigung zu machen, auf die er glücklicher Weise nicht zu hören schien. „Seyd ihr ein Däne?“ — Ich antwortete: Ja, und fügte hinzu, daß ich gekommen wäre, um seine Methode zu studiren. „So seyd mir willkommen, und macht keine Umstände“ — er meinte, meiner Toilette wegen. Nun kam auch Ström, den er gleich wie einen willkommnen Freund empfieng. Die erste Bekanntschaft dieses merkwürdigen Mannes war also gemacht.

In der Fortsetzung des Gesprächs äußerte er viele Freude über den Zweck unsrer Reise, und die innigste Dankbarkeit gegen die dänische Regierung, deren Auge mit Wohlwollen und Theilnahme auf seine

Bes

Bemühungen gerichtet gewesen. Sein Institut und sein Haus, sein Tisch und alles, was er uns anbieten konnte, stand zu unsern Diensten, und es hieng blos von uns ab, wie wir unsre Sachen einrichten wollten. Er empfahl uns der Führung des ältesten Lehrers, und reiste auf ein Paar Wochen nach Zürich, um Rechenschaft für seine Sendung nach Paris abzulegen.

Pestalozzi ist von so vielen glücklichen Federn geschildert, und besonders von einem Soyaux und Gruner so genau getroffen, daß ich es mir keinesweges einbilde, ihn Dir und der Welt getreuer darstellen zu können. Beym Sammeln der hie und da zerstreuten Bemerkungen über Pestalozzi, ist jeder im Stande, sich lebhaft einen Mann vorzustellen, dessen Wirken und Dulden, dessen Originalität und ganze Existenz ein interessanter und lehrreicher Gegenstand für den Menschenbeobachter ist.

Aber unter allen denen, die Pestalozzi beschrieben haben, ist keiner, der so lange seinen Umgang genossen, oder ihn in so vielfältigen Lagen gesehen, und ohne Rühmens darf ich hinzu setzen, so seine Zuneigung und sein Vertrauen besaß, als wir. Um so viel mehr kannst du dich also auf die Richtigkeit der Bemerkungen verlassen, die ich hie und da über Pestalozzi einfließen lassen werde.

Sieht man Pestalozzi, so hat man eine vollendete Häßlichkeit vor Augen. Sein Gesicht und sein Anzug, seine ganze Figur und alle seine Bewegungen entsprechen dieser Beschreibung. Von einem 70jährigen Leben und vielen Widerwärtigkeiten geht er zur Erde gebeugt, als wenn er etwas suchte; aber er geht noch so schnell und gerne, daß er oft 3 Meilen in 4 Stunden macht. Niemals sahe ich seinen Gang, ohne daß mir bange wurde, er möchte über seine eigne Füße fallen. Sein schwarzbraunes und von den Blattern sehr entstelltes Gesicht ist voll von scharfen Zügen und tiefen Falten, welche die ununterbrochene Anstrengung der Denkkraft, und die Sorgen der vorigen Tage aufs untrüglichste bezeugen. Uebrigens kann man sich in Pestalozzis Gesicht nicht irren. Unter den großen und steifen Augenbraunen blitzt ein Auge hervor, welches einen Mann verräth, welchem, überzeugt von der Kraft seines Willens, nicht bange wäre, Berge zu versetzen, wenn diese anders seinen Absichten im Wege ständen. Man braucht nicht öfter als einmal mit ihm zu reden, um sich davon zu überzeugen, daß man mit Wahrheit von ihm sagen kann: er trägt das Herz auf der Zunge. Mit Zutrauen und Bescheidenheit, mit Wohlwollen und Ergebenheit kommt er einem jeden entgegen. Munter und feurig ist er wie ein Jüngling, anhänglich und scherzend wie ein Kind. „Ich habe mehr gelacht, als

sonst jemand in seinem Leben gelacht haben kann," — sagte er gleich am ersten Tage zu mir, als ich ihm zu verstehen gab, daß ich mir ihn sehr finster, speculativ und menschenscheu vorgestellt hätte, und ganz gewiß hatte er Recht; denn beinahe immer, wenn er nicht in seinem Arbeitszimmer verschlossen war, sahe ich ihn mit frohem Gesichte unter uns umher wandern.

Ich breche ab mit meinen Bemerkungen über Pestalozzi, um nicht der Zeit vorzueilen. Nur einige Worte seinen Anzug betreffend. Beym ersten Anblick wird man's schon gewahr, daß man ihm mit Recht eine gar zu große Gleichgültigkeit in Absicht des Anständigen zum Vorwurf macht, und nach Verlauf eines Monats konnte ich nicht anders, als eine Anfrage aus Dännemark so beantworten: Pestalozzi besitzt weder Stiefeln noch Pantoffeln; aber da er nach Paris sollte, bekam er ein Paar große Schuhe; diese braucht er wie Pantoffeln, wenn er zu Hause ist, und wie Stiefeln, wenn er uns zu seinen Freunden, oder zu den Naturmerkwürdigkeiten der umliegenden Gegend führt. Schwarz sind diese Schuhe nicht gewesen, seitdem sie aus den Händen des Schusters gekommen sind. Ueberrock, Kleid und Wäsche habe ich noch nicht auf seinem Leibe gesehen; sondern ein langer Mantel, der die vielfältigen Mängel seines übrigen Anzugs bedeckt, ist seine alltägliche und fest-

liche Tracht. Sein Haar wird weder gekämmt noch geschnitten, sondern hängt unordentlich umher und ist gerne voll von Federn. Ohne Hut geht er in der Stadt. Nur des Freitags läßt er den Barbier zu sich kommen; aber selten braucht er ihn öfter als das zweitemal. Die Strümpfe hängen ihm gewöhnlich an den Füßen hinab.

Auf diese Weise sahe ich ihn alle, die zu ihm kamen, Bekannte und Fremde, ohne Ansehen der Person nnd des Standes, empfangen und herumführen. Es fällt ihm nie ein, daß er sich dadurch vielen schiefen Urtheilen blos stellt, und diese seine Eigenheit, die gleich in's Auge springt, habe ich dir nicht verheelen wollen.

Sechszehnter Brief.

Pestalozzis Institut.

Des Nachmittags kam Krusi, den Pestalozzi zu unserm Führer im Institute unter den Lehrern gewählt hatte, und holte uns zum Schlosse ab, wo Pestalozzi, auf Verfügung der Berner-Regierung, seinen Wirkungskreis hatte. Hier fanden wir gegen 80 Knaben, von 6 bis 16 Jahren, von verschiedener Herkunft, Religion und Sprache. Durch alle 6 Klassen fanden wir diese Kinder, unter der Aufsicht eines Lehrers, oder eines ältern Schülers, in völli-

ger Arbeit. Nach Verlauf der Unterrichtsstunde versammelte sich diese Kinderschaar auf dem Schloßplatze zum Spiele. Das frohe Getümmel, das Leben in der Bewegung, die Munterkeit auf allen Gesichtern und die vielen Aeußerungen der Freude, befestigten meinen Glauben an die Gesundheit und vernünftige Behandlung der Burgdorfschen Zöglinge.

Diese Zöglinge wurden damals nur von 6 Lehrern unterrichtet, die ich dir nennen will; nicht weil ich glaube, daß es dich so sehr interessire, sondern weil es mir selbst ein Bedürfniß ist; denn ob ich gleich persönlich weit von ihnen entfernt bin — mein Herz bleibt ihnen immer nahe; Diese waren: Krusi, Bus, Barraud, Neef, Reichard und Escher. Du weißt es selbst, aus Pestalozzis eignen Aeußerungen, welch' einen hohen Werth er auf diese Männer setzt, und wie viel er es ihrer Mitwirkung verdankt, daß seine Methode einen so schnellen Fortgang gewann. Eine seltne Erscheinung bleibt es auch immer, daß Menschen aus so verschiedenen Gegenden, von so mancherley Erziehung, Talenten und Interesse, so von einem Geiste beseelt werden, und mit einem solchen Eifer zu einem gemeinschaftlichen Ziel hinstreben, wie diese, die der Zufall innerhalb den Mauern des Burgdorfer-Schlosses versammelt hatte. Sie waren die beständigen Aufseher, Speise-, Schlaf- und Spiel-Kammeraden der Kinder. Sie und die Kin-

der hatten gegenseitige Hochachtung und Liebe für einander. Von Seiten der Lehrer sah man keinen Zwang, von Seiten der Schüler keine Widerspenstigkeit. Das schöne Band, welches diese ganze Gruppe umschlang, war geflochten von dem innigsten Zutrauen, Wohlwollen und der zärtlichsten Theilnahme.

Mit Vergnügen bemerkte ich, daß Reinlichkeit und Ordnung allenthalben im Institute zu Hause waren. Die vielfältigen Zimmer des Schlosses, die Kleider und Betten der Kinder, die Küche und Gänge, die Tische und das Dekzeug — alles war sauber und ordentlich. Zwey Jungfern besorgten die Wäsche der Kinder, eine Wittwe die Haushaltung, einige Mägde die gröbere Arbeit der Küche und des Hauses und ein Paar Knechte hatten ihren Posten im Hofe.

Da wir uns überall, im Institute umgesehen hatten, wurden wir bei der Frau Pestalozzi eingeführt. Sie ist eine alte, vortrefliche Frau; sie führt die Rechnung des Instituts und einen Theil von den Briefwechsel ihres Mannes. Sie scheint recht für Pestalozzi geschaffen zu seyn. Durch die ihr eigenthümliche Sanftmuth weiß sie den Ausbruch seiner Heftigkeit zu dämpfen, und mit mehr als weiblicher Großmuth trägt sie seine vielen Eigenheiten, und Aufopfrungen für das allgemeine Beste.

Das Burgdorfsche Schloß war immer der Sitz des Landvogts, der über das Emmethal, dessen Hauptstadt Burgdorf ist, regierte. In der Revolution wurde es leer, bis die Berner-Regierung es zu einen Etablissement für Pestalozzi einrichten ließ. Einen bequemern Aufenthalt wie hier, würde Pestalozzi gewiß in der ganzen Republik nicht gefunden haben. Hier, in einer kleinen Stadt, in einer angemessenen Entfernung vom Luxus der Hauptstadt, vom Geräusche eines schwelgenden Publikums, von politischen Zweykämpfen und von den Intriguen arglistiger Aristokraten, konnte er in der Stille wirken, und doch jedes nothwendige Hülfsmittel bei der Hand haben. Hier, in einem der größten, fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweitz, unter den glücklichsten, arbeitsamsten und bravsten aller Berner-Völker, konnte er leichter, als an irgend einem andern Orte in der Schweitz, wo alle Bedürfnisse des Lebens aus natürlichen Gründen sehr theuer sind, die vielen Ausgaben seiner großen Haushaltung bestreiten. Sieht es auch in der Schweitz überhaupt sehr elend mit allem dem aus, was Erziehung und Aufklärung, religiöse und politische Toleranz und Denkfreiheit betrift, so wohnte doch Pestalozzi hier an einem Orte, an dem er am wenigsten fürchten durfte, daß ihm von Seiten des Staats oder der Kirche unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt werden

würden. Und nun die herrliche Natur nahe und fern! Wie soll ich dir die Mannigfaltigkeit und Abwechslung, das Erhabne und Schöne des Umkreises beschreiben, den man von Pestalozzis Wohnung überschaut. Tausend Mahl habe ich von dieser Stelle die malerischschönen Partien der Gegend betrachtet, und jedes Mahl ergötzte sich mein Auge bei diesem Anblike mit neuem Interesse.

Der Emmefluß, von dem das ganze Thal den Namen hat, bespühlt den Fuß des Felsens, auf dessen Anhöhe das Schloß gebaut ist, und giebt den Zöglingen des Instituts die vortreflichste Gelegenheit zum Baden und Schwimmen. Die vielen Arme des Flusses setzen eine Menge Säge- und andere Mühlen in Bewegung, wässern die reichen Matten, durch hie und da angebrachte Schleusen und verschönern die Gegend unbeschreiblich. An der Oeffnung zweyer waldigter Bergreihen, und am Eingange des Thals liegt Burgdorf, umgeben von lächelnden Gärten, schattigten Promenaden und unzähligen Anhöhen, Haynen und Landhäusern. Mit einem Worte: das Burgdorfsche Schloß liegt in einem reitzenden, wollüstigen Elysium, welches mir, wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit und sorgfältigen Kultur der Erde, und wegen der üppigen, abwechslenden und entzükkenden Natur, der liebste Flek des ganzen Kanton Berns ist. Gegen Nordwest begleitet das Auge, in einer

Entfernung von 3 Meilen eine lange Reihe der Jurakette, und dieser gegen über erblikt man in einer Entfernung von 6 — 8 Meilen die majestätischen Eisberge, die besonders im Glanze der Abendsonne ein Schauspiel gewähren, deren Herrlichkeit ich mit nichts in der Welt zu vergleichen weis. Die von Burgdorf aus in der hohen Alpenkette sichtbaren Berge stehen im Canton Oberland, und heißen Schreckhorn, finster Aarhorn, Jungfrau, Eugen, Mönch und Griedelwald. Nichts in der Welt hatte mich jemals so gewaltig ergriffen, wie der erste Anblik dieser Gebürge. Erst am sechsten Tage nach unsrer Ankunft in Burgdorf war die Luft so durchsichtig geworden, daß sie sich zeigten. Bus, der mich mit dieser erhabnen Naturscene überraschen wollte, wartete den günstigsten Augenblik ab und gieng, wie vom Zufall geleitet, mit mir an das Fenster, von dem die Aussicht war. Sprachlos und erstaunt starrete ich vorwärts, und wußte selbst nicht was ich aus dem machen sollte, was Himmel und Erde mit einander zu verbinden schien. Der Anblik war zu groß, die Herrlichkeit, die sich so plötzlich dem Auge darstellte, zu blendend, als daß ich mich orientiren konnte. Jede Vergleichung fiel hinweg, und anstatt mich bei diesem beyspiellosen Schauspiele, über das Gewöhnliche und Eingeschränkte zu erheben, so fühlte ich mich gleichsam wie vernichtet und entwafnet. So groß

sah ich noch nie den Schöpfer in seinen Werken, nie die kühnste Einbildungskraft so von der Wirklichkeit übertroffen. So weit entfernt, und doch dem Anscheine nach so nahe! Welcher Umfang und welche Masse! Welch' eine schauererregende, wilde und leblose Majestät. Mein denkendes Wesen eilte zurück nach Dännemark. Könnte ich, sprach ich zu mir selbst, meine Freunde um mich her versammeln, um das Entzückende dieses Anbliks mit ihnen zu theilen; könnte ich sie mitnehmen auf meinen Wanderungen in dem Schatten jener Berge und gemeinschaftlich mit ihnen das Gebäude der Alpenwelt bewundern!

Die weite Aussicht die man von dem Burgdorfschen Schloße hat, ist der erhabnen Lage desselben zuzuschreiben. Vom Schloßplatze sieht man senkrecht in die Tiefe hinab, und öfters war ich, mit Furcht und Zittern Augenzeuge davon, daß die Zöglinge, indem sie auf der Mauer umher krochen, gleichsam über dem Abgrunde schwebten. Wie gefährlich dieses dem Anscheine nach auch sein mag, so hat man es doch nie gehört, daß ein Kind bey Pestalozzi zu Schaden gekommen ist. Die Möglichkeit macht den Zögling vorsichtig und den Aufseher wachsam. Doch kenne ich einen Mann, der sich blos durch einen Blik in diese Tiefe abschrecken lies, seinen Sohn diesem Institute zu übergeben, obgleich er ihn in dieser Absicht von Paris nach Bern geführt hatte.

Siebenzehnter Brief.

Vermischte Nachrichten.

Der Winter, und ein anhaltendes Regenwetter, hielt uns eine lange Reihe von Tagen in Burgdorf auf. Alle Excursionen in die Nachbarschaft und in fernere Gegenden der Schweitz mußten wir bis zu einer günstigern Jahrszeit aussetzen. Damit die Hauptsache nicht unter unsern spätern Wanderungen leiden möchte, so griffen wir gleich die Arbeit ernstlich an und brauchten die Zeit ganz dem Hauptzweke der Reise gemäß. Vom Morgen bis zum Abend waren wir im Institute um zu lernen. Wir unterwarfen uns ganz dem Gange der Methode, wurden wie Kinder und fiengen im eigentlichsten Verstande des Worts von vorne an. Bei der ausgezeichneten Bereitwilligkeit der Lehrer und bei den Hülfsmitteln, welche sie uns an die Hand gaben, konnte es nicht fehlen, daß wir nicht sehr schnelle Fortschritte in einer Methode machten, die sich durchgängig durch Faßlichkeit, lückenloses Fortschreiten und Anschaulichkeit empfiehlt. Nach kurzer Uebung fingen wir, unter Aufsicht eines Lehrers, bald in dieser, bald in jener Klasse, bald in diesem, bald in jenem Fache, zu unterrichten an. Die Lehrer waren mit uns, und wir mit der Methode, und mit uns selbst zufrieden. Von dem unaufhörlichen lauten Zusammenreden der

Kinder war mir's des Abends ganz wüste im Kopfe, und des Nachts träumte mir nur von Proportion, Verhältniß u. dgl.

Des Mittags speißten wir bey der Frau Pestalozzi. Sonst waren wir den ganzen Tag unter den Kindern und kamen sehr bald auf denselben Fuß mit ihnen zu stehen, wie die ordentlichen Lehrer. Ich kann es nicht beschreiben, wie schnell die Zeit dahin eilte, wie wohl mir unter Lehrern und Kindern, bei dem vereinten Wirken und der rastlosen Bewegung des ganzen Instituts zu Muthe war.

Zur Ordnung des Tages gehörte folgendes:

Des Morgens gegen 6 Uhr war das ganze Institut auf den Beinen. Die protestantischen und katholischen, und unter diesen die deutschen und französischen Zöglinge vertheilten sich mit ihren Lehrern in verschiednen Zimmern zur Morgen-Andacht. Fünf Stunden zum Essen und Spielen abgerechnet, wurde hier von des Morgens 7, bis des Abends 8 Uhr unterrichtet. Nach dem Abendessen wurde, eben wie des Morgens, eine Andachtsübung gehalten. Darauf begaben sich dte Zöglinge zur Ruhe. Mit einer Glocke, die man durch das ganze Institut hören konnte, gab man die nöthigen Signale. Selbst des Sonntags fand keine andre Abweichung von dieser Ordnung statt, als daß die Kinder des Vormittags

in die Kirche geführt wurden, und daß sie des Nachmittags, nebst den Lehrern, ein Paar Stunden spatzirten.

Täglich drey Mahl wurde der Tisch für Lehrer und Zöglinge gedeckt, und jedes Mahl mit warmen Essen, welches sowohl in Absicht der Quantität als Qualität sehr befriedigend war, besetzt. Zwischen Mittag und Abend, nehmlich um 4 Uhr, bekommen die Kinder Brod und Früchte.

Ausser dem eigentlichen Elementar-Unterrichte wurde hier Mathematik, Kunstzeichnung, französische und deutsche Sprachlehre, Naturgeschichte und Geographie getrieben. Gymnastik und Musik waren hier noch nicht eingeführt; aber zuweilen versammelten sich die Lehrer und Zöglinge im Schloßgange, stellten militairische Uebungen an und sangen, nach vollendeter Exerzion, einige von Lavaters Liedern — Lieder, die das Lob der Schweitzer-Natur, das Andenken der Vorväter, die Einfachheit des Hirtenlebens, die Karakteristik eines Schweitzers u. s. w. zum Gegenstande hatten, ab. So oft ich diese Lieder von der Burgdorfschen Jugend singen hörte, so öfnete sich mein Herz für die wohlthätigsten und feyerlichsten Gefühle. Schul — Journal, Zeugnißbücher, Prämien, Straf-Werkzeuge, Examen und dgl. hatte man hier nicht, und bedurfte es nicht. Beym Arbeiten und Spielen, bey Tag und Nacht waren

die Kinder unter beständiger Aufsicht. Jeder Fehler wurde bemerkt und mit liebreichem Ernste gerügt, und dieses fand man hinlänglich zur Besserung.

Wenn der Unterricht des Abends geendigt war, so giengen wir in unser Logis in die Stadt zurück. Auch hier blieb uns nichts zu wünschen übrig. Wir befanden uns hier in einer Familie, der wir bald unentbehrlich wurden und mit der ich noch immer einen Briefwechsel führe. Wenn sich keine Gesellschaft von Reisenden eingefunden hatte, so aßen wir des Abends am Familientische, und befanden uns in aller Absicht besser dabey, als wenn wir für uns allein hätten anrichten lassen. Wie theuer mir auch jedes Mitglied dieses Hauses seyn mag, so muß ich dich doch insonderheit mit einer alten Frau, welcher ich mich immer unter dem Namen: alte Mutter erinnre, bekannt machen. Im Dienste dieses Hauses war sie alt und grau geworden; denn dieses war auch ihre Welt, und alles andre schien ihr eine Thorheit zu seyn. Noch nie habe ich so viel Liebenswürdiges bei einer alten Frau vereinigt gefunden. Durch unaufhörliches Umhertrippeln bewahrt sie eine Munterkeit, die man selten bei Leuten ihres Alters anzutreffen pflegt. Ihre Bedachtsamkeit und Sorgfalt erstreckt sich bis auf die geringsten Kleinigkeiten, und die ganze Einfalt, Naivität und Ehrlichkeit der Vorzeit scheint sich bei ihr in einem seltnen Grade conservirt zu haben.

Sie war uns von ganzem Herzen ergeben; eher würde sie sich alles andre, als die Aufwartung auf unsern Zimmern haben nehmen lassen. „Gute Nacht Ihr Herren, schlafet wohl und behüt Euch Gott“ — diese Worte, mit welchen sie uns jeden Abend verließ, ertönen mir noch beständig im Ohre. Ihre unpolirte Schweitzersprache war uns lange ganz unverständlich; daß sie uns eben so wenig verstand, schließe ich aus der Versicherung, mit der sie unser verständlichstes Deutsch zu beantworten pflegte: „Ich versteh kein Dänisch nicht.“

Dieses Haus (das Stadt) war der Ort, wo sich die Municipalität, unter dem Vorsitze des Oberamtmanns versammelte, und wo die öffentlichen Redouten gehalten wurden. Auf diesen Redouten wurden wir mit den ansehnlichsten Familien der Stadt und mit dem schönen Geschlechte bekannt. Gewöhnlich tanzte man hier, 2 bis 3 Stunden zum Essen abgerechnet, von Abend bis Morgen. Man schien mir mit mehrerer Lebhaftigkeit als Grazie zu tanzen. Gewiß ist es, daß es bey solchen Gelegenheiten sehr laut und fidel bei Tische her geht. Ihre Trinklieder sagen nicht viel; auch schien mir der gewöhnliche Tischwein kein gutes Lied werth zu seyn. Ich sage mit Claudius: „Man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich seyn.“

Unter den verschiedenen Mundarten der deutschen Sprache ist gewiß die schweitzerische die unverständlichste, die unangenehmste für das Ohr, die schwierigste für gesunde Organe. Mit convulsivischen Zügen im Gesichte gurgelt der deutsche Schweitzer die meisten Worte aus dem Halse heraus, oder er spricht durch die Nase. Dieses, von Provinzialismen, von französischen, italienischen und romanischen Zusätzen, verunstaltete Schweitzerdeutsch spricht man verschieden in jedem Canton. Daher kommt es denn auch, daß oft der eine Schweitzer den andern nicht zu verstehen im Stande ist.

Der folgende Brief mag dir zeigen, wie die Schweitzer-Schrift ins Auge fällt:

Brugg den 24. Heumonat 1803.

Wil Ihr mer erlaubt händ, i miner Landssprach an Eu z'schriben, so nim i jzt d' Fryhit es z'thu, nämet mers aber nit übel, daß igs nit beser cha, de ig ha no nit vil uf die Gatig g'schriben, i wil aber lugen daß is ma so guts mügle ist.

Mi früts g'wüß gar sehr, daß i d' Ehr ha mit Eü in Bekantschaft z'sto, ia no vil me, daß i darf a Eü schriben, de dara wer mer vor 4 Monat no gar ni Sin cho, daß i so vil Ehr chönt übercho.

I nimme an no d' Fryhit ech höfli inz'lade, wen es uf Eüre Reis sotit uf Brugg cho, au miner

Wenig-

Wenigkeit no z'frogen, de es thet mi b'sonders freuen, mit ech unenander z'spazire, au we der de öpen no Luſt hätit ufs alt Schloß Habsburg z' go,

I recomedir mi no gar höfli eürem geerten Adänken, und verblibe mit fründligem Gruß

Eurer
g'horſamſter Diner
N. N.

Aus den folgenden Beiſpielen wirſt du abnehmen, wie verſchieden die Schweitzerſprache in vielen Benennungen von der übrigen deutſchen Sprache iſt: Sehen, nennt man luge; hören, loſe; weinen, briege. Rahm nennt man Nile; Butter, Anke; eine Stecknadel, Gufe, u. ſ. w. Merkwürdig iſt es, daß das Schweitzerdeutſch weit mehr Aehnlichkeit mit den Plattdeutſchen, als mit den Mundarten hat, die in den angränzenden Kreiſen des römiſchen Reichs üblich ſind. Die Schweitzer nehmen es nicht ſo genau mit dem Ausdrucke. Alles was gefällt, nennen ſie luſtig: eine luſtige Suppe, ein luſtiges Wetter, es ſchmeckt luſtig u. ſ. w. Nicht ſelten kann man ſagen hören: ich habe einen beſchiſſenen Teller u. dergl.

In der Schweitz ſingt ein jeder: Der Hirte hinter ſeiner Heerde, der Landmann auf ſeinen Weinbergen und der Handwerker auf der Werkſtätte. Ich bin nicht ſo glücklich geweſen, den berühmten Kühreihn von den Hirten der Alpen ſingen zu hören.

Statt dessen theile ich dir ein anderes, sehr beliebtes Volkslied mit, welches eine Probe der Schweitzer-Poesie abgeben mag:

Was d' Schwytzer bruchid.

Chor:

Was brucht me in der Schwytz?
Was brucht me in der Schwytzerland?
Juchheisasa! o Vaterland!
Das brucht me in der Schwytz!

1.

E Milch, de syß nit sur
Darvo der Schwytzer Bur
Vil hundert Zentner Anken macht,
Darus de beste Kychli bacht:
Das brucht me in der Schwytz!

2.

E gute alte Käß
De Schwytzer Bur is G'fräß,
Das Lib und Seel z'sämmenbind
Am jyngste Tag is Bug no find:
Das brucht me in der Schwytz!

3.

Der Ziger ist au gut,
Und kült is unsers Blut
Hed einer gute Appetit
So frißt er, bis er niderlit:
Das brucht me in der Schwytz!

4.

E schöne kühle Wy
E gute Fryed daby
D' is mä lystig mitenand
Und drykt enand ä kli a d' Hand:
Das brucht me in der Schwytz!

5.

Gott, Fried und Einigkeit
Und Muth und Tapferkeit
De sind mer jo de freindste Lyt
Und fürchtid d' Stuck und Bychse nyd:
Das brucht me in der Schwytz!

6.

Sust bruchit mer nyt meh
Als G'sundheit unserm Veh
Und unserm Wibrä au daheim
Und mir, und dir und unser eim:
Das brucht me in der Schwytz!

Wenn es sonst wahr ist, daß die Sprache und die Lieder eines Volks sehr viel Licht über den Karakter desselben verbreiten, so wirst du in dem Vorstehenden Stoff zum Nachdenken finden, und ich habe also keine Ursache, meine Weitläuftigkeit zu bereuen.

In der Schweitz, besonders unter den Berg-bewohnern, herrscht noch die uralte Sitte, daß es

dem Liebhaber erlaubt ist, nächtliche Besuche bei seinem Mädchen zu machen. Diese Besuche nennt man Kiltgang. Der Schweitzer benennt nur zwei Tageszeiten, nemlich Morgen und Nacht. Des Mittags um 1 Uhr speiset man zu Morgen, und des Abends um 9 Uhr zu Nacht. Von Frühstück weiß er so wenig wie von Butterbrod. Das, was er Déjeuner nennt, besteht in Kaffe, wozu er Brod oder Gebackenes speiset. Auch des Nachmittags speisen sie, wenn sie trinken, es mag Thee oder Wein seyn. Der zu allen Tageszeiten gewöhnliche Gruß, in den protestantischen Cantonen, ist: Gott grüß Euch, und die Antwort: ich dank Euch; in den katholischen Cantonen aber: Gelobt sey Jesus Christus, und die Antwort: in Ewigkeit, Amen.

Die Einwohner sind nicht so vortheilhaft, wie das Land, von der Natur ausgezeichnet. Ich rede nicht von den Misgeburten der hohen Berggegenden, sondern von Menschen, so wie sie in den meisten Gegenden angetroffen werden. Die Oberländer, und unter diesen besonders die Bewohner des Haslithals werden für die schönsten und interessantesten aller Schweitzer-Völker gehalten. Meine eignen Beobachtungen widersprechen diesem zwar nicht; doch kann ich nicht sagen, daß die Bewohner des Emmethals, unter denen ich am längsten gelebt habe, ihnen etwas nachgeben. Ausgezeichnet schöne Leute habe ich nir-

gends, weder unter dem einen noch dem andern Geschlechte, gefunden; die geschmacklosen Trachten, die übrigens in jedem Canton verschieden sind, verunstalten vollends die Schönheit, mit der die Natur vielleicht diesen oder jenen begabt haben möchte.

Putz und Kleiderpracht ist nicht des Schweitzers Steckenpferd; er hält mehr auf Wohlleben in Essen und Trinken. Selbst in den Hütten werden zu Mittage und Abend eine Menge Gerichte aufgetragen, von denen die Hälfte hinlänglich wäre, um satt zu werden. Bei der Mannigfaltigkeit, die zu jeder Mahlzeit erfordert wird, hält es schwer mit der Abwechslung in den Gerichten, und man bekommt also beinahe täglich dieselben Schüsseln.

Nirgends in der protestantischen Schweitz hat es sich zugetragen, daß mich jemand um ein Allmosen angesprochen hätte; auch erinnre ich mich nicht, irgendwo Spuren des Mangels und der Dürftigkeit gesehen zu haben.

In den ersten Burgdorfischen Familien-Zirkeln haben junge Leute beiderley Geschlechts ihre Zusammenkünfte, unter dem Namen Societät. Des Sommers versammeln sie sich hie und da auf dem Lande, des Winters, in dem Hause, an das die Reihe ist. Man genießt hier Thee, Wein, Gebackenes, Früchte ꝛc., und bringt die Zeit von 5 bis 8 Uhr des Nachmittags mit Musik, Gesang und allerley Spielen zu.

Diese Gesellschaften sind um so viel angenehmer, da nur Personen von ohngefähr gleichem Alter Zutritt zu denselben haben. Selbst die Eltern, deren Kinder die Societät bei sich haben, stöhren das Vergnügen der jungen Leute nicht durch ihre Gegenwart. Sie scheinen vielmehr das Sprüchwort zu respectiren: Gleich und gleich gesellt sich gern.

Achtzehnter Brief.

Die Reise nach Solothurn.

Das Feyerliche und in die Augen fallende ist nun einmal ein religiöses Bedürfniß der Katholiken. So lange also das Institut keine Kapelle, keinen Priester und dergl. für die Zöglinge dieser Confession hatte, mußten die Erwachsenen beinahe jeden Sonntag nach Solothurn wandern, um der Messe beizuwohnen. Ganz nüchtern, wie es nun einmal die Sitte ist, und frühe des Morgens begaben sich denn auch den 27sten Februar 26 von diesen Zöglingen nebst zwey Lehrern auf diese 4 Stunden lange Wallfarth. Unter Buss's Führung fuhren wir ein Paar Stunden später von Burgdorf, und kamen um 10 Uhr in Solothurn an. Auf dem Wege, der durch das reitzendste und fruchtbarste Thal immer neben der Emme hin läuft, sieht man, ausser vielen andern entzückenden Situationen, auch den Zusammenfluß der Emme mit der

Aar. Kaum hat man die Gränze zwischen den Cantonen Bern und Solothurn passirt, so verwandelt sich die flache Gegend in eine erhabne. Von der Anhöhe sieht das Auge mit unbeschreiblichem Wohlgefallen auf Solothurn hinab. Die umliegende Gegend hat so viel Reitzendes, Romantisches, Wildes und Malerisches, daß man sie nicht lange genug betrachten kann. Solothurn scheint der Jurakette so nahe zu liegen, daß die ungeheuern Felsenblöcke derselben, gleichsam über der Stadt schwebend, durch ihren Fall dieselbe zu vernichten drohen. Erst nahe am Thore wird man diesen optischen Betrug gewahr, indem man noch eine weite, von der Aar und vielen Bächen durchschnittene, mit Dörfern, Kirchen, Klöstern und Landhäusern bestreute, Ebne zwischen der Stadt und dieser Bergkette liegen sieht. In der Nähe des Juras scheinen alle Dinge sehr klein: Anhöhen und Berge werden Ameisenhaufen. Solothurn mit allen seinen Thürmen gleicht einer Stadt, welche die Kinder stückweise aus einer Schachtel herausnehmen und auf dem Tische erbauen. — Nur der Jura allein zeigt sich erhaben und groß.

Rings um Solothurn durchschneiden sich eine Menge Wege, die zu den herrlichsten Landhäusern führen. Durch weitläuftige Festungswerke kommt man auf die Brücke, unter der die Aar, mit rasendem Getöse, zwischen den Wällen und der Stadt

hinläuft. Von der Brücke hat man eine reitzende Aussicht längs den lächelnden Ufern des Flusses.

Man braucht nicht erst in Solothurn hinein zu kommen, um sich zu überzeugen, daß man in einem Lande ist, wo die katholische Religion die herrschende, ja die einzige tolerirte ist. Gleich an der Gränze sieht man die Wege mit Krucifixen besetzt; man findet die Menschen weniger arbeitsam, aber um so viel andächtiger; die Nationaltracht ist schwarz, mit Ringen in den Ohren, mit dem Kreutze auf der Brust und dem Rosenkranze in der Hand. In der Hauptstadt selbst zeigen sich die Früchte des Glaubens noch viel deutlicher; zwar will ich nicht behaupten, daß sie in guten Werken sichtbar sind, sondern sie zeigen sich in der äußern Ehrbarkeit, in der strengen Kirchenzucht, in der sclavischen Devotion gegen die vielen geistlichen Müssiggänger, die auf den Straßen umher flattern, in den religiösen Bildern, die an die Wände gemahlt, über die Thüren gehangen, an die Fenster u. s. w. geklebt sind, und die mit jedem Schritte meine Aufmerksamkeit beschäftigten.

Die Stifts- und Hauptkirche St. Ursus ist sehr schön, und allein eine Reise nach Solothurn werth. Der weite Umfang und die erhabne Lage derselben, am Ende der Hauptstraße, giebt der Stadt ein sehr prächtiges Ansehen. Dieses, von italienischen Meistern, und nach dem Muster der Peters-

kirche in Rom, vor ohngefähr 40 Jahren errichtete Gebäude, ist vollkommen rund, hat ein flaches Dach und statt des Thurms eine Kugel, zu der der König von Frankreich 5000 Livres geschenkt hat. So breit, wie die ganze Façade der Kirche, sind die 45 Stufen, die zu diesem prächtigen Tempel hinauf führen. Der ganze Vorhof ist mit Marmor gepflastert.

Mag es immerhin wahr seyn, daß Gott nicht in Tempeln wohnt, die mit Menschenhänden gemacht sind, so ist es doch nicht weniger wahr, daß ein solcher Tempel seiner hohen Bestimmung weit besser entspricht, als unsre finstern geschmacklosen Kirchen. Das Gefühl von der Heiligkeit des Orts, der zur Anbetung einer unsichtbaren Gottheit eingeweiht ist, ist niemals so rege bei mir gewesen, wie beym Eintritt in diesen Tempel, der alles übertraf, was Großes und Schönes ich aus Menschenhänden hatte hervor gehen sehen.

Dieses Gefühl bekam noch neuen Zuwachs durch das, was in der Kirche vorgenommen wurde. Wir kamen gerade, als der Hauptact des katholischen Gottesdienstes, das Hochamt, seinen Anfang nahm. Alles Volk lag auf den Knieen und unter diesen Tausenden sahe ich auch nicht einen, der das Auge empor zu heben wagte. Die Stille, die über dieser Menge ausgebreitet war, machte mir diesen Anblick noch feyerlicher. Gerade dem Eingange gegen über, im

Hintergrunde des Chors, befanden sich die in diesem Acte handelnden Personen. Um ihnen näher zu kommen, wählten wir einen andern Eingang zur Kirche, und kamen durch eine Seitenthür dem Hochaltar so nahe, als es erlaubt ist.

Hier sahen wir eine Menge sonderbar ausstaffirter Geistlichen, nemlich den Oberpriester, zwölf Chorherren, vierzehn Capellane und sechs in weißen Gewändern eingehüllte Knaben, welche die Aufwartung hatten. Drei von diesen Geistlichen standen am Hochaltar und machten allerlei Pantomimen. Sie knieten nieder, kreutzten und umarmten sich. Auf jeder Seite des Altars standen andre, die mit heiligen Gefäßen zu thun hatten. Am Fuße des Altars knieten mehrere von ihnen. Einige räucherten, andre läuteten zuweilen mit kleinen Schellen und die Knaben standen mit brennenden Kerzen. Wie wenig ich auch im Stande war, den Sinn von allem diesem zu errathen, so konnte ich's doch sehr wohl abnehmen, daß es in den Augen der Menge eine Sache von äußerster Wichtigkeit seyn müßte. Der Act endigte sich mit einer Hymne, die unter Begleitung vieler Instrumente, von den Chorherren abgesungen wurde. Ehe die Versammlung die Kirche verließ, wurde sie von einem Geistlichen mit Weihwasser besprengt. Auch ich bekam meinen Theil davon.

Nun strömten die Menschen aus der Kirche, und andre kamen hinein, um andre Messen anzuhören. Jeder Priester gieng vor seinem Altar, und las seine Messe. Unterdessen sahe ich mich in der Kirche um. Das Chor, welches blos für die Geistlichen zugänglich ist, nimmt beinahe die Hälfte der Kirche ein. Man sieht daselbst das Allerheiligste, nemlich: den Hochaltar und die Stühle der Chorherren. Hier verwahrt man die Meßgewänder und die Kostbarkeiten des Altars. Auf der einen Seite des Chors ist das Orchester, auf der andern Seite ein Positiv, welches bei den täglichen Messen gebraucht wird. Dem Hochaltare gegen über ist die Orgel. An den 10 Marmor-Altären der Kirche bewundert man die Meisterstücke der Maler- und Bildhauerkunst. Neben jedem Altar ist ein Beichtstuhl für die Ohrenbeichtenden. Durch keine Beschreibung kann man es andern anschaulich machen, mit welchem Fleiße ein jeder einzelne Theil ausgearbeitet, mit welchem Geschmacke derselbe geordnet ist, und mit welchem Bewundern man dieses schöne Ganze überschaut.

Von dieser Kirche giengen wir in andere, wo ohngefähr dieselben Dinge abgehandelt wurden, und von da begleitete uns ein kundiger Führer nach der Eremitage St. Verene.

Ausserhalb der Stadt, der Jurakette gegen über, liegen so viele Mönchs- und Nonnenklöster, von ver-

schiedenen Orden, und zwischen diesen so viele Kirchen und Kapellen, Crucifixe und Andachtsörter, wie Buden auf einem Marktplatze. Bei jedem Crucifix, in allen Kirchen und Kapellen lag es voll von andächtig Betenden. Unser Führer, der ebenfalls ein rechtgläubiger Katholike zu seyn schien, gieng keine Kapelle vorbei, ohne sich mit Weihwasser zu bespritzen und der hochgebenedeyten Jungfrau sein Compliment zu machen. Er führte uns ins Kapuziner- und Franziscaner-Kloster. In dem letzten baten wir um Erlaubniß mit den Nonnen reden zu dürfen. Man führte uns ins Sprachzimmer und gleich darauf traten ein Paar Nonnen vor das Gitter. Sie erschienen in dem vollen Glanze ihres Ordens, nemlich in braunen Mänteln, mit einer spitzigen Mütze auf dem Kopfe; sie hatten das Kreutz auf der Brust, den Rosenkranz in der Hand und ein knotichtes Seil um den Leib.

Arme Mädchen! Um des Himmels gewiß zu seyn, seyd ihr beraubt aller Freude auf Erden; um schon hier in Gesellschaft mit Gott zu leben, entsagtet ihr Vater und Mutter und jeder Verbindung mit den Menschen, seinen Kindern; um von ihm geliebt zu werden, hasset ihr euch selbst und die Welt, die voll von seiner Güte ist. Ein unbedachtsames, oder wohl gar ein abgezwungenes Gelübde hält euch für ewig hinter den finstern Mauern des Klosters einge-

schlossen, wo kaum ein erquickender Sonnenstrahl euer Auge, noch der frohe Laut eines lebendigen Wesens euer Ohr entzückt. Hier verwelken die Rosen der Jugend ungesehen auf euern Wangen; hier seufzet ihr, unbemerkt von einer Welt, der ihr hättet dienen sollen, und für euch ist alle Rettung verloren!

Wir unterhielten uns mit ihnen von gleichgültigen Dingen, und fragten nach ihren Beschäftigungen in den Stunden, die der Andacht nicht gewidmet werden. Sie zeigten uns ihre Handarbeiten und waren sehr gesprächig und artig. Sie schienen den Verlust der Freiheit nicht zu fühlen, auch nicht betrübt darüber zu seyn, daß die Klostermauern sie von der Welt auf ewig getrennt habe; sie kamen mir hingegen sehr munter vor, und ihre enge Zelle schien ihnen ein Himmel zu seyn. Doch behielten sie immer einen Anstrich von Würde, die der feyerlichen Klostertracht entsprach. Vielleicht hatte Zeit und Gewohnheit ihnen schon ein Leben erträglich gemacht, welches sie, nach ihren religiösen Begriffen, als ein sündenfreies und Gott wohlgefälliges Leben ansehen.

Von hier kamen wir näher unter die Vorgebürge des Juras. Der Weg führte uns über losgerißne Felsentrümmer und brausende Waldströme, tiefer und tiefer in eine wilde, romantische und furchtbare Gegend hinein. Sehnsuchtsvoll sahe ich nach der stolzen Mauer hinauf, welche die Allmacht zwischen

der Schweitz und Frankreich aufgeführt hat; aber es war noch viel zu frühe im Jahre, um die bewölkten und beschneyten Felsenthürme des Juras zu besteigen. Tief in einer Bergkluft, umschwebt von drohenden Granitmassen, deren enge Oeffnungen nur ein sparsames Licht gewähren, liegt die Eremitage St. Verene.

Ein von Andacht und selbstgewählten Züchtigungen entstellter und niedergebeugter Greis, in der häßlichen Tracht des Kapuziner-Ordens, hat hier seine Residenz. Er ist der achte Waldbruder dieses Orts. Die lange Einsamkeit, in dieser furchtbarschönen Felskluft, hat ihn gelehrt, sich selbst genug zu seyn; er vermißt nichts von allem dem, was ihm mangelt. Nirgends fand ich einen so groben Aberglauben, als bei ihm. Mit vieler Weitläuftigkeit erzählte er uns von der wunderbaren Entstehung dieses Orts. Eine egyptische Heiligkeit, mit Namen Marthe, sagte er, wählte sich vor ohngefähr 600 Jahren, diesen Ort zur Wohnung. Er führte uns zu der Höhle hin, die sie mit wunderthätiger Hand in den Felsen gebildet hatte. Arsenius der Heilige, ihr Nachfolger, hatte die Stadt Jerusalem (er zeigte uns dieselbe) gebaut und den Grund zu der, aus den Felsen ausgehauenen, Kapelle gelegt, in der er das Grab Christi zeigte. Ein hölzerner Christus, ruht in einem ausgehöhlten Felsen, auf weichem Moos, welches er verfrischt,

so oft es trocken wird. Rings um das Grab herum hängt es voll von heiligen Lampen, die er jeden Abend anzündet und jeden Morgen löscht. Römische, ausgehaune Soldaten bewachen diesen Ort. Er zeigte uns mehrere Gräber der Apostel und Märtyrer, und wuste sehr viel von jedem dieser heiligen Abgestorbenen zu erzählen. Er führte uns in die Kirche, zu der man viele Pilgrimsreisen macht. Hier hiengen hölzerne Hände und Füße, durch welche er beweisen wollte, daß verstümmelte Menschen ihre gesunden Glieder, und Kranke die Gesundheit zurück bekommen würden, wenn sie desfalls ihre Zuflucht zu diesem Andachtsorte nehmen wollten. Verone spielt die Hauptrolle unter allen Heiligen. Sie hält einen Kamm in der einen, und einen Wasserkrug in der andern Hand; aus diesen Sinnbildern soll man ihre Sorgfalt für die Wartung und Pflege der Verlassenen abnehmen. Die Zelle dieses Waldbruders ist voll von Reliquien und heiligen Bagatellen. In diesen und einem elenden Lager besteht sein ganzer Reichthum.

Durch so viel Aberglauben ziemlich verblüfft, verließ ich den Eremiten und seinen pittoresken Aufenthalt. Auf dem Wege nach Solothurn besuchten wir das heilige Haus von Nazareth, welches allerlei Innschriften hat. Folgende mag zur Probe dienen:

„In diesem Hause, gebaut nach dem Muster des, so die heiligen Engeln über den Golfo nach Loretto getragen, hat die Mutter Gottes ihr Söhnlein den ersten Brey gekocht.“

Ohne weitere Erinnerungen wirst du es aus dem Angeführten abnehmen können, wie es mit der Aufklärung in einem Lande aussehen mag, wo die Menge so unter dem Joche der Kirche seufzt. Der Vollständigkeit wegen theile ich dir noch einige historische Data mit.

Die Inquisition, die in der katholischen Welt so viele blutige Spuren hinterlassen hat, dieses Ungeheuer, hat sich abermals, unter den Namen eines Sittentribunals, im Canton Solothurn auf den Thron gesetzt. Dieses Tribunal verfolgt alle die, die es wagen, an den Lehren der Kirche zu zweifeln, oder sich Abweichungen von den Vorschriften derselben erlauben. Sündige so viel du immerhin willst — im Schoße der allein seligmachenden Kirche findest du immer, auf diese oder jene Weise, Gnade und Vergebung. Aber speisest du Fleisch, wenn du hättest fasten sollen, oder arbeitest du an einem Feiertage, oder verheelest du eine dir bewuste Sünde im Beichtstuhle, oder zweifelst du an der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters, oder an der wundervollen Empfangniß der unbefleckten Jungfrau — so fliehe; denn deine Sünde ist größer, als daß sie dir vergeben werden könnte!

Einer

Einer meiner besten Freunde und ein würdiger Schüler des Pestalozzi, der eine pestalozzische Schule in Solothurn etablirt hatte, wurde neulich mit seiner Methode der Stadt und des Landes verwiesen. Er war sonst ein Mensch, der vielleicht mehr Licht im Kopfe, und mehr Rechtschaffenheit im Herzen hatte, wie die ganze Solothurner Geistlichkeit zusammen; aber den Priestern war er wie ein Dorn im Auge, weil er durch Verletzung dieser oder jener Ceremonie, ketzerische und verdammliche Grundsätze verrathen hatte. Die Methode, die sie sonst bey andern Gelegenheiten unterstützt hatten, mußte ihnen hier als Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dienen.

Ich copiere folgende Stelle aus den berühmten Werke des Dr. Ebels: Schilderung der Gebirgsvölker der Schweitz; weil sie von einen Verfahren spricht, in dem die Solothurner den Appenzellern nichts nachgeben:

„Im Messelesen, heißt es S. 164 und 165, „findet die geistliche List ein herrliches Mittel un„gestraft die Taschen der Gläubigen zu leeren. Ei„ne jede Messe kostet einen halben Gulden, unter „24 Kreutzern ließt sie kein Geistlicher. Jeder be„mittelte Mann vermacht eine Summe Geldes zu „100 und mehreren Messen. Für alle Kranke, „für alle Sechswöchnerinnen, für die kranke Kuh „und Ziege, für den guten Preis des Baumwol-

„lenen Garns und für tausend ähnliche Dinge „lieſt man Meſſe. Die ärmſte Wittwe bietet den „letzten Gulden dar, um für die Seele ihres ver„ſtorbenen Mannes Meſſen zu leſen. Die Welt„lich-Geiſtlichen bekommen bisweilen 8, 10 bis „20 Gulden; die Kapuciner aber 30, 80 bis 120 „Gulden auf einmal für zuleſende Meſſen. Auch „die Schulkinder bekommen bisweilen 6 oder 8 „Gulden, um eine gewiſſe Anzahl Gebethe auf „den Gräbern der Verſtorbenen herzuplappern. „Die Prieſter, beiweiten noch nicht mit dieſer be„deutenden Einnahme zufrieden, treiben einen or„dentlichen Wucher mit dieſer geiſtlichen Waare, „um noch mehrere Meſſen übernehmen zu können; „Nicht mehr als eine Meſſe darf täglich geleſen „werden; jeder Geiſtliche muß, von Amtswegen, „wöchentlich drey Meſſen leſen; es bleiben ihm „alſo nur vier Tage zu Geldmeſſen übrig. Um „nicht drey Tage ohne Gewinn verſtreichen zu laſſen, „ſchickt er ſeine drey Pflichtmeſſen in ein armes Klo„ſter, wo er nur 14 Kreutzer für das Stück bezahlt, „während er ſich für jede der drey andern Meſſen „einen halben Gulden bezahlen läßt. Die Mäk„ler und Zwiſchenhändler, die den Cours in den „Mönchsneſtern genau kennen, ſind alte Weiber; „dieſe laufen umher, kaufen Meſſen, wo ſie in ho„hen Preiſe ſtehen, und verkaufen dieſelben an

„Orten, wo diese Gaukeley wohlfeiler getrieben „wird. Dergleichen schändliche Misbräuche, ha„ben die festesten Stützen in gedankenlosen, reli„giösen Vorurtheilen, welche der Mönch, mit dem „ganzen Eifer des niedrigsten Eigennutzes, und „vermittelst des Teufels und der Hölle in den Ge„müthern des Volks zu befestigen weis."

In Solothurn tischte man uns gegen 24 Gerichte zu Mittage auf. Gleich nach dem Essen, setzten wir uns in den Wagen und verließen die Stadt. Unter frohen Gesängen und beym Anblik des unbeschreiblichen Schauspiels, welches die Alpen im Glanze der Abendsonne gewähren, kamen wir in Kilchberg an. Hier empfieng uns Vater Pestalozzi mit offnen Armen. Er war des Mittags von Zürich in Burgdorf angelangt und hatte sich mit einigen Lehrern hierher begeben, um uns zu überraschen. Hier wurde getrunken, gesungen, gescherzt und gelacht bis spät Abends. Endlich fuhren wir alle nach Burgdorf zurück.

Neunzehnter Brief.

Pestalozzi.

Ich faße die Reihe der Tage, in welchen ich Pestalozzis Umgang genoß, zusammen, und concentrire meine Bemerkungen über ihn in diesem Briefe.

Er spricht sehr schnell, bildlich und im Zürcher-Dialekt. Man hat um so viel mehr Mühe ihn zu verstehen, da er sich nicht in seinen Ausdrücken nach den Fremden richtet, und sich auch nicht an Berichtigungen der Misverständnisse kehrt. Wenn er in Affect geräth, so spricht er sehr laut, sein Ausdruk ist von lebhaften Bewegungen der Arme und Hände begleitet. Lange hält er es bey keiner Unterredung aus, zumahl wenn man von gleichgültigen und conventionellen Dingen spricht; denn er ist sehr unruhig, und wird durch die Menge der Ideen von einem Ort zum andern getrieben. Anecdoten und witzige Einfälle hört er gerne. Seine Laune nimmt oft eine satyrische Wendung; so habe ich ihn z. B. oft aufs Wohlsein des Ehestandes trinken sehen, wenn er mit einem katholischen Geistlichen zu Tische saß. Er spricht gerne; wo er aber mit zwey Worten durch kommen kann, da braucht er gewiß nicht viere. Treffend und genialisch sind alle seine Bemerkungen. Auf Herbarts Entwiklung seiner Anschauungslehre antwortete er: „Herbarts Dreyek ist das Quadrat der vornehmen Leute.“ Da man es ihm vorwarf, daß er immer den Hut ohne National-Kokarde trug, erwiederte er: „Seit der Revolution trage ich die National-Kokarde in den Schuhen.“ In ein Stambuch schrieb er: „Lerne verachten, lerne mit Weisheit verachten; Verachte den Stolzen mit Kraft, und hebe

den Schwachen mit Hoheit empor.“ In einem Briefe den er mir schrieb, heißt es unter andern: „Das Schloß Burgdorf hat keinen Gefallen mehr an unserm Daseyn; es war das Haus des Herrn, (des Landvogts) und soll das Haus des Herrn wieder werden; ob man uns eine andere Hütte geben werde, das wissen wir noch nicht, aber wir glauben es. Mir liegt im Ernste nicht viel daran; ich hoffe mein Ey sey bald ausgebrütet, und dann achtet es auch der schlechteste Vogel nicht mehr viel, wenn ihm Buben sein Nest vom Baume herabwerfen.“

Ausser einem Wochenblatte, von dem man zwey Jahrgänge hat, sind seine bedeutendsten Arbeiten folgende: 1) Fabeln oder Figuren zu meinem A. b. c. Buche. 2) Ueber den Gang der Natur in Entwiklung des Menschen-Geschlechts. 3) Ueber Gesetzgebung und Kindermord. 4) Ueber die Gesetzgebung Helvetiens. 5) Linnhardt und Gertrud. 6) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, und 7) seine Elementarbücher.

Seiner Arbeitsamkeit ohnerachtet, ist er doch immer zugänglich für Fremde, die aus allen Gegenden der Schweiz und vom Auslande zu ihm hinströmen. Er spricht mit allen, und weiß nichts weniger als sich kostbar zu machen. Trift man ihn mit sich selbst beschäftigt, so sieht er etwas wilde und zerstreut aus den Augen, und er bedarf einige Augen-

blicke um sich zu sammeln. Fühlt er sich nicht zum Arbeiten aufgelegt am Tage, so arbeitet er des Nachts; überhaupt richtet er sich in seiner Lebensart eben so wenig nach der Uhr, wie in seinem Anzuge nach Mode und Geschmak. Seine Art zu arbeiten ist eben so originel wie er selbst. Wenn's recht darauf los gehen soll, so legt er sich, wie er geht und steht, ins Bett, und dictirt. Die Gedanken kommen dann eben so kraus auf das Papier, wie er sie im Kopfe hatte. Nachher wird es durchgelesen, wieder dictirt, und auf diese Weise fortgefahren, bis er mit der Arbeit zufrieden ist.

Er liest nie, selten schreibt er selbst. Er unterrichtet auch nicht, und es mangelt ihm sowohl zu dieser, wie zu jeder andern Detaillirung, an Gedult. Er versteht sich gar nicht darauf eine einzige Uebung seiner Methode mit den Kindern durchzugehen. Die einzelnen Theile der Methode, und der innre Zusammenhang derselben, sind ihm, was die Ausführung betrift, ganz fremde Dinge. Nur die Morgen- und Abendandachten hielt er selbst mit den Kindern. Den eigentlichen Religions Unterricht hatte er zweyen Predigern, die im Dienste des Instituts standen, übertragen. Der eine war protestantisch, und der andre katholisch.

Pestalozzi war die Seele in seinen großem Hause. Alle Mitglieder desselben liebte er wie seine Kin-

der. Jeder nannte ihn Vater. — In welchem Winkel der Erde werde ich eine so gemischte Gesellschaft finden, bey der die sämtlichen Tugenden des häuslichen Lebens so zu Hause sind, wie in dieser? In der von Zwietracht vergifteten Schweitz war diese Gesellschaft gewiß ohne Beyspiel.

Die, allen Bergbewohnern eigenthümliche, Vorliebe für das Vaterland, besitzt auch Pestalozzi in einem sehr hohen Grade, nur daß dieses Gefühl bey ihm weit kultivirter, als bey der Menge ist. Ich finde es in seinen Schriften, und in der Wärme, mit welcher er von den Auftritten spricht, die mit der Revolution in Verbindung stehen. In den gegenseitig empörten Leidenschaften, in den Thorheiten und im Elende des Volks, sahe er vor langer Zeit Helvetiens Fall; aber mit Muth und Kraft arbeitet er darauf hin, daß sich selbst aus den Ruinen ein Geschlecht erhebe, welches, unbekannt mit den Thorheiten und dem Elende des gegenwärtigen, sich wieder dem Sinn und der Verfassung nähere, bey welchen sich die Bewohner der Helvetischen Städte und Dörfer, Berge und Thäler ehedem so glücklich fühlten.

Für das glückliche Daseyn der Menschen, in deren Kreis Pestalozzi lebte, hat er sich immer selbst aufgeopfert. Seine Geburt und Talente berechtigten ihn zu hohen Posten; aber Reichthum und Ehre war nie das Ziel, nach dem er trachtete. Er blieb

unter den Geringsten im Volke; hier war er des Lahmen Fuß, und des Blinden Auge, der Unterdrükten Fürsprecher und der Lehrer und Vater der verlassenen Jugend. Die berühmtesten Männer seines Volkes schätzten ihn hoch, welches nachstehende Linien von Lavater an Pestalozzi beweisen:

Einziger, oft miskannter, aber schneller Versucher,
Des, was vor dir niemand versuchte.
Schenke Gelingen dir Gott,
Und krône dein Alter mit Ruhe.

Aber die Menge miskannte, und die, deren Absichten er entgegen arbeitete, verfolgten ihn. Auf diese Weise war sein ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe von Versuchen und Wirken, von Bekümmerungen und Aufopferungen.

Vater Pestalozzi! ewig gesegnet sey mir dein Andenken! Im Dienste der Menschheit bist Du alt und grau geworden. Um der Menschheit willen hast du, vielleicht mehr wie irgend ein Anderer, der Tage Last und Hitze getragen; ja selbst den Abend deines Lebens widmest du einem großen und mühevollen Werke. In dem großen, unermeßlichen Kreise, den mein Auge überschaute, sahe ich nie deines Gleichen.

Zwanzigster Brief.

Pestalozzis Methode.

Die Unterrichts Methode, die Pestalozzi den Augen der Welt dargestellt hat, ist die Frucht von vieljährigen Arbeiten und mühsamen Versuchen. Er opferte den besten Theil seines Lebens, seine Kräfte und sein Vermögen auf, um Schulmann zu werden und um den Elementar = Unterricht in den Volksschulen zu verbessern. Mit diesem Ziele unablässig vor Augen, arbeitete er mit einer Kraft und Beharrlichkeit, die mir um so ehrwürdiger zu seyn scheint, da er unter einem undankbaren Volke arbeitete. Und wenn ein, mit Kenntniß und Kraft ausgerüsteter und mit Enthusiasm für die gute Sache beseelter, Mann etwas Großes in seinem Fache zu leisten im Stande ist, so ist man hinlänglich berechtigt, sich große Erwartungen von Pestalozzis Veränderungen im Unterrichts = Wesen zu machen.

Seine Verfahrungsart bedarf keiner ausführlichen Beschreibung; denn die Elementarbücher geben alles Licht und alle Anweisung, die man nöthig hat. Diese Bücher, nebst den dazu gehörigen Tabellen, sind nicht zu Lesebüchern für Kinder, sondern zu Leitfäden für den Lehrer bestimmt, denen er unablässig folgen soll. Er muß keine Handbreit von der ihm vorgeschriebenen Bahn abweichen; denn die Worte

sind so abgewogen, die eine Aufgabe hängt so unzertrennlich mit der andern zusammen, und entspringt so natürlich aus der andern, daß man bei der geringsten Abweichung alle Ordnung, allen Zusammenhang und Takt verletzet. Will der Lehrer willkührliche Veränderungen vornehmen, will er berichtigen, hinzusetzen oder etwas abgehen lassen; will er auf diese oder jene Weise seine Talente in ein günstiges Licht stellen; so geschieht dies immer auf Rechnung der Methode, und er unterrichtet nicht in Pestalozzis Geist.

Hieraus folgt, daß Pestalozzis Elementar-Unterricht keiner Lehrer bedarf, die von Seiten der Natur große Gaben, oder von Seiten des Glücks viele Zeit zu mühsamen Vorbereitungen besitzen, sondern daß selbst der Eingeschränkte und Einfältige unterrichten kann, wenn er das Buch in der Hand, und die Tabelle vor Augen hat. Für unsre Volksschulen und besonders für die häusliche Erziehung scheint mir hierdurch unendlich viel gewonnen, und von dieser Seite betrachtet, sehe ich die Ausführlichkeit und Weitläuftigkeit der Elementarbücher als schätzbare Vorzüge vor vielen andern Schulbüchern an, welche in den Händen unwissender Lehrer so oft zum wirklichen Schaden der Kinder gebraucht werden.

Zufolge Pestalozzis Plan schränkt sich seine Methode nur auf den Elementar-Unterricht ein; er will

die Bildung des Kindes nicht vollenden, nur anfangen; er beabsichtigt keine einzelne Wissenschaft oder Fertigkeit, vielweniger die Summa von allem, was der Mensch wissen und lernen kann; er will den künftigen Unterricht blos vorbereiten und einleiten. Dieses scheint nur sehr wenig zu seyn, und doch kommt unendlich viel hierauf an. Wer mit dem Unterrichte in den Volksschulen zu thun gehabt hat, wird wissen, wie schwierig es ist, die kleinern Kinder auf eine nützliche und angenehme Weise zu beschäftigen, und wie wenig durch alle Zeit und Mühe gewonnen wird, welche man auf den ersten Unterricht derselben verwendet. Auf dem Wege, den Pestalozzi mit seinen Kindern geht, glaube ich weniger Schwierigkeiten anzutreffen. Er berührt nichts von allem dem, was ausserhalb dem Gesichtskreise des Kindes, oder über das Fassungsvermögen desselben erhaben ist, nichts, was nicht dem gegenwärtigen Bedürfnisse und Interesse des Kindes angemessen ist. Man hört bei ihm keinen declamatorischen Vortrag, kein inquisitorisches Fragen, kein Erklären und Beweisen von Seiten des Lehrers, kein Raisoniren und Errathen von Seiten des Kindes. Er ist weit davon entfernt, das, was andre bei ihm vermissen, für wirkliche Mängel anzusehen, sondern er setzt vielmehr ein gegründetes Mistrauen in alles das, was bei dem Kinde mehr Schein als Wahrheit, mehr Oberfläche als Fundament ist.

Anstatt jener Weitläuftigkeiten hat sein erster Unterricht nur solche Dinge zum Gegenstand, die man dem Kinde anschaulich machen kann, und die daher eine überzeugende Kraft für dasselbe haben. Daher ist auch sein Unterricht gründlich und faßlich, bestimmt und untrüglich. Daher ist er allen Einwendungen und Zweifeln von Seiten der Kinder zuvor gekommen; daher hat er alle Mißverständnisse unmöglich, und alle Mißgriffe anschaulich gemacht.

Alle Theile des Unterrichts sind, durch Ordnung und Zusammenhang, zu einem unzertrennlichen Ganzen vereinigt. Er erlaubt sich keiner Sprünge, sondern geht lückenlos vom Leichtern zum Schwereren, so daß sich das Folgende immer aus dem Vorhergehenden entwickelt, und daß das Vorhergehende nur immer als eine Vorbereitung auf das Folgende anzusehen ist. Es ist bey ihm eine Regel ohne Ausnahme, nichts unvollendet liegen zu lassen, sondern alles, was gelehrt und gethan werden soll, zum möglichsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Dieser Zweck kann natürlicherweise nicht ohne häufige Wiederholungen einer und derselben Uebung erreicht werden. Diesen Wiederholungen nebst dem vorher erwähnten Zusammenhange in den sämmtlichen Theilen des Unterrichts hat man es vielleicht zuzuschreiben, daß man die Pestalozzische Verfahrungsart, so wie sie in den Elementarbüchern vorgeschrieben ist, langweilig und

ermüdend, pedantisch und mechanisch findet, und ich kann also nicht umhin folgende Bemerkungen zu machen.

1) Das Langweilige und Ermüdende, was man in den Elementarbüchern zu finden glaubt, fällt bei Ausübung der Methode gänzlich hinweg. Ich würde es nicht wagen, dieses so ohne alle Einschränkung zu behaupten, wenn ich nicht in Burgdorf, beym täglichen Umgange mit dem dortigen Unterrichte, hinlänglich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt worden wäre. Ich habe die Pestalozzischen Zöglinge mit eben derselben Bereitwilligkeit zum Arbeiten, wie zum Spielen gehen sehen; ja, viele derselben arbeiteten munter und emsig fort, während andre sich in den Freystunden lebhaft herumtummelten. Ich erkläre mir diesen in unsern Volksschulen so seltenen Anblick aus der Methode selbst, und glaube, daß sie sowohl für die hellern als finsterern Köpfe berechnet ist, daß sie diese nicht übereilt und jene nicht versäumt, sondern daß sie allen einen reichen Vorrath von Aufgaben darbietet, welche dem Maaße ihrer Kräfte und dem Grade ihrer Entwickelung angemessen sind.

2) Aller Unterricht soll doch nach einen gewissen Plan gehen. Pestalozzis Plan ist der strengste, und eben darum scheint er mir der beste. Ich gründe diese Meinung auf die Vortheile, die ich nachher aus

dem ruhigen und gemessenen Gange Pestalozzis herleiten werde, und will blos bemerken, daß die Einkleidung oder die Form des Unterrichts nicht ihr Geist ist, und daß der Geist, der sich aus Pestalozzis Formen entwickelt, unerachtet diese von vielen für so barbarisch gehalten werden, weit kraftvoller und wirksamer seyn wird, als ihn alle unsre poetische und prosaische Kinderschriften hervor zu bringen vermögen.

In den Volksschulen findet man gewöhnlicher Weise viele Kinder und nur einen Lehrer. Bisher war keine allgemeine Methode in diesen Schulen eingeführt, und daher brauchte beinahe jeder Lehrer seine eigne. Ich kann nicht von den Folgen davon sprechen, ohne das Vorurtheil wider mich zu erregen, als wollte ich die Pestalozzische Methode, auf Kosten aller andern Methoden erheben; allein es muß doch wenigstens erinnert werden, daß Pestalozzi es für einen Lehrer möglich gemacht hat, viele Kinder auf ein Mal zu unterrichten. Das Zusammensprechen im Takt ist in dieser Hinsicht eines seiner wichtigsten Mittel. Man hat geäußert, das Kind würde dadurch die Brust verderben und sich in Zukunft an einen unangenehmen Vortrag gewöhnen. Ich glaube, daß der Lehrer diesen Folgen vorbeugen kann, wenn er darauf hält, daß nicht geschrien oder gesungen wird, sondern daß alle Kinder mit gedämpfter Stimme und in einem natürlichen Tone reden. Uebrigens habe

ich bemerkt, daß alle Kinder, beym Zusammenreden im Takt genöthigt sind, gleichen Antheil an dem Unterrichte zu nehmen. Kein Kind kann unthätig seyn, ohne dieses gleich zu verrathen; keines kann voraus eilen, oder zurück bleiben, ohne den Takt zu unterbrechen. Und sollte der Lehrer dieses oder jenes Kind wegen Trägheit oder gedankenlosem Nachbeten im Verdacht haben, so kommt es ja blos auf ihn selbst an, dieses Kind besonders abzuhören und sich von dessen Wissen Rechenschaft ablegen zu lassen.

Um von den Wirkungen zu sprechen, welche die bisher beschriebene Pestalozzische Methode hervorbringt, muß ich mich in den Kreis der burgdorffschen Zöglinge zurück denken. Unter diesen, an Alter und Anlagen so verschiedenen Kindern, fand ich ein reges Vermögen zu bemerken, und das Bemerkte deutlich auszudrücken; eine sichre Hand und ein geübtes Auge, wodurch sie, ohne Hülfe irgend eines Instruments im Stande waren, Figuren und Bilder zu zeichnen, die von ihrer Einbildungskraft bearbeitet, oder ihnen von Andern vorgelegt wurden; ein seltenes Gefühl für Proportion und Verhältniß; eine Fertigkeit und Sicherheit im Auflösen verwickelter, mathematischer und arithmetischer Aufgaben, die alle Zuhörer in Erstaunen setzte. In Hinsicht dieser Fertigkeit muß ich bemerken, daß mir anfänglich dieses Rechnen eine Art von Maschinenwesen zu seyn schien, bis ich auf

demselben Weg, wie die Kinder, zu der Ueberzeugung gelangte, daß diese Rechnungsweise in den nothwendigen Regeln des Denkens tief gegründet seyn müsse. Uebrigens fand ich die Pestalozzischen Zöglinge beseelt von einem frohen und kindlichen Geiste, von Glauben und Zutrauen an und zu sich selbst, von Muth und Entschlossenheit zum Anfange und von Beharrlichkeit zur Fortsetzung und Vollendung eines jeden Versuchs. Ich fand ein Wohlwollen und eine Harmonie unter den Kindern, eine zuversichtsvolle Ergebenheit an die Lehrer, eine Theilnahme an jedem Zug der Gutmüthigkeit, eine Aufmerksamkeit auf jede Aeußerung der Wahrheit und des Rechts, wie ich alles dieses in keinem andern Institute gefunden habe.

Diese und ähnliche Erfahrungen bürgen mir für die Güte der Methode; doch glaube ich, daß man sie nur durch die Ausübung im gehörigen Lichte darstellen kann.

Ein und zwanzigster Brief.

Das Osterfest.

Gleich beym ersten Besuche wurde uns Solothurn so lieb, daß wir uns vorsetzten die Ostertage in dieser Stadt zu feyern. Ein aufgeklärter Katholik, der hier zu Hause war, und mit uns die Methode in Burgdorf studirte, schenkte unsrer Wahl seinen Beifall,

fall, und da er sich doch, der Ordnung gemäß, dahin begeben mußte, um zu beichten, so bot er sich als Führer an. Er setzte sich also Tags zuvor mit uns in den Wagen, und wir fuhren ab. Ohngefähr eine halbe Stunde vor Solothurn wurden wir einen angenehmen Fußsteig gewahr, der uns einlud, den Ränzel wechselsweise auf den Rücken zu nehmen, und zu marschiren. Nahe vor der Stadt kehrten wir in einem schönen Sommerhause ein, um einige Erfrischungen zu uns zu nehmen und um uns vom Staube zu reinigen. Nachmittags um 3 Uhr kamen wir in dieser Hauptstadt an. Da wir doch einmal in einer so angenehmen Bewegung waren, so konnten wir uns nicht sobald in Ruhe begeben, sondern eilten gleich nach unsrer Ankunft im Quartiere zur Stadt hinaus. Auch dieses Mahl fanden wir alle Andachtsörter sehr besucht. Obgleich die Sonne hoch und klar am Himmel stand, so brannten doch allenthalben unzählige heilige Lampen, die mit Weihwasser von allerlei Farben gefüllt waren; denn entschieden ist es, daß es weit heller in den Kirchen der Katholiken, als in ihren Köpfen ist. In einer dieser Kirchen waren wir dem Hochaltare ziemlich nahe gekommen. Um kein Aergerniß zu geben, beugten wir hier zum ersten Mahl unsre Knie vor dem hochgelobten Bilde der allerheiligsten und gebenedeyeten Jungfrau. Wir glaub-

ten unser Führer hätte alle Ursache mit uns zufrieden zu seyn; aber leider! Er gab uns vielmehr zu verstehen, daß wir uns nicht auf das rechte Tempo verstünden, daß wir zur Unzeit knieten und Kreutze machten — kurz, daß wir uns albern benommen hätten. Er bat uns sogar, dergleichen Dinge gänzlich aufzugeben; man würde uns dann nur für Ketzer ansehen, uns sonst aber als Spötter und Gottesverächter behandeln.

Von diesen der Andacht und dem Gottesdienste geweihten Oertern führte uns unser der Gegend kundige Führer, ins Heiligthum der Natur. Ich habe diesen Ausdruck mühsam suchen müssen, und glaube den richtigen gefunden zu haben; denn hier erblickt man keine Spur der Kunst; keines Menschen Hand hat es gewagt, diesem Orte eine willkührliche Form zu geben. Die Natur zeigt sich hier in ihrer eignen furchtbar-schönen Gestalt. Es sey weit von mir entfernt, diesen Ort durch irgend eine Copie zu entheiligen — das Original ist unendlich über meinen Ausdruck erhaben. Nur so viel will ich bemerken: wir befanden uns in einer finstern, engen Bergkluft. Auf beiden Seiten standen die unerschütterlich festen Felsenmauern des Juras, über den Köpfen hiengen uns die ungeheuern Steinmassen, die uns bei jedem Schritte Tod und Verderben zu drohen schienen. Mühsam arbeiteten wir uns auf dem ungebahnten,

mit hinab gestürzten Granitblöcken bestreuten Wege fort, der durch das ununterbrochene Getöse brausender Waldströme so viel grausenvoller wurde. Wir kamen an den Eingang einer Höhle. Hier war es dicke, fürchterliche Nacht, und ohne Licht wollten wir uns nicht in die Eingeweide der Felsen hinein wagen. Wäre unser Führer weniger ehrlich oder mehr abergläubisch gewesen, er würde uns sehr artige Anecdoten von diesem unterirrdischen Wege aufgetischt haben. Am Ausgange der Bergkluft sahen wir uns ganz unerwartet in der Eremitage St. Verene. Unser Kapuziner beschäftigte sich mit den heiligen Lampen am Grabe Christi.

Gerne theilte ich dir einige meiner Betrachtungen und Gefühle in diesem Labyrinthe mit; allein da mich dieses zu weit vom Texte führen würde, so schränke ich mich auf folgende Bemerkung ein: Wenn der zur Einsamkeit und Schwärmerey geneigte Katholik an diesem imposanten Orte seine religiösen Begriffe bearbeitet — welche Vorsätze mag er nicht zu fassen im Stande seyn? Träumte nicht vielleicht hier mancher Mönch und manche Nonne, in den vielen Klöstern am Fuße des Juras, den ersten Traum von der Glückseligkeit des Klosterlebens?

Es war des Nachmittags um 6 Uhr, als das Geläute sämmtlicher Glocken in allen Kirchen der

Stadt die Annäherung des Festes der Auferstehung verkündigte. Wir eilten zur Stadt, und richteten unsern Lauf nach der vorhin beschriebenen Stiftskirche des heiligen Ursus. Wie groß diese Kirche auch ist, so war sie doch bei weitem nicht groß genug, um die vielen Menschen zu fassen, welche dahin strömten. Wir erhielten Platz auf der Orgel, von der wir das Ganze überschauen konnten. Eine halbe Stunde verlief in stiller Erwartung. Endlich öffnete sich eine Seitenthür im Chore. Die sämmtliche Dienerschaft der Kirche, nemlich der Oberpriester, 8 Priester, 12 Chorherren, 14 Kapellane und eine Menge weißgekleideter Knaben kamen in Procession mit Fahnen, Kerzen, Rauchwerk und einem leeren Sarge. Bisher war noch kein Wort gesprochen; jetzt aber gieng der Oberpriester vor den Hochaltar, und rief mit lauter Stimme: „Christus ist erstanden!“ Ein trostvolles Wort für alle Geistliche, die seit 40 Tagen kein Fleisch hatten genießen dürfen; für alle Freunde und Freundinnen der Musik und des Tanzes, denen dieses Wort Signal der lange entbehrten Freiheit war; für alle rechtgläubige Katholiken, welche hierdurch ihre tiefe Trauer in jubelnde Freude verwandelt sahen. „Christus ist erstanden!“ Dies war alles, was der Prediger sagte, dies war alles, was die Zuhörer wissen wollten. Diese frohe Bothschaft wurde durch ein Vokal- und Instrumental-Concert

beantwortet, welches von der Kapelle, welche die Kirche im Solde hat, und von vielen Liebhabern der Musik aufgeführt wurde. Triumph! erscholl es von allen Lippen; Triumph! wiederholten alle Instrumente; Triumph! verkündigten Pauken und Trompeten mit einer Kraft und Stärke, daß selbst die Tauben es vernehmen mußten.

Von der Kirche führte uns der Führer zu einem seiner Freunde, der das beste Klavier hatte, welches ich je gesehen habe, und der zugleich ein sehr geübter Spieler war. Hier wurden wir mit einem Hauptmanne aus Kartagena bekannt, der unter dem Namen Voitel, noch öfters in diesen Briefen vorkommt. Von hier gieng's zur Abendmahlzeit. Man sagt, und ich glaube mit allem Rechte, daß sich die Solothurner durch's Fressen, die Basler durch's Fluchen, die Freyburger durch's Beten und die Berner durch's H...n auszeichnen. Von den Raritäten, womit der Tisch an einem Fast- oder Sonnabend-Abend, besetzt war, will ich nur folgende anführen: Froschschenkeln mit einer Champion-Sauce und eine Schnekken-Pastete, gewürzt mit Morcheln. Vom Tische gieng's ins Kaffehaus, woselbst viele französische Officiere mit allerlei Spielen beschäftigt waren.

Frühe am ersten Ostertage giengen wir mit Voitel und unserm gestrigen Führer nach dem herrlichen Lustschlosse Waldeck. Schade, daß dieser Ort

so viele Spuren von dem Uebermuthe des französischen Militairs an sich trägt. In dem nahe gelegenen Holze genossen wir nicht nur die vollen Reitze eines schönen Sommermorgens, sondern wir hörten auch ein Echo, welches allein schon des Ganges werth war. Auf dem Rückwege kehrten wir im Kloster der heiligen Klara ein, und lauschten dem Concerte zu, welches die für uns unsichtbaren Nonnen zur Messe gaben. Nachher giengen wir zur Kirche. Alle Beichtväter theilten bei unsrer Ankunft Vergebung der Sünden mit vollen Händen aus. Die Kirche war wieder voll, aber kein eigentlicher Gottesdienst angefangen. Auf einmal sahen wir uns von der Kanzel herab, von einem, mit allen Attributen des Franziskaner-Ordens versehenen Mönch, kreutzen und segnen. Seine Rede, vom Sacrament der Buße, war mit vielen lateinischen Brocken gespickt. Nach dieser folgte die Kirchenmusik. Nun machte es der ganzen Clerisey genug zu schaffen, Brod in Fleisch und Wein in Blut zu verwandeln. Als ihnen dies gelungen war, begann die Procession mit dem Sacramente. Die ganze Geistlichkeit und die sämmtlichen Mitglieder der Regierung waren in Pontificalibus im Gefolge. Unter dem Donner der Kanonen, und dem Geläute aller Glocken gieng der Zug um die Kirche, und alles, was sich diesem Zuge näherte, fiel zur Erde.

Nach Absingung einiger lateinischer Lieder trug man das Sacrament zum Hochaltar.

Von der Kirche begaben wir uns in die Staatsgefängnisse, die wegen einer menschenfreundlichen Einrichtung berühmt sind. Des Nachmittags führte Voitel uns nach einem ländlichen Wohnsitze, wo er uns mit seiner Gemahlin, einer jungen, ungemein schönen Andalusierin, bekannt machte. Sie verstand und sprach nichts als Spanisch. Wir mußten uns also mit der bloßen Anschauung genügen lassen. Nachher gieng er mit uns in ein Nonnenkloster, wo es uns durch seine Fürsprache gelang, den Nonnen vorgeführt zu werden. Durch die Oeffnung eines eisernen Gitters bewirtheten sie uns mit gefärbten Eyern und ungesäuertem Brode. Sie erkundigten sich genau nach dem Zustande der Religiosität in Dännemark, und sagten zu Voitel, es wäre Schade, daß wir als Ketzer ewig brennen sollten.

Des Abends waren wir in Gesellschaft bei dem Herrn Zehnder, der, als Mitglied des großen Raths, Pestalozzis Reisegefährte auf der Gesandtschaft nach Paris gewesen war. Seine Frau, eine Römerin, war die erste weibliche Schönheit, die ich mich erinnre, je gesehen zu haben.

Zwei und zwanzigster Brief.

Weissenstein.

Kein Morgenschlummer ist so süß, als das Erwachen eines Menschen zu einem recht frohen Tage. Vielleicht habe ich schon oft diese Erfahrung gemacht, ohne mir derselben recht bewust zu seyn; aber so viel lebendiger fühlte ich die Wahrheit dieser Behauptung den zweiten Ostertag. Du fürchtest gewiß, daß ich dir wieder mit Processionen und prachtvollen Ceremonien aufwarten werde; aber nein! dießmal habe ich mir einen andern Text gewählt. Wüste ich nichts bessers, so könnte es sehr unterhaltend seyn, dir von einem Solothurner Nationalfeste zu erzählen. Ich müßte dir dann anzeigen, daß die schöne Stiftskirche in einen Paradeplatz für's Solothurner Militair verwandelt wurde; daß die heiligen Meßgesänge einer geräuschvollen Kriegsmusik weichen mußten; daß man anstatt des sanften Evangeliums nur den erschütternden Donner der Kanonen hörte. Ich müßte es dir sagen, was diese Erscheinung bedeuten sollte: daß nemlich die neuen Gewalten der Stadt und des Cantons den heiligen Vätern der Kirche eidlich geloben sollten, Gott und dem Vaterlande getreu zu seyn, sammt das Gute aus allen Kräften zu befördern, und dem Bösen zu steuern. Ich müßte dir endlich einen Auszug der sehr erbaulichen Ermahnungs-Predigt mittheilen, welche bei

dieser Gelegenheit von einem langbärtigen Kapuziner gehalten wurde. Aber nichts von allem diesem! Es wäre nicht einmal der Mühe, vielweniger einer so schönen Einleitung werth, als die ist, mit der ich diesen Brief angefangen habe.

Eine Bergreise ist es, die ich zum Gegenstande dieses Briefes mache. Ehe ich aber zur Erzählung selbst schreite, muß ich erinnern, daß ich die Fortsetzung meiner Reise nach Solothurn beschreibe, daß Solothurn nicht weit vom Fuße des Juras liegt, daß der Jura, dessen Kette sich von Genf bis Costanz erstreckt, sehr hoch ist, und daß man sich gerne eine weite Aussicht von einem hohen Standpuncte verspricht. Nach diesen Erinnerungen bedarf es wohl nicht angezeigt zu werden, wohin die Reise gieng, und was wir daselbst machen wollten. Stelle dir vor, Ström und ich, gewohnt an Dännemarks Ebnen, wollten die steilen Felsen des Juras erklettern, wollten uns den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Weges, und den Folgen des plötzlichen Uebergangs von der Wärme des Thals zur Kälte des Berges blosstellen. Schon der Vorsatz war keck und lobenswerth. Es wäre aber auch gewiß beym Vorsatze geblieben, wenn uns nicht Voitel, der auf den Rücken der Pyrenäen zu spatzieren gewohnt war, zur Ausführung desselben behülflich gewesen wäre. Er war unser Anführer, er ordnete unsern Anzug, er versah uns mit

Alpenstöcken, Jagdtaschen, Flinten, Ferngläsern u. s. w.; er füllte den Brodkorb und ließ ihn von seinem Bedienten zur Sennhütte hinauf tragen. So ausgerüstet, fiengen wir, fünf Mann stark, unsre Wandrung an. Wir übergaben uns ganz der Führung des Spaniers. Er bestimmte es, wie schnell wir steigen, und wie oft und lange wir ruhen sollten. Er führte uns zwar den kürzesten, aber nicht den bequemsten Weg. Der Fuß des Berges war mit dichten Nadelhölzern bewachsen, die uns erquickenden Schatten darboten. Durch das ununterbrochene Steigen unter den Bäumen, auf deren abgefallenen Nadeln man nie festen Fuß fassen kann, waren wir am Ende des Holzes ganz erschöpft. Hier machten wir die erste Pause, und erquikten uns mit einem Tranke aus den Flaschen in den Jagdtaschen. Mir wurde angst und bange, wenn ich das Auge zu der Höhe erhob, die noch vorhanden war. Aber die Pause war beendigt, wir mußten weiter. Ein äußerst schmaler und steiler Steig führte uns in hundert Krümmungen hinauf zum Dreyfuß. Hier machten wir die zweite Pause. Was soll ich von diesem Orte sagen? Wo ich sonst gewesen war, hatte ich doch immer die Erde Etwas, wenigstens Dornen und Disteln tragen sehen; aber hier war sie, von den Zeiten der Schöpfung her, wüste und leer. Vergebens irrt das Auge nach einem einzigen Blümchen umher; vergebens lauscht das

Ohr nach dem Laute eines lebendigen Geschöpfs. Nackte Felsen, die in allerley Gestalten himmelan streben, und steile Abgründe, erfüllt mit dem Gerassel losgerissener Steine, dies ist alles, womit man sich amüsiren kann. Auch hier konnte unser Auffenthalt von keiner langen Dauer seyn. Der Aufgang wurde an einigen Stellen so steil, daß man unmöglich das Gleichgewicht behalten konnte; es gieng dann auf allen Vieren, so daß mir im Ernste bange wurde, daß diese Arbeit ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Endlich machte ein frohes Hurra unsers raschen Anführers mich glaubend, daß wir das Ende aller Mühseligkeiten erreicht hatten; allein zu meinem größten Entsetzen vernahm ich, daß wir noch nicht den weitesten, aber den beschwerlichsten Weg zurück gelegt hatten. Wir befanden uns in einem lieblichen Thale, mit einer Sennhütte. Obgleich wir noch weit von der Höhe entfernt waren, so trafen wir doch schon Reste des verflossenen Winters, Eis und Schnee an. Wir stiegen nun höher und höher; der Schnee wurde häufiger, die Luft kälter, wir matter, unser Gang langsamer und unsre Pausen zahlreicher. Endlich erreichten wir das Ziel, und kamen des Mittags um 12½ Uhr auf dem Weissenstein an.

Des stillen Wetters und der hohen Mittagssonne unerachtet, war es doch sehr kalt auf unserm erhabenen Standpuncte. Wir zündeten daher Feuer

an, und lagerten uns um dasselbe herum. Die Luft war hier nur dünne, aber desto solider war unsre Mahlzeit. Französische und spanische Weine giengen in vollem Maaße an unsrer offenen Tafel herum. Bei jeder Gesundheit feuerten wir unsre Flinten ab, damit man rechts und links, nemlich in Frankreich und der Schweitz, von unsrer Gesellschaft in der Höhe zu sagen wisse.

Die Hoffnung einer weiten Aussicht schlug uns nicht fehl; was konnte uns auch wohl vom Sehen abhalten? Die Luft war rein, und alles was sonst dem Auge im Wege zu seyn pflegte, lag tief unter unsern Füßen. Gegen Morgen sahen wir über einen großen Theil der Schweitz, dieses irrdischen Paradies, sahen viele von dessen Städten, Dörfern, Bergen, Thälern, Wäldern, Seen und Flüssen; sahen gegen Abend über viele lächelnde Gegenden Frankreichs. Ebel sagt: „Der Weissenstein, der gerade den großen Alpen gegenüber steht, giebt die weiteste, ausgedehnteste, ausserordentlichste Aussicht, die man sich nur denken kann. Ich darf weiter nichts sagen, als daß man die ganze Alpenkette von Morgen nach Abend bis weit hinter den Montblanc erblickt; dies Schauspiel ist einzig.“ Und bei einem andern Verfasser heißt es: „Von dem Weissenstein genießt man eine Uebersicht über das ganze große Thal zwischen der Jura- und hohen Alpenkette, und eine An-

ſicht aller Schneeberge, wie auf keinem Punct in der ganzen Schweitz. Man ſieht die Kette der hohen Gebirge von dem Säntis an, bis tief hinter den Montblanc. Dieſes Schauſpiel bey Aufgang, beſonders aber bey Untergang der Sonne, iſt auſſerordentlich und ſchlechterdings unbeſchreibbar, wenn man den glüklichen Zeitpunct des reinſten, hellſten Wetters wählt. Man ſieht den Morat- Bieler- und Neuchateller See, und unzählige Dörfer und Oerter, Hügel und Berge, die zu der Alpenkette hinanſtuffen.“

Was würde man nicht gerne dulden und wagen, um dieſe Ausſicht zu genieſſen, und um in der Mitte zweyer Länder zu ſeyn, die beyde intereſſante Schauplätze der wichtigſten politiſchen Auftritte waren. Und wer konnte ſich mit uns meſſen, ſolang wir auf dem Berge ſtanden? Unter Europas vielen Millionen nur die wenigen Einzelnen, welche in den höhern Regionen der Alpen wohnen; denn nach Gasparis Erdbeſchreibung iſt die Schweitz das höchſte Land in Europa und die tiefſte Fläche in der Schweitz, nemlich der Genferſee, 1150 Fuß höher als das mittelländiſche Meer. Zu dieſer Höhe kommt noch die Höhe des Juras, die in eben demſelben Lehrbuche zu 5185 Fuß angegeben iſt. Wenn man nun bemerkt, daß eine Höhe von 9000 Fuß als die Gränzlinie des ewigen Schnee's angegeben wird, ſo ergiebt es ſich, daß wir

nur 2665 Fuß unter dieser Höhe waren. Ich weis nicht, welches Facit du aus allen diesen Zahlen heraus bringen wirst. Das Meinige ist dieses: Der Jura ist neben einem Gletscher ohngefähr so viel wie David neben Goliath; aber eine jede Höhe, die die Höhe des Juras übertraf, konnte man in der Jahrszeit unmöglich besteigen.

Die Hirten und Hirtinnen des Juras waren noch mit ihren Heerden nicht herauf gekommen; sonst hätten wir ihnen zu Gefallen gerne den Rosenkranz mit gebetet, um nur ihre Gesellschaft zu genießen. Nur der Hausvater einer Hirtenfamilie befand sich oben, um zu sehen, wie weit das Gras gewachsen wäre. Dieser ehrliche alte Katholik führte mich zum vortheilhaftesten Standpuncte des Berges, und da er sahe, daß ich, hingerissen von himmlischem Entzücken, dieses beyspiellosen Anbliks genoß, faßte er mich zärtlich und zutraulich an der Hand und sagte in seiner naiven Schweitzer Sprache: „Schauet! alles dieses dirigiret Gott der Herr.“ — Ich höre noch immer den Wiederhall dieser Worte aus dem Munde des einfältigen Hirten. So anschaulich wie er, hat mir noch keiner die Größe der Gottheit geschildert.

Nach der Dole bey Genf und dem Chasseral bey Biel ist der Weissenstein die höchste Bergspitze in der Jurakette, und steht in einer Entfernung von 12 bis 14 Meilen gerade der großen Al-

penkette gegenüber. In 3 bis 4 Stunden kann man von Solothurn herauf steigen, wählt man den bequemsten Weg kann man sogar reiten. Auf der Höhe des Weissensteins steht eine Sennhütte, die man sehr deutlich von Solothurn aus erblikt. Sie ist größer und bequemer eingerichtet, wie die gewöhnlichen Hirtenwohnungen der Alpen. Wer hier über Nacht bleibt, schläft auf dem Heuboden; und wer mehr als Brod, Milch und Käse essen will, muß sich aus Solothurn versehen. Ich habe hier einmal in Gesellschaft mit mehreren Reisenden im Juli-Monat übernachtet, und mich unbeschreiblich wohl im Kreise der Hirtenfamilie befunden.

Um vier Uhr des Nachmittags fiengen wir an hinab zu steigen; aber wir wählten einem bequemern Weg. Um uns einen festen Gang zu sichern, so brauchten wir unsre Alpenstöcke wie Kinder ihre Steckenpferde; denn kommt man erst einmal ins Laufen, so sieht's übel aus mit dem Stehen. Um 7 Uhr waren wir am Fuße des Berges. Hier war unser braver Anführer so unglücklich zu fallen, so daß er sehr verblutet nach Hause kam und in einigen Tagen das Bette hüten mußte. Wir andre hatten alle müde Glieder.

Am nächsten Morgen machten wir unsre Abschieds Besuche, setzten uns in den Wagen und kehrten nach Burgdorf zurück.

Drey und Zwanzigster Brief.

Burgdorf.

Sechs Wochen hindurch lebten wir wieder in Burgdorf fort, und so schnell wie der gestern verflossene Tag eilte diese Zeit dahin. Ich genoß alles Gute, welches mir meine freie und unabhängige Lage, meine interessante Bekanntschaft in der Stadt und auf dem Lande, der schöne Auffenthalt und die angenehmste Jahrszeit darbot; aber nie genoß ich es auf Rechnung der Methode. Zu Fuß und im Wagen durchstreiften wir die Gegend, welche der Frühling mit göttlichem Reitze geschmükt hatte. Bald besuchten wir diesen oder jenen Badeort, bald diesen oder jenen Landmann, entweder belustigten wir uns im Walde, oder wir bestiegen eine Anhöhe um die unbeschreibliche Pracht der Eisgebürge im Glanze der Abendsonne zu betrachten. Das Thal war erfüllt von den muntern Liedern der Hirten und die Berge gaben lauten Wiederhall von den melodischen Glocken der Heerden. Alles athmete Wollust. Die Erde schien mir ein Elysium unter dem schönen Himmel des Südens.

Aber das Vaterland, und alles was mit diesem geliebten Worte in Verbindung stand, war mir deswegen um nichts weniger theuer. Jeden Posttag durchsuchte ich alle Zeitungen, die ich erhaschen konnte.

te. In den Schweitzer = Zeitungen fand ich Dännemark niemals, und in der allgemeinen Zeitung, dem einzigen Blatte, welches von der Nordseite her zu haben war, sehr selten berührt. Ich kenne keinen Ausdruk für die Freude, die mir ein Brief aus Dännemark verursachte. Ich las denselben so oft, bis ich ihn Wort für Wort auswendig wußte.

Im Jahre 1803 hatte Burgdorf seine schönste Periode; denn unter den Tausenden, welche des Sommers die von der Natur so ausgezeichnete Schweitz durchstreifen, waren nur sehr wenige, die nicht Pestalozzi besuchten, dessen Methode von Petersburg bis Neapel Aufsehen erregt hatte. Es verlief kein Tag, an welchem es nicht im Schlosse voll war von Fremden aus allen möglichen Ländern. Viele derselben hielten sich, eben wie wir, der Methode wegen mehrere Wochen und Monate auf. Natürlicher Weise veranlaßte dieser Zusammenlauf viele interessante Bekanntschaften und Feste. Pestalozzi, dem es sonst nicht sehr um solche Zerstreuungen zu thun war, mußte doch oft den vielen schmeichelhaften Einladungen nachgeben. Dann wurden ihm die Haare geschnitten, der Bart weggenommen, die Schuhe gebürstet, er zog seidne Strümpfe, reine Wäsche und moderne Kleider an, und war sich selbst kaum ähnlich. Burgdorfs Einwohner, die es vorher sahen, was die

Stadt durch die Verlegung des Pestalozzischen Instituts verlieren würde, suchten diese Veränderung bey der Regierung von Bern abzuwehren; aber vergebens. Jetzt schreibt man daher; Seit der Verlegung des Pestalozzischen Instituts, sinkt unsre Stadt zu der vorigen Unansehnlichkeit zurück.

Unter dem Nahmen Solenität hat man in Burgdorf ein jährliches Fest für die Jugend. An mehreren Orten in der Schweitz ist dieses Fest eingeführt. Die Jugend der sämmtlichen Dörfer des Pays de Vaud versammelt sich zu einer ähnlichen Solenität, an den zwey ersten Sonntagen im August, am Fuße der Dole. Das Burgdorfsche Jugendfest fällt immer auf den 16ten May. Dieses Fest zeichnet sich durch eine allgemeine Theilnahme aus, selbst die Alten werden wie die Kinder. Die Jugend, festlich geschmükt, versammelt sich, unter dem Läuten aller Glocken in der Kirche, wo sie mit Concert und einer Rede empfangen wird. Der Municipalitäts Präsident lieset der versammelten Menge die Zeugnisse der Kinder vor, und theilt die Prämien aus. Einer der ältesten Knaben besteigt den zu diesem Zweke errichteten Redstuhl, und stattet im Nahmen der versammelten Jugend eine Danksagung ab. Mit Fahnen und klingendem Spiele marschiert die Jugend durch die Stadt zur Esplanade, wo Waffen- und andre Uebungen angestellt werden. Des Abends und

des Nachts findet man Serenaden in allen Gassen, Feste in allen Häusern und Freude in allen Herzen.

Ein andres besonders unter den Bernern sehr beliebtes Volksfest ist das Ringen der jungen Mannschaft. Von einem sehr großen Umkreis her versammeln sich Männer und Weiber, Alte und Junge zu der Zeit und an dem Orte, wo diese Leibes-Uebung vorgenommen werden soll. Man schließt einen Kreis, in dem die handelnden Personen sich versammeln; die Zuschauer bleiben ausserhalb der Linie. Zwey und zwey greifen einander an, nachdem sie den obern Theil ihres Körpers bis aufs Hemd entblößt haben. Tausend Stimmen rufen Sieg über den, der seinen Widersacher zum dritten Mahl zur Erde wirft. Mehrere Mahle habe ich diesem Feste beygewohnt; aber niemahls sahe ich den Ueberwinder übermüthig, oder den Ueberwundenen erbittert. Mir scheint es gut bey einem Volke auszusehen, dessen junge Mannschaft ihre Körperkraft einer öffentlichen Prüfung unterwerfen darf, und dessen Weiber noch nicht in dem Grade verfeinert sind, daß sie sich scheuen an der Kraftäusserung Wohlgefallen zu finden, die aus dem entblößten Arme eines Mannes hervor geht.

Ausser einem blutigen Auftritte, der im März 1803 zwischen dem französischen Militair und den nach Italien bestimmten helvetischen Truppen in Bern vorfiel, habe ich, während meines Auffenthalts in

der Schweitz, nichts von Ausbrüchen der Unruhe gehört. Aber ein allgemeines Misvergnügen loderte in den Gemüthern, wie ein Funken in der Asche. Die Ueberreste der Revolution, die man allenthalben verbreitet fand, waren Partheygeist und allseitiges Mistrauen. In der Mitte des Sommers setzte man die Gesetze in die vorige Kraft, und die Obrigkeiten mit einigen Einschränkungen, in das vorige Ansehen.

Der mit so inniger Sehnsucht erwartete Sommer fieng nun an sich einzufinden, mit diesem fand sich auch die Reiselust, mit voller Stärke bey uns ein. Das Beyspiel von tausend Ausländern trieb uns an, uns weiter in der Schweitz umzusehen — kurz, wir wollten, wir mußten reisen. Aber wohin? und wann? Wir nahmen Karten und Reisebücher zur Hand und arbeiteten eine Route aus, die alles Nützliche und Angenehme, was wir bey unsrer eingeschränkten Zeit, und so frühe im Jahre zu genießen im Stande waren, zu vereinigen schien. Mit der Art zu reisen kamen wir erst später ins Reine. Das endliche Resultat unsers Deliberirens fiel dahin aus, daß wir zu Fuß reisen wollten, so lange wir's aushalten könnten, und daß wir uns nur im Nothfalle einer andern Expedition bedienen wollten.

Die Grundsätze, welche uns hierbey leiteten, waren folgende:

Wer zu Fuße reiset, ist blos von seinem eignen Willen abhängig; diese Freyheit ist unbeschreiblich angenehm. Wer die Schweitz recht genießen will, darf nicht immer der Heerstraße nachlaufen. Der größte Nutzen und der vollste Genuß verbindet sich nur für den Fußreisenden. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit; alle Gegenstände, jeder Stein, jede Pflanze, kann er betrachten; alles untersuchen; nach allen Gegenden, wo er etwas interessantes zu finden glaubt, sich hinbegeben; mit jedem Menschen sich unterhalten, nach allen sich erkundigen, über alles sich unterrichten, sich aufhalten, wo es ihm gefällt; an jedem Orte des Weges, wo ihn eine schöne Gruppe, Aussicht, oder sonst etwas frappirt, stillstehen, es genießen so lange er will; nach seiner Bequemlichkeit alles, was seine Augen erblicken, zeichnen; kurz, er kann jede Naturschönheit aufs innigste genießen, und sich mit sehr vielen Kenntnissen aller Art bereichern, so bald er nur will.

Unvergeßlich, bis zum letzten Augenblike meines Lebens unvergeßlich sollen mir die vielen theuern Erinnerungen seyn, die jeden Schritt jener Wandrung begleiteten. Unvergeßlich die Zeit, da ich ungebunden von Geschäfts- und Familien-Verhältnisse einen Weg wallfahrtete, der mit tausend schwärmerischen Erwartungen bezeichnet war; da ich durch die sanfte Bewegung des Marsches im Besitze einer vollkom-

nen Gesundheit und einer ununterbrochenen Heiterkeit der Seele war. Unvergeßlich die seeligen Augenblicke, wenn ich mit der sinkenden Sonne die Wanderung des Tages beschloß, und ermattet vom Steigen vieler Stunden, und beym Gefühl einer bleyschweren Müdigkeit, die vielen, durch Beschwerden und Gefahren erkauften Freuden übersahe.

Wir versahen uns mit einer für Fußgänger passenden Kleidung und schickten uns in möglichster Eile zur Abreise an. Pestalozzi gab uns verschiedene Adressen und die Kinder viele Grüße auf den Weg mit. Auf diese Weise verließen wir Burgdorf, ohne genau zu wissen auf wie lange. Begleite mich durch das Pays de Vaud, (Welschland) bis nach Genf, durch Savoyen und Wallis, hinauf zur Spitze des St. Bernhardts u. s. w. und theile mit mir die Freuden und Beschwerlichkeiten dieser Wandrung.

Vier und zwanzigster Brief.

Die Reise von Burgdorf nach Vevay.

Am 25ten May frühe des Morgens setzten wir uns in einen kleinen Wagen und reisten nach Bern. Auf dieser vier Stunden weiten Tour hat man vortrefliche Wege, herrliche Parthien, und ringsumher lauter Spuren von Geschäftigkeit und Wohlstand. Hie

und da, wo sich der Weg durch romantische Gruppen von Anhöhen und Haynen schlängelte, fanden wir Patrouillen, eine schlimme Vorbedeutung wegen der öffentlichen Sicherheit in einem Lande, wo die Revolution den einen Bürger gegen den andern gewafnet hat. Unterweges, nemlich in der Kirche des Dorfs Hindelbank besahen wir das aus Sulzers Wörterbuche, unter dem Artikel Denkmal, und aus mehreren Kupferstichen und Beschreibungen bekannte Meisterstück des Casselschen Professor Reals, das Denkmal der schönen Frau genannt. Die Arbeit stellt die Auferstehung dar. Das Ganze ist aus einem Steine verfertigt, dessen Oberfläche gesprengt ist. Man sieht die Mutter sich mit dem Kinde, bei dessen Geburt sie starb, durch die Spalte hindurch arbeiten. Der Prediger Langhans hat dieses berühmte Monument seiner Frau mit einer vortreflichen Grabschrift geziert.

Bern. Die reizende Lage dieser Hauptstadt an den Ufern des Aar-Flusses und der Anhöhe eines Berges, die mit lächelnden Promenaden und Landhäusern bestreut, und an malerischen Aussichten nach den Hochgebürgen so reiche Gegend, fällt beym ersten Anblicke unbeschreiblich herrlich ins Auge. Die Stadt selbst verdient den ersten Rang unter allen helvetischen Hauptstädten. Sie enthält, besonders in den größten Straßen, keine kleinen Häuser, sondern

alle Gebäude sind 3 Etagen hoch, von Quaderstei-nen errichtete Palläste. Alle Gassen und Plätze sind sehr gut gepflastert und werden äußerst rein gehalten. Alles was zu Fuße ist wogt in den Arkaden, die vor Sonnenschein, Regen und schmutzigen Füßen schützen. Die Stadt hat kalte und warme Bäder, sehenswür-dige Sammlungen von Natur- und Kunstproducten, römischen Alterthümern, Landschafts-Gemälden und Modellen. Die Bibliothek enthält eine bedeutende Sammlung von Manuscripten, ein Relief über die Schweitz und eine Bildergallerie. Vom Thurme der Cathedral-Kirche, das schöne Münster genannt, ge-nießt man entzückende Aussichten.

Im ganzen Canton zeichnen sich alle öffentliche Veranstaltungen, z. E. Gebäude, Heerstraßen, Brük-ken u. dergl. durch eine Magnificenze aus, die dem Reisenden Respect für die Regierung der Republik einflößen muß. In den öffentlichen Stiftungen der Hauptstadt herrscht ein humaner und liberaler Geist, Ordnung und Geschmack. Im Waysenhause werden die Kinder so gekleidet, gespeiset und unterrichtet, daß selbst die ersten Patricier ihre Kinder dieser Stif-tung übergeben, und sie gegen bedeutende Summen den Armen-Kindern gleich behandeln lassen. Das Hospital ist das größte und eleganteste Gebäude der Stadt. In dieser Stiftung genießen alle, die nicht bezahlen können, freye Kur und Pflege, wes Volks

und Glaubens sie auch seyn mögen; müde Wanderer erhalten Erquickung, Logis und einen Reisepfenning auf den Weg. Ausser andern wichtigen Besitzungen hat dieses Hospital Rousseau's Lieblings-Ländchen, die St. Peters-Insel im Bielersee.

In Bern hat man verschiedene geschlossene Gesellschaften, wo man Zeitungen, Journale und andre Schriften lesen kann; große Hotels, Kaffe- und Billardhäuser. Die Art zu leben ist üppig und kostspielig, der Ton steif und vornehm; deswegen wird es den Fremden so schwer, Zutritt in den Häusern der Großen zu erlangen.

Wir besuchten den Statthalter Füßli, unter dessen Regierung Pestalozzi seinen Wohnort in Burgdorf bekam; den Decan Ith, welcher Präsident im Kirchen- und Erziehungs-Rathe ist, und der durch seinen ämtlichen Bericht über die Pestalozzische Anstalt und neue Unterrichtsart sehr viel zum Vortheil der Methode beigetragen hat; den Buchhändler und National-Buchdrucker Geßner, Sohn des berühmten Idyllen-Dichters und Schwiegersohn Wielands, an den Pestalozzi die Briefe schrieb, in welchen er sein System entwickelt. Der Lohnbediente, welcher unser Wegweiser war, rühmte sich Joseph dem II., denselben Dienst in Bern geleistet zu haben.

Geßner führte uns zu dem französischen Gesandten, welcher gleich mit vieler Bereitwilligkeit unsre

Päſſe unterzeichnete, ſo daß wir ohne weitre Umſtände das franzöſiſche Gebiet betreten konnten.

Von Bern giengen wir in einem Nachmittage nach Morat (Murten). Die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten des ungeübten Fußgängers, entkräftende Ausdünſtung, brennender Durſt, Engbrüſtigkeit, wunde Füße, müde Glieder u. ſ. w. fanden ſich auch auf dieſer erſten Tour bei mir ein. Auf dieſer und auf allen andern habe ich hinlänglich erfahren, welch' ein Schatz das friſche Waſſer für den Fußgänger iſt. Aller Ebels Warnungen unerachtet trank ich mit einer Begierde, über die ich nicht Herr werden konnte, um dadurch das ſiedende Blut abzukühlen und die ausgedörrte Maſchine zu erquicken. Da ich gleich nach einem ſolchen, ſonſt ſo gefährlichen, Tranke die vorige Bewegung fortſetzte, ſo habe ich mich immer ſehr wohl dabei befunden.

Unterweges kamen wir in Geſellſchaft mit einem, am Fuße des Stockhors im Canton Oberland wohnenden, Landmanne, der nach Neuchatel wollte, um ſeine Weinberge zu beſuchen. Dieſer äußerſt naive und geſprächige Mann, von der reformirten Confeſſion, war ein großer Patron Luthers, deſſen Schriften er geleſen hatte. Luthers wegen, für deſſen Anhänger wir uns erklärten, richtete er ſich in ſeinem Marſche nach unſern Kräften, er trug unſre Ränzchen, und kam noch ſpät am Abend in unſer Logis,

um zu hören, ob er uns etwa nützlich werden könnte. Er gab uns seine Addresse, damit wir ihn besuchen könnten, unter seinem gastfreundlichen Dache versprach er uns Ruhe und Erquickung und freyes Geleite durch die benachbarten Berggegenden. Er theilte uns manche Lokalnachricht mit, und sprach mit vieler Wehmuth von den Auftritten der Revolution in den verflossenen Jahren.

Von einem Gewitter-Regen durchnäßt kamen wir des Abends in Morat an. Diese hübsche kleine Stadt ist durch die für die Schweitzer so ehrenvolle Schlacht mit Carl von Burgund, im Jahr 1476, bekannt. Von der Promenade übersieht man das Schlachtfeld; aber das Knochenhaus, worin man die Gebeine der erschlagenen Burgunder aufbewahrte, ist im Jahre 1802 von den Franzosen zerstöhrt worden. Alle Jahre wird in Morat der Tag dieser Schlacht gefeyert. Hier begegnen sich die französische und die deutsche Sprache. Das Volk spricht ein Patois, welches weder das eine noch das andre ist.

Wir hatten Addressen an einen Weinhändler, der uns mit vieler Artigkeit empfieng. Er schlug uns eine Tour über den unbeschreiblich sanften, von vielen Ruderschlägen durchschnittenen, mit lächelnden Ufern umgränzten und vom Monde vergoldeten Lac de Morat, (Murtensee) nach der Höhe Vailly, vor, und schon um 3 Uhr des Morgens, da wir noch

vom Marsche des vorigen Tages ausruhten, hatte er schon ein Boot mit Ruderleuten zu dieser Lusttour besorgt. In einer Stunde waren wir am jenseitigen Ufer, stiegen durch angenehme Gärten, üppige Fluren, Weinberge und Fruchtwälder hinauf zum Gipfel der Höhe. Vergoldet von den ersten Strahlen der Morgensonne standen die Alpen des Canton Freyburgs, und unter diesen besonders der grand Molisson in einer frappanten und unbeschreiblichen Majestät. Wir genossen die entzückendste Aussicht nach dem Morat-, Neuchateller- und Bielersee; nach den Städten Morat, Neuchatel, Avanche und Yverdün; nach mehrern Flüssen, Klöstern, Schlössern und zerstreuten Kampagnen; nach dem ehrwürdigen Jura und seinen paradisischen Gegenden. Damit diese reizende, an entzückenden Aussichten so reiche Anhöhe nicht länger von den Spuren voriger Barbarey befleckt sey, zerstöhrten die Franzosen den Galgen, der diese Aufschrift hatte: für uns und unsere Kinder. Die Steine lagen zerstreut auf der Anhöhe umher.

Des Vormittags um 9 Uhr nahmen wir unsre Ränzchen auf den Rücken und giengen nach Avanche, (Wiflisburg) am westlichen Ende des Moratsees. Diese Stadt war eine der alten berühmten Städte des alten Helvetiens. Daß sie ungeheuer groß gewesen, zeigen die alten Gemäuer, Ueberbleibsel von

Wachtthürmen und Säulen. Avanche war die Residenz der Duumvir; sie erhielt ihren höchsten Glanz unter Vespasian und Titus. Vespasians Vater, T. Florus Sabinus, ließ sich da nieder, als er aus Asien zurückkehrte, und wurde auch da begraben. Im IV. Jahrhunderte wurde sie von den Deutschen, im V. von Attila zerstört; seitdem war sie geringe und unansehnlich. Von den Gedanken an die Vergänglichkeit aller menschlichen Herrlichkeit begleitet, gieng ich unter den ehrwürdigen Monumenten des grauen Alterthums umher. Diese sind: ein römisches Amphitheater in einem Garten, ein Boden von Mosaik in einer Scheune und die Reste einer Wasserleitung in der Nähe der Stadt.

Von hier sollte es nach Freyburg gehen, welches damals die Centralstadt der Schweitz, die Residenz des Landammanns, und der Auffenthalt sämmtlicher Gesandten und Cantons-Deputirten (Tagsatzung) war. Um doch etwas anständiger, als wie wandernde Ritter an diesem Orte zu erscheinen, so ließen wir uns fahren.

Am Thore zu Freyburg begegnete es uns zum ersten Mahl auf der ganzen Reise, daß man unsre Päße zu sehen verlangte. Aus Versehen gaben wir dem wachthabenden Officier den lateinischen Pas, der von der dänischen Regierung ausgefertiget war, statt des französischen, den wir vom Minister hatten. Er

gab sich die Miene, als verstünde er den Inhalt, und ließ uns passiren.

Die Stadt ist groß, hat breite Straßen, große Plätze und ist mit vielen prächtigen Gebäuden geziert. Die Lage, theils auf einem Berge, theils im Thale, hat etwas Besonderes und Malerisches. Viele Strafen sind so steil, daß man nicht ohne Mühe und Gefahr hinauf und hinab fahren kann. Der Sanefluß fließt um einen großen Theil der Stadt herum. Das Jesuiter-Collegium, hoch auf dem Berge, ist das schönste Gebäude der Stadt. Hie und da ist die Gegend wild und romantisch. In dem obern Theile der Stadt spricht man französisch, in dem untern schlecht deutsch. Selten versteht ein Freyburger beide Sprachen.

Alle Symptome des ausschweifendsten Fanatismus, der Intoleranz und Priestergewalt, findet man in diesem Mönchsneste, welches voll von reichen Klöstern und prächtigen Kirchen ist. Beinahe jeder zehnte Mensch, dem man begegnet, ist ein aufgeblasener geistlicher Müssiggänger.

Pestalozzi hatte uns einen Brief an den Minister Stapfer mitgegeben, und ihn gebeten, uns dem Landammann d'Affry zu präsentiren; der Minister aber war nach Bern gereiset und wurde erst nach einigen Tagen zurück erwartet. Wir mußten

also auf die Ehre Verzicht thun, dem ersten Bürger der Schweitz vorgestellt zu werden.

Bei der Abend-Table d'Hôte waren wir in Gesellschaft von lauter diplomatischen Personen, die alle so mit Essen und Trinken beschäftigt waren, als wenn die Schweitz blos dadurch von ihrem Falle gerettet werden könnte.

Frühe des Morgens besuchten wir die, eine Stunde von der Stadt entfernte, berühmte und sehenswürdige Eremitage, wo Kirche, Thurm, Säle, Küche u. s. w., in einer Zeit von 25 Jahren, von Jean du Pre, aus dem Felsen ausgehauen sind. Dieses Werk ist, in meinem Erfahrungskreise, der bewundernswürdigste Beweis von der allmächtigen Kraft des menschlichen Willens. Lange, und mit kalten Schaudern gieng ich in diesen großen und finstern Gewölben umher, bis ich endlich, anstatt eines alten, langbärtigen Menschenfeindes, einen jungen, raschen Mann gewahr wurde, der aus der französischen Uniform in die Kapuziner-Kutte gekrochen war. In einem Zimmer, welches er dem Vorgeben nach, nicht öffnen konnte, hörte ich etwas sich bewegen. Es sey mir erlaubt, hier eine Gesellschafterin zu vermuthen, die dem Eremiten das einsame und der Andacht gewidmete Leben versüßen sollte.

Von Freyburg gieng es nach Bulle. Hier sahen wir die großen Magazine der Käse, die von

hier meistens nach Frankreich abgesendet werden. Das Logis war mittelmäßig, aber die Leute gefällig und sorgfältig. Die Wirthin bereitete uns ein Dutzend Schüsseln zum Abendessen, und bat uns, mit dieser sparsamen Mahlzeit vorlieb zu nehmen; da sie an einem Fastabende (es war Freitag) kein Fleisch berühren dürfte. Ausser einer hinreißend schönen Lage, zwischen grünen, und von vielen Heerden belebten Bergen, hat dieser Ort nichts Merkwürdiges.

Herrlich war der Morgen, an dem wir mit gestärkten Kräften und frohen Herzen von Bulle abmarschirten. Die Berge, die uns umgaben, zogen sich immer näher zusammen, und wir sahen uns bald so von denselben eingeschlossen, daß uns alle Aussicht beraubt war. Beym Schlosse St. Denis wurden wir eine neue Bergkette gewahr, die sich mit dieser zu vereinigen schien. Von einem Manne, der uns durch sein freundliches bon jour, citoyen! zu einer Unterredung einlud, erfuhren wir, daß diese Berge in Savoyen, längs dem Genfersee stünden, und daß wir nach dem Marsche von einigen Stunden den See selbst erblicken würden. Wir waren aber müde, und es würden bei unsrer ungeduldigen Sehnsucht ein paar lange, lange Stunden geworden seyn, wenn wir nicht durch Hülfe eines Wagens unser Fortkommen zu beschleunigen gesucht hätten.

Wir

Wir sollten nun hinab in die tiefste Fläche der Schweitz. Der Weg lief auch in vielen Krümmungen so abwärts, daß die Pferde beinahe immer auf den Hinterfüßen glitten, um den Wagen zurück zu halten. Je tiefer wir kamen, desto höher wuchsen die umstehenden Berge; hundert Dinge stellten sich dem Auge in den Weg; ich sah keinen See, keinen Ruhepunct, und glaubte der Kutscher würde uns in einen bodenlosen Abgrund hinab fahren. Es ist als hätte die Natur ihr vollendetes Meisterstück, die Gegend des Genfersees, in einem Labyrinth von zahllosen Anhöhen, Weinbergen und Haynen verbergen wollen, um die Erwartung des Reisenden auf das Höchste zu spannen. Endlich sahen wir diese entzükkende Wasserfläche und mit dieser das mir ewig unvergeßliche Vevay.

Fünf und zwanzigster Brief.

Vevay. Lausanne. Genf.

Wenn ich Vevay nenne, wiederhole ich mir so viele angenehme Gefühle und Erinnerungen, daß ich selbst nicht weiß, womit ich die Beschreibung dieses Arkadiens anfangen und beschließen soll. Wo finde ich den Standpunct, auf welchem ich diese tausende, sorglos hingestreute Parthien zu einem geordneten Ganzen sammeln und vereinigen soll! — Doch diese

Scenen liegen nicht mehr im Kreise dessen, was man beschreiben kann;

Kein Sterblicher kann solches malen;
Natur! dies malst nur du.

Vevay, das durch Rousseaus Heloise so vielen tausend Seelen interessante Vevay, liegt am Ufer des Leman- oder Genfersees. Das Amphitheater der Gebürge und das große Bassin des Sees stellen ein unbeschreibliches Schauspiel dar, welches man am besten von der Promenade derriere l'Aile betrachten kann. Gerade gegenüber, auf der Savoyer Seite, senken sich die Felsen von Meillerie steil in den Leman. Alle Schneegebürge des Hintergrundes stehen im Gouvernement Aigle und in Unter-Wallis, und ragen mit ihren weißen Gipfeln weit über diese Felsen hervor. Nach Abend streicht das Auge über eine große Fläche des Sees, und ruht auf den terrassenförmig stuffenden schönen Ufern desselben, wo man das eine Schloß, die eine Campagne und Promenade über die andere erblickt. Auf der Schweitzer-Seite sieht man die eine Stadt neben der andern: Villeneuve, la Tour, Montry, Clarens, St. Saporin, Cuilli u. s. w. Gegen Osten ist die Aussicht durch einen, von zahlreichen Heerden belebten, Berg beschränkt, hinter welchem der wilde Dent de Jaman sein majestätisches Haupt erhebt. Die Mannigfaltigkeit der schönsten und entzückendsten Aussich-

ten, der romantischen und malerischen Parthien, der reizendsten, sanftesten, wie der wildesten Scenen (je nachdem die Seele der Landschaften, die Beleuchtung, gestimmt und gerichtet ist), ist in der ganzen Gegend des Genfersees unbeschreiblich.

Ich weiß selbst nicht zu bestimmen, wodurch Vevay mir am merkwürdigsten geworden ist: Ob durch die Naturschönheiten oder durch die Familie, in deren Kreise ich die vier frohesten Tage meines Lebens zubrachte. Spazieren und Singen, Spielen und Tanzen gehörte hier zur Ordnung des Tages. Unser Auffenthalt auf der Campagne Nant, eine halbe Stunde hinauf in den Weinbergen, war ein Elysium; und die Bewohner derselben lauter Menschen, welche von Seiten der Natur und des Glücks auf das vortheilhafteste ausgezeichnet waren. Ein Sohn dieser Familie war im Pestalozzischen Institute. Ihm hatten wir die Addresse an dieses Haus zu verdanken.

Französische Sprache und Sitten sind hier die einzig herrschenden. Die Bewohner des glücklichen Pays de Vaud scheinen vortheilhafter als die übrigen Schweitzer von der Natur ausgezeichnet zu seyn; besonders sieht man hier viele hübsche Mädchens. Leben und Freude ist überall. Spät des Abends versammeln sich einige hundert junge Leute beyderley Geschlechts auf einem freyen Platze, am Ufer des Sees

da tanzen sie ihre Rondo, nach ihrem eignen Gesang, der mit einzelnen Stimmen und vollen Chören abwechselt. Wo ist der Fremde, er komme aus welchem Winkel der Erde er wolle, der die Ufer des Genfersees betreten, und Zeuge dieses Ausbruchs der Unschuld und Freude seyn kann, ohne sich hier seine bleibende Heimath zu wünschen? Hier ist es, wo man mit einem Dichter in Wahrheit sagen kann, man habe

„rund um die Ohren Harmonie,
„rund um die Augen Paradiese.

Wir mußten uns von den tausendfältigen Zaubereyen dieses Orts losreißen. Um der drückenden Hitze des Tages so viel als möglich zu entgehen, begaben wir uns erst gegen Abend auf den Weg nach Lausanne. Dieser vier Stunden weite Weg führt längs dem See hin, durch die Oerter Lutey, Cuilli, St. Saporin, Corsier, neben romantischen Felsen, kleinen Wasserfällen, reizenden Hainen, Hütten, Landhäusern und Ruinen. Im Ryfthale, wo der beliebte Ryfwein sehr häufig wächst, beschäftigten sich tausend Hände mit Anbinden der Ranken an die Stöcke. Allmählig breitete die Nacht den ernsten Schleier über die stille, mit vielen größern und kleinern Fahrzeugen bestreute Wasserfläche aus, während die himmelhohen Schneegebürge Savoyens, vergoldet von den letzten Stralen der sinkenden Sonne, den ganzen Horizont mit feuerrothem Glanze färbten.

Spät am Abend kamen wir in Lausanne an. Der erste Bediente, der uns in der Auberge begegnete, empfieng uns sehr kalt und schien uneins mit sich selbst zu seyn, ob er uns behalten, oder nach einem andern Logis von geringerm Ansehen schicken sollte. Da wir aber dieselben Zimmer und dieselbe Aufwartung verlangten, als wenn wir mit Sechsen gekommen wären, so faßte er eine beßre Meinung von uns. Dieser Bediente war kein Schweitzer, sonst würde er gewust haben, daß sein wundervolles Vaterland nicht blos von Landstreichern gewöhnlicher Art durchlaufen wird.

Lausanne, die Hauptstadt des Canton Lemanns, liegt eine halbe Stunde von dem See, auf 3 Höhen; sie ist wohl gebaut, stark bewohnt und immer außerordentlich von Fremden besucht. Entzückende Aussichten, Promenaden und Campagnen findet man rings um die Stadt. Wir waren mit Addressen an verschiedene Häuser versehen; aber wir brauchten keine derselben; denn wir fanden hier einen herrlichen Landsmann, durch dessen liebreiche Gastfreundschaft uns unser Aufenthalt unbeschreiblich angenehm gemacht wurde. Dieser Landsmann war der Herr von Falkenskjold, vormahliger General-Major im Dänischen Dienste. Er wollte, wir sollten bei ihm einziehen, und uns nach Herzenslust daselbst aufhalten, so lange es uns gefiele; aber wir baten uns

blos die Ehre seiner Gesellschaft in den Stunden aus, die uns unsre Streifereien in der Stadt und Gegend übrig ließen. Des Mittags aßen wir bei ihm und des Abends fanden wir immer eine Gesellschaft interessanter Personen daselbst, unter denen ich mich mit vielen Vergnügen eines Herren Reverdil, der ehemals in Kopenhagen gewesen war, und eines Holsteinischen Gutsbesitzers erinnre, der, so wie wir in der Schweitz herum reißte. Bei dem Herrn von Falkenskjold fanden wir Hamburger Zeitungen, dänische Bücher, und was noch mehr war, er selbst sprach noch so gut dänisch, als wenn er erst neulich das Vaterland verlassen hätte. Es ist eine eigne, kitzelnde und unbeschreibliche Wollust, in der weiten Ferne die Sprache der Heimath reden zu hören. Er gab mir einen Souvenir, den ich unter den schätzbarsten Kleinoden aufbewahre, die ich auf der Reise gesammelt habe.

Von Lausanne fuhren wir an Einem Tage nach Genf. Auf dieser Tour passirt man die Städte Morges, Rolle, Nion, Copet, Versoix, alle in der Nähe des Sees. Zwischen Morges und Rolle sieht man das Schloß Büflens, welches von den Römern gebaut seyn soll. Zwischen Rolle und Nion fängt der District la Cotte an, wo der la Cotewein wächst. In Nion besuchten wir einen deutsch-lutherischen Prediger, dessen Bekanntschaft wir in Burgdorf ge-

macht hatten, auch fanden wir auf dem hiesigen Posthause sehr angenehme Briefe aus Dännemark. Auf dem Schlosse in Copet wohnte der verstorbene, berühmte Nekker mit seiner, als Schriftstellerin bekannten Tochter, Frau von Stael. Bei Versoix traten wir aus der Schweitz, in das Französische Gebiet hinein. Wir meldeten uns beym Gränze-Bureau mit unsern Pässen und Sachen, und ließen uns den befohlnen Schein wegen der Geldsumme geben, die wir mit uns ins französische Gebiet nahmen. Um 5 Uhr des Nachmittags geschah unsre Ankunft in Genf.

Sechs und zwanzigster Brief.

Genf. Chamouny.

Hier verliere ich mich in die Menge der Wege und Promenaden, der Anhöhen und Berge, der Gärten und Campagnen, der Aussichten und Parthien, und versuche es nicht einmal, dir eine einzige von den Herrlichkeiten, womit Natur und Kunst die Gegend um Genf geschmückt haben, zu nennen; es würde nicht viel mehr nützen, als wenn ich dem Blinden die Farben beschreiben wollte.

Die Stadt selbst, diese große und prächtige, durch Industrie, Handel, wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten bekannte Stadt, liegt am Ende des Genfersees, nahe am Zusammenflusse der Rhone

und der Arve. So wie alle große Städte ist sie voll von merkwürdigen Gebäuden und Cabinetten, von lehrreichen und unterhaltenden Gesellschaften und von den vielfältigen Werkzeugen der Mode, Ueppigkeit und des Vergnügens. Die zu allen Tageszeiten sehr besuchten Promenaden in der Stadt selbst sind: la Treille, le Bastion bourgeois, la Place, St. Antoine, Rousseaus Monument, und die Büsten andrer merkwürdiger Männer zieren die schönsten Plätze. Hier sahe ich die ersten Freiheits Bäume, und die ersten Bauern unter Sonnenschirmen. Täglich besuchte ich die Schauspiele und Wachtparade. In der Auberge Balances, wo wir logirten, trafen wir ausser vielen andern Fremden einen Professor Nolde von Rostock an, welcher, als einziger Deutscher mir unendlich schätzbar war. Aber er verließ Genf am Tage nach unsrer Ankunft. Statt seiner gab mir das Schikfal in dem deutsch-lutherischen Prediger Gerlach einen andern bereitwilligen Begleiter. In seinem muntern Familien-Kreise genossen wir einen sehr frohen Abend.

Er und einige seiner Zögliinge begleiteten uns hinauf zum Berge Saleve in Savoyen. Die Aussicht von diesem Berge auf die Schweitz, auf das ganze große Thal zwischen dem Jura und der Alpenkette, über den See und die Stadt ist über alle Beschreibung entzückend. Ich habe in der Nähe von

Genf keine Stelle gefunden, wo der Montblanc durch seine Größe, Masse und Form einen so erstaunt fesselt und entzükt wie hier. Am Fuße dieses Berges, im Dorfe Monetier, frühstückten wir bey einer alten Römerin. Auf dem Rükwege besuchten wir die Ruinen des Schlosses Hermitage und kamen des Mittags um 2 Uhr, nach einem Marsche von 8 Stunden, nach vieler Hitze und Mühe, sehr müde und verbrannt zurük nach Genf.

Wir mußten weiter. Am Abend vor der Abreise gieng ich allein längs den See, auf der Savoyer-Seite hin, und ergötzte mich am Anblike der stillen, friedlichen, von stolzen Bergen umkränzten Wasserfläche und an den erstaunend vielen Städten, Dörfern, Landhäusern und Schlössern am jenseitigen Ufer. Umgeben von der Ruhe, nach der man in dem wilden Getümmel großer Städte vergebens sucht, überlies ich mich meinen Empfindungen, legte mich unter einen Weinberg und genoß zum letzten Mahl dieses entzükende Schauspiel.

Mit dem kommenden Morgen sollten wir eine gewiß sehr interessante, aber eine zugleich sehr gefahrvolle und beschwerliche Reise antreten — eine Reise, zu der mich nur das Gefühl der Gesundheit und der Glaube an die göttliche Vorsehung mit Lust und Muth unterstützen konnte. Es sollte jetzt in die Centrals oder Hochgebirge (Urgebirge) hinein ge-

hen, welche bisher nur in weiter Entfernung mein Auge entzükt und meine Einbildungskraft in die angenehmste Thätigkeit gesetzt hatten. Dort, in den unbewohnten, wüsten und kalten Gegenden der Oberwelt, unter den ewigen Monumenten der Erdrevolutionen und unter den frappantesten Wundern des Schöpfers auf Erden sollte ich — schweigen und anbeten.

Mit öffentlicher Beförderung reisten wir von Genf, kamen aber nicht vor 11 Uhr des Morgens fort. Ich hatte also Zeit genug um noch etwas in der Stadt umher zu laufen. Auf einem großen Platze sahe ich die liebe Jugend damit beschäftigt, daß sie Koth und faule Eier auf ein paar Diebe warf, die im Halseisen standen; aber ich wurde keinen Menschen gewahr, der entweder von Amtswegen oder aus christlicher Liebe diesen Unfug zu hindern suchte. Ich hatte nur einige wenige Sols in der Tasche, diese warf ich, nach dem Beyspiel mehrerer Vorübergehenden, den armen Dieben in den Hut. Ich gieng noch nach Gerlach, um ihm meinen Dank für seine freundschaftliche Begleitung zu bezeugen. Er gab mir viele Vorsichts-Regeln und Glückswünsche mit auf den Weg. Ich verlies Genf.

Auf einem Char a banc, einem offenen, niedren, mit Bänken versehenen Wagen, der überall in Savoyen gebräuchlich ist, in Gesellschaft mit einer

Marquise und einigen weniger bedeutenden Savoyarden gieng die Reise über Chesne, Nanzy, Contamine, (kleine Städte in Savoyen) nach Bonneville Es war eine rasende Hitze. Crutzifixe standen längs dem Wege, Freiheits Bäume, geschmükt mit Jacobinermützen, in allen Oertern. Ohne weitre Pflege wuchsen die delicatesten Früchte aus dem Boden hervor. Es war gerade ein katholischer Feyertag. Festlich geschmükt saßen die Leute unter dem Schatten ihrer Bäume und suchten sich einander die Läuse ab. Wo wir unterweges abstiegen um uns auf einige Augenblicke der drückenden Hitze zu entziehen, da theilte uns die Marquise von den Leckerbissen mit, mit denen man ihren Brodkorb in Genf versehen hatte. Um 5 Uhr des Nachmittags kamen wir in Bonneville an.

Diese hübsche Stadt liegt am Fuße des Moleberges. Die unersteiglichen Felsen, welche auf der einen Seite der Stadt stehen, heißen Brezon. Zwischen diesen und der Mole läuft das fruchtbare, vom Arveflusse durchströmte Thal Cluse. Durch die Sorgfalt der Marquise trafen wir in dieser Stadt einen Kaufmann an, der etwas Deutsch reden konnte. Er gewann uns so lieb, daß er uns noch in der Nacht besuchte, um uns einen Souvenir auf der Reise mitzugeben.

Unser Kutscher, ein junger, lebhafter, gesprächiger Franzose, hatte Lust uns noch 7 Stunden weiter zu fahren, nehmlich bis nach Sallenche, wo alles Fahren ein Ende nimmt. Frühe des Morgens begaben wir uns also auf den Weg, fuhren längs der Arve, in der Nähe von hohen Felsenmauern, durch das Thal Cluse, und kamen nach einer 3 stündigen Reise ins Thal Maglan. In diesem Thale, welches ein Dorf desselben Nahmens hat, spielte uns der Kutscher einen schlimmen Streich. Er, der zuvor Capitain in französischen Diensten gewesen war, und erst in der Revolution die Peitsche ergriffen hatte, konnte noch den Rücken seines vorigen Standes nicht entsagen; sondern, statt auf die Pferde Acht zu geben, unterhielt er uns beständig mit Gespräch und Tabak. Zwischen Maglan und St. Martin giengen diese durstigen Thiere mit uns in ein Wasser, welches neben dem Wege war; wir warfen darin um. So durchnäßt wie er mich, mit tausend Entschuldigungen, aus demselben hervor zog, durfte ich es nicht wagen die Reise fortzusetzen. Ich mußte mich also unter offnem Himmel ganz umkleiden, und kam bey dieser Gelegenheit in die lächerliche Nothwendigkeit, daß ich zwischen diesen wüsten Felsen so geputzt hinreisen mußte, als wollte ich mich zur Kur bey einen großen Herren begeben.

Während unseres zweystündigen Aufenthaltes in Sallance waren die Kleider getroknet und ich konnte meine gewöhnliche Reisetracht wieder anlegen. Dieser kleine Ort liegt schon 540 Fuß über dem Genfersee, und ist von großen Bergen umgeben. Er hat nur niedre, elende Hütten, arme Einwohner und ist durch zwei merkwürdige, grausame Schlünde bekannt. In einer Entfernung von 14 bis 16 Stunden hat man den Montblanc, über allen Felsen und Schneebergen hervorragend grade vor sich. Hier hat alles Fahren ein Ende; wir mußten reiten. Wir setzten uns also auf unsre langohrigten Lastthiere, überließen dem Wegweiser unsre Sachen und folgten seiner Spur immer getrost nach. Das Thier geht seinen Weg mit der größten Sicherheit; unbekümmert um Gefahren kann der Reuter daher das Auge nach Herzens Lust zwischen diesen wundervollen Parthien umherstreifen lassen. Nach zwey Stunden kamen wir in Chede, wo uns der imposante Wasserfall, Cascade de Chede, eine Stunde lang aufhielt, an. Hier gehts ans Steigen; über brausende Ströme und eingestürzte Felstrümmern, neben schwindelnden Abgründen, und einem lieblichen kleinen See, Lac de Chede, in welchem sich die Schneegipfel Chamounis spiegeln, kommt man nach Servotz. Eine weite, wilde, romantische, mit den

ewigen Merkmahlen der Naktheit und der Zerstöhrung bezeichnete Wüste umgiebt den erstaunten Reisenden.

In Servotz, einem engen Thale mit wenigen Hütten, sahen wir die Grabstätte des Eutimischen Dichters Escher, der sich gerade auf unsrer Tour den Tod holte. Die Grabschrift ist an die Alpenwanderer gerichtet und empfiehlt ihnen Vorsicht. Die Geschichte seiner Todesart ist zweyerley: Einige sagen, er wurde getödtet durch ein Felsenstück, welches beym Knalle der Pistole, die er, des Führers Verboth unerachtet, abschoß, auf ihn herab stürzte; andre behaupten, daß er sich bey der Passage über dem Col de Balme zu sehr dem Abgrund näherte, daß er fiel und starb. Ein alter Soldat, der die ganze Hitze des siebenjährigen Krieges getragen hatte, bewohnte eine dieser Hütten. Er konnte noch etwas Deutsch, und bat mich mit väterlicher Sorgfalt, ja keinen Schritt in den Hochgebirgen zu thun, den kundige Führer bedenklich finden würden.

Eine halbe Stunde von Servotz passirten wir über ungeheure Felstrümmer, die 1751 von einem Berge herab gestürzt waren, über der Brücke le Pelissier, unter der sich die Arve mit betäubendem Getöse durch den Felsen hindurch arbeitet, und über den Berg les Montes. Bey den Hütten Ouches öffnet sich das Chamounythal, und mit diesem die Aussicht auf alles das, wornach man eigentlich rei-

set. Des Abends um 7 Uhr kamen wir in dem Hauptorte des Thals, im Dorfe le Prinere an.

Sieben und Zwanzigster Brief.

Chamouny = Thal.

Dem einstimmigen Zeugnisse mehrere Reisenden zufolge, soll dieses 4 bis 5 Stunden lange und eine halbe Stunde breite Thal, der merkwürdigste Fleck der Erde seyn; denn nirgends soll sich die Natur so groß und ausserordentlich zeigen, als hier. Hierher wallfahrten denn auch jeden Sommer die Freunde der Natur eben so zahlreich, als die Kinder des Aberglaubens und der Blindheit nach dem wunderthätigen Marienbilde in Einsiedeln. Hier verliert man sich in der Anschauung. Weder vermag es der Verstand zu fassen, noch die Zunge zu beschreiben, was das Auge sieht; es ist zu groß um zu gefallen, — es ist abschreckend; denn Gott offenbart sich hier nicht wie der Vater, der alles was da lebet mit Wohlgefallen sättiget; sondern wie der Allgewaltige, der die Erde anschauet, daß sie bebet, und der die Berge berührt, daß sie zusammenstürtzen. Man ist umgeben von himmelhohen Schneegebirgen, unbesteiglichen Granitthürmen, wilden Gletschern, brausenden Strömen, erderschütternden Cascaden, von einem unermeßlichen

Eismeere (Mer de Glace) und von mehreren schauererregenden Scenen der Oberwelt. Hier sahe ich den Montblanc, den König aller europäischen Berge, mit dessen ganzer Suite von Riesengebürgen, sich in die Regionen der Sterne verlieren. Ich stand am Fuße dieser ungeheuern Granitmasse.

Von Chamouny aus kann man viele Excursionen machen, die ein jeder nach seiner Zeit, und nach seinem Berufe, sich Beschwerden und Gefahren zu unterwerfen, einrichten kann. Zu allem bedarf man Gesundheit, Kräfte, Muth, einen schwindelfreyen Kopf und einen festen Fuß. Ohne kundige Führer und anhaltendes helles, stilles Wetter darf man sich schlechterdings nicht auswagen; sonst werden der Beschwerden zu viele, und die Gefahren zu groß. Für den Geologen und Mineralogen sind die Reisen auf den Felsen der Urgebürge von größter Wichtigkeit. Die merkwürdigsten Reisen, welche von Chamouny aus gemacht sind, sind folgende:

Im Jahre 1786 im August wurde der Montblanc nach sechs vergeblichen Versuchen seit 1775 von dem Doctor Paccard erstiegen. Herr von Souffure, dieser berühmte Berggeograph, reiste in dem folgenden Jahre mit 18 Führern, mit Leitern, Stangen, Stricken und andern nothwendigen Geräthschaften, den ersten August aus dem Thale weg, war den dritten auf der Spitze, blieb 5 Stunden, und

war

war den fünften wieder im Thale. Den achten desselben Monats reiste der Engländer Beaufoix mit 10 Führern ab, war den neunten auf der Spitze, und den zehnten, mit Verlust zweyer Menschen, wieder im Thale. Von le Prieure bis auf dem Gipfel sind es $2\frac{1}{2}$ Stunden in gerader Linie; wegen der Umwege und entsetzlichen Beschwerlichkeiten hat man 18 bis 20 Stunden zu steigen. Das Barometer stand auf dem Montblanc 16 Zoll 1 Linie, in Genf 27 Zoll 3 Linie; der Thermometer $2\frac{3}{10}$° unter dem Eispuncte, in Genf 22 ° über dem Eispuncte. Man sieht den Montblanc 68 Stunden weit nach Frankreich hinein. Wenn bei Genua der Busen des Meeres nicht von hohen Bergen umgeben wäre, so würde man noch 12 Stunden darauf hinaus sehen.

Eine Reise weit beschwerlicher und gefährlicher als die auf dem Montblanc, ist die Reise auf dem Eismeer. Herr von Souffure war der erste, der einen Theil desselben bereiste. Herr Bourrit folgte im Jahre 1787 dieselbe Spur, und soll unglaubliche Beschwerlichkeiten ausgestanden haben. Dieses Meer ist eine Sammlung vieler Eisberge, welche allerlei furchtbare Phänomene, als Thürme, Schlünde, Höhlen, Spalten u. dergl. vorzeigen, und die ewige, unförmliche Masse bilden, welche Eismeer genannt wird. Von einem gewissen Puncte kann man deutlich sehen, daß es sich theilt. Der eine Arm geht

nach Südosten und der andre nach Südwesten. Auf dem Eisberge Talefre, welcher vermittelst hoher Eisthürme der unzugänglichste ist, soll man ein Schauspiel erblicken, welches ohne Beispiel auf der Erde ist.

Das Glück war uns so günstig, als es seyn konnte: Wir hatten das schönste Wetter und den, durch so viele Reisen auf die Centralberge, in den vielen Handbüchern für Alpen-Wanderer so berühmten Jaques Balme zum Führer. Nie denke ich zurück an meinen sinkenden Muth in den vielfältigen Gefahren der Bergreise, und an meine verzweiflungsähnliche Aengstlichkeit, wenn ein einziger Schritt mir entscheidend zu seyn schien, ohne mich der uneigennützigen Sorgfalt und des zuvorkommenden Beistandes dieses redlichen Mannes mit der wärmsten Dankbarkeit zu erinnern. Wie oft warf er sich vor meine Füße, wenn er sahe, daß ich aus Mangel eines andern Ruhepuncts fallen würde! Wie kräftig unterstützte mich sein starker Arm, wenn ich beym Anblick der Gefahr, ermattet von Hitze und müde von beschwerlichen Wanderungen alle Hoffnung des Weiterkommens aufgegeben hatte! Vielleicht habe ich ihm mehr Mühe als irgend ein Anderer gemacht, ich kann daher nicht anders, als aus der Fülle meines Herzens ausrufen: Jaques Balme lebe!

Mit großen und beschlagenen Schuhen, starken Alpenstöckenund kurzen Kleidern (die Ueberröcke und

den Brodkorb trug der Führer) fiengen wir eines Morgens mit Tagesanbruch unsre Wandrung nach den Montanvert an, — ein Standpunct, von dem Reisende gewöhnlich das Eismeer und die Berge zu betrachten pflegen. Fast eine Stunde kann man sich der Maulthiere bedienen, dann wird der Fußsteig rauh und steil; es hat aber keine Schwierigkeit, wenn man sich Zeit nimmt, oder von den Führern sich helfen läßt. Bei der Quelle Caillet setzt man sich und ruhet aus. Von hier aus wird der Weg beschwerlicher, und läuft in beständigen Krümmungen, zwischen nackten Felsen und ungeheuern Granitblöcken, und zuletzt durch weite Schneegefilde zur Spitze hinauf. Müde von einem fünf Stunden langen Steigen setzten wir uns in Blairs Hütte, la Nature, und ruheten aus. Wir setzten unsre Namen zu den vielen tausenden, die an den Wänden und der Decke geschrieben waren, zogen die Ueberröcke an und giengen auf dem Berge umher. Es frommt nicht, daß ich dir ein Verzeichniß von den Bergen mittheile, die man hier vor Augen hat; du würdest eben so kalt beym Lesen desselben seyn, als ich warm beym Genusse war. Von dem Montanvert giengen wir einige hundert Schritte aufs Eismeer hinauf, um die eigentliche Beschaffenheit desselben desto besser zu betrachten. Zwischen den großen Granitblöcken, die jeder Gletscher vor sich herstößt, fanden wir einen la Pierre des

Anglois genannt, unter dem man Schutz findet, wenn plötzlich unruhiges Wetter einfallen sollte. Von Blairs Hütte führt ein Fußsteig, la Felia, nahe beym Eismeere fort, hinab bis zur Quelle des Arveiron; er ist aber sehr steil, wir mußten also den vorigen wieder vom Berge hinab steigen.

Groß und eines jeden Reisenden Besuchs werth ist der Anblick des prächtigen Eisgewölbes, de Bois, welches ein Ausfluß des Eismeers ist, woraus der Arveiron entspringt. Der zermalmende Wasserfall, das Einstürzen der Eisthürme und der Felsen, welche das empörte Element mit sich fortreißt, erfüllt das ganze Thal mit einem ewigen Getöse und jeden Zuschauer mit Grausen und Entsetzen.

Von diesem erhabenen Schauspiele kamen wir, auf einem angenehmen Wege durch das Thal, gegen Abend in unser Logis zurück, nachdem wir einen Mann, der eine Sammlung von Krystallen, Amianth, Alpenpflanzen, Gems- und Steinbockshörnern, und einen ausgestopften Steinbock, nebst einigen Reliefs übers Chamounythal hat, besucht, und ein Paar blanche Balbinos, Menschen mit schneeweißer Haut, Haaren, Augenbraunen und blutrothen Augen besehen hatten. Diese waren zuvor umher gereißt, und hatten sich vor Geld sehen lassen. Ueberhaupt sind die Bewohner dieses Thals bei weitem keine hüb-

schen Menschen. Sie wohnen alle in elenden Hütten und leben in Armuth und Unwissenheit.

Tages zuvor, nemlich gleich beym Eintritt ins Chamounythal, hatten wir schon den untersten Theil des Gletschers Bosson bestiegen. Dieser kommt vom Montblanc herab, zeigt ungeheure Eispyramiden und Granitblöcke, die nach und nach von der Höhe herabrollen und sich ansetzen.

Abends vor der Abreise bestieg ich einen lieblichen Hügel. Hier auf dem sanften Rasen gelagert, sahe ich dem unbeschreiblichen Schauspiele der wildesten Berge der Erde, und der größten und mächtigsten Gletscher zu. Es wurde schon finster im Thale, aber der Montblanc und alle seine Bergreihen, erleuchtet von der sinkenden Sonne, standen in einem Glanze, der das entzückte Auge blendete. Arveirons Fall, das Einstürzen der Eisthürme und Felsblöcke, die melodischen Glocken der friedlichen Heerden, das festliche Läuten der Pfarrkirche zur Feyer des folgenden Tages, (es war Sonnabend) — alles dieses brachte ein Concert hervor, welches die Seele mit den mannigfaltigsten Gefühlen erfüllte. Noch gegen Mitternacht gieng ich auf den Balkon des Wirthshauses umher, genoß meiner selbst und der Natur, nach der Hitze und Mühe des verflossenen Tages.

Die frühe Morgenstunde war zur Abreise bestimmt; aber Jaques Balme blieb bis gegen 8 Uhr

mit dem Maulthiere aus; denn er glaubte nicht glücklich mit uns reisen zu können, ohne vorher einer Messe beigewohnt zu haben. Mit verdoppeltem Vertrauen auf den göttlichen Schutz traten wir also erst die Reise an, als die, von den Eisbergen zurückgeworfenen, Sonnenstralen schon eine fürchterliche Hitze übers Thal verbreitet hatten.

Unser Weg gieng längs dem Thale hin, neben den Dörfchen Pres, Tines Capel, den Hütten Argentierre, la Tour und Charmarillan. Nach sechs heißen und mühevollen Stunden waren wir auf der Spitze des Col de Balme, einem Berge auf der Gränze von Savoyen und Wallis, auf dem die Arve entspringt. Wenn auch der Weg von Chamouny nach Martinach nicht über diesen Berg führte, er würde doch oft, blos der Aussicht wegen, bestiegen werden. Obgleich dieser Berg nur 7986 Fuß übers Meer erhaben ist, so überschauet man doch von seiner Spitze die Thäler Chamouny, Martigny und Valorsine, einen Theil des Genfersees und dessen Gegenden, den Montblanc und alle seine benachbarten Felsen, die ganze Felsenkette und sämmtliche Schneeberge von den Spitzen des Grimsels und Gotthardts bis zu dem Dent de Morcles, die Wallis von den Canton Bern scheiden.

Wechselsweise setzten wir uns aufs Maulthier, welches, wenn wir beide giengen, vom Führer gelei-

tet wurde. Bewundrungswürdig ist es, wie diese Thiere klettern, wie behutsam und sicher sie die gefährlichsten Wege gehen. Sie sind des Zaums und des Lenkens ganz ungewohnt; deswegen thut man am besten, wenn man sie ihren eignen Weg gehen läßt. An grausenvollen Stellen, wo die Vernunft nie ganz über die Furcht gebieten kann, läuft man vielweniger Gefahr, wenn man sich diesen Thieren, als wenn man sich seinen eignen Füßen anvertraut.

Der Abhang dieses Berges nach Wallis war sehr steil, diese Tour die beschwerlichste meines Lebens. Drei Stunden hindurch gieng es auf einer Lavine steil abwärts; man konnte nicht anders fort, als mit einer schnellen Fahrt, welche die Mittelstraße zwischen Laufen, Gleiten und Fallen hielt. So oft ich fiel, rollte ich immer auf den gefrornen Schnee fort, bis ich von Jaques Balme eingeholt, angepackt und aufgerichtet wurde. Mir schaudert noch, so oft ich an den Anblick der Höhe denke, von der wir in 4 Stunden herab gekommen waren. Am Fuße des Berges befand ich mich in einem wahrhaft elenden Zustande. Von der unerträglichsten Hitze geschwollen im Gesichte und an den Händen, geblendet vom Schnee, erschöpft von Durst, Furcht und Anstrengung, war ich kaum meiner selbst, noch irgend etwas anders bewust. Seit der Zeit kenne ich auch keine Strappatze, die mit der verglichen werden kann,

welcher man sich aussetzt, indem man sich entschließt, von einem der Schweitzer-Alpen herab zu spazieren.

Acht und zwanzigster Brief.

St. Bernhardt. Wallis.

Um 5 Uhr des Nachmittags kamen wir nach Martinach (Martigny) in Wallis, wo die Einwohner sich damit beschäftigten, daß sie Buden zum Markte des folgenden Tages errichteten. Obgleich ich auch hier unter Menschen war, deren Sprache und Glaube mir ganz fremd war, so ward es mir doch leicht ums Herz bei dem Gedanken, daß ich mich wieder auf dem Gebiete der helvetischen Republik befände. Die Häuser dieses Orts sind ebenfalls niedre unbequeme Hütten. Mit sausender Farth eilt die Rhone nahe bei der Stadt vorbei. Zwar waren wir sehr müde; aber wir giengen doch noch zu den Ruinen des Schlosses la Bastia hinauf, von wo aus man eine sehr schöne Aussicht auf das fruchtbare, von lauter Riesengebürgen umgebene Wallis hat. Es wächst um Martinach ein feuriger Wein, Vin de la Margne und de Coguen pin. Der Honig, der hier in der Gegend gesammelt wird, ist einer der delicatesten, den man finden kann.

Von hier aus sollte es hinauf zum St. Bernhardt gehen. Zu dieser Tour hin und zurück brauch-

ten wir zwei Tage. Der Wirth in Martinach nahm unsre Sachen in Verwahrung; wir, nebst Führer und Maulthier, begaben uns in der frühen Morgenstunde auf den Marsch.

Den ganzen Vormittag hindurch wogte es auf unserm Wege von Menschen, die nach Martinach zu Markte wollten. — Aber Himmel! was waren das für Menschen! Unter diesen Tausenden war nicht einer, den ich ohne Mitleid und Ekel ansehen konnte. Keine Spur der Freude in einem Gesichte, oder des freyen Willens in der Bewegung. Als muthlose und unbeseelte Wesen hiengen sie, zuweilen zwei und zwei, auf den Rücken ihrer Esel, und ließen sich nach Martinach tragen. Sie waren alle Misgeburten, und durch Kröpfe, Auswüchse, triefende Augen und eine verbrannte Haut so entstellt, daß sie eher alten Affen, als Menschen ähnlich waren. Ich weiß nicht, ob ich eigentliche Kretins, die sehr häufig in Wallis und im Aostathal angetroffen werden, gesehen habe. Der Beschreibung nach habe ich keine gesehen. Die wirklichen Kretins sollen nichts anders mit Menschen gemein haben, als daß sie vom Weibe geboh-ren werden. Als totale Misgeburten sollen sie weder zu dem einen, noch den andern Geschlechte gerechnet werden können. Man sagt, sie müssen ihr ganzes Leben hindurch aus der Hand gefüttert und da hin gebracht werden, wo man sie haben will. Sie ha-

ben schlechterdings keine Empfänglichkeit für Kenntnisse und Fertigkeiten, sie äußern keine Neigungen, verrathen kein Nachdenken, weichen nicht einmal einer offenbaren Gefahr aus. Mit Zuverlässigkeit weis ich, daß man im Aostathal, wo die Abscheulichsten gefunden werden, über sie hinfährt, wenn sie am Wege liegen, und daß man bei dergleichen Gelegenheiten keinen Laut, oder ein andres Zeichen des Schmerzes an ihnen wahrnimmt. Mehr als ein Kretin wird selten in einer Familie gebohren. Man empfängt sie als einen Segen des Hauses und wartet ihrer, so lange sie leben. Ausser diesem Phänomen hat man, ebenfalls in Wallis, noch ein anderes unter den Menschen, nehmlich, daß manche in der Gegend bei Martinach ein außerordentlich hohes Alter erreichen.

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Seltenheiten, und setze die Reise nach dem großen St. Bernhardt fort.

In der entsetzlichsten Hitze, welche das Fahrenheitische Thermometer, selbst wenn es im Schatten steht, zu 83° hinauf treibt, wanderten wir, beinahe ganz entkleidet, längs den reißenden Fluß Drance, durch die Dörfer St. Branchiers, Orsieres, Liddes und St. Pierre. Bis hieher war der Weg so gut, daß man ihn, ohne zu viel zu wagen, hätte fahren können. Die abwechselnde, hohe, göttliche Natur

hielt mich in einem beständigen Entzücken. Hier sieht man Berge auf dem Rücken andrer Berge ruhen, und sich so himmelan schwingen, und Thäler, die lieblichsten, fruchtbarsten und sanftesten Thäler, welche, durch ihre Lage zwischen nakten fürchterlichen Felsen, dem Auge die angenehmsten Scenen darbieten und das Herz mit wohlthätigen schwärmerischen Empfindungen erfüllen. Besonders ist das Thal Bagnes reich an malerischen Prospecten. Mit allen seinen gesegneten Fluren und Rebenhügeln, mit allen seinen zerstreuten Hütten und Heerden, stuft es, auf beiden Seiten des Weges, ganz allmählig zu den zwei Reihen Bergen hinan, deren Gipfel von ewigem Schnee glänzen. Dieses Thal ist sehr fruchtbar und volkreich.

Bei St. Pierre gehts recht ans Steigen. In den ersten zwei Stunden hat man wüste Granit-Gegenden zu durchwandern. Keine Blume, kein Grashalm erquickt das Auge; brausende Ströme widersetzen sich dem Fortkommen des beängstigten Wanderers; von jedem freundlichen Anblicke der Natur ist er verlassen. Eine nackte und rohe, eine wilde und entsetzliche Schöpfung erwartet ihn, ein ewiger Winter umgiebt ihn, alle Schreckniſſe zügelloser Naturkräfte bedrohen ihn.

Eine Stunde unter dem Gipfel findet man zwei unbewohnte Häuser. Das eine dient den Reisenden

zur Zuflucht, wenn sie etwa von einem Ungewitter bedroht werden sollten; das andre ist für die auf dieser Reise verunglückten, unter den Lavinen begrabenen, von losgerissenen Felsblöcken getödteten Menschen. Hier liegen die Körper mehrere Jahre, ohne daß man Spuren der Verwesung an ihnen gewahr wird.

Von diesen Häusern steigt man in 1½ Stunde, durch lauter Schnee, hinauf zum Gipfel. Ich habe nie einen frohern Anblick gehabt, als da ich das, zur Bequemlichkeit der Reisenden, auf der Spitze des Berges errichtete, Hospitium gewahr wurde. Dies war das Ziel meiner Wandrung, hier sollte ich den Lohn meiner mühsamen Reise — Erquickung und Ruhe genießen.

Bei unsrer Ankunft im Kloster waren alle Mönche in der Kirche. Schon von weitem hörten wir die feyerlichen Meßgesänge. Der Koch und andre Aufwärter in dieser humanen Stiftung empfiengen uns mit vieler Artigkeit. Wir kamen in eine warme Stube, das Maulthier in den Stall, Jaques Balme war hier so gut wie zu Hause. Nach der Messe kamen alle Geistliche in völliger Ordenstracht um uns her und complimentirten uns. Der Prior wieß uns die Zimmer an; die andern Hochwürden versahen uns mit andern Bequemlichkeiten. Der eine reichte uns ein sehr starkes Getränke, und sagte, daß wir uns

nach der Reise sehr wohl dabei befinden würden, wenn wir die Gläser leerten; ein anderer brachte uns Pantoffeln; ein dritter legte Balsam auf meine von Sonnenbrand geschwollene Brust. Die heiligen Männer gaben uns die Wahl, ob wir das Abendbrod auf unserm Zimmer, oder in ihrer Gesellschaft genießen wollten. Wir baten uns die Ehre ihrer Gesellschaft aus.

Nachdem wir uns etwas erholt hatten, zeigten sie uns die schöne Klosterkirche, Bibliothek und alle Einrichtungen zum Empfange der Reisenden. Wir giengen auch auf dem Berge umher, wo man doch, vermittelst höherer Bergspitzen, keine Aussicht hat. Die dahin fahrenden Wolken, welche uns um das Ohr sauseten, und die erstarrende Kälte nöthigte uns die Promenade in dieser Luftgegend aufzuheben.

Der St. Bernhardt, der Vater der peninischen Alpen, ist 10,380 Fuß überm Meer. Von Thauwetter weiß man nie etwas. Des Winters haben die Mönche 20 ° Kälte (Reaumur), mitten im August friert es alle Morgen, und wenn es am Fuße regnet, so schneyt es auf dem Gipfel. Die Straße, die über den Berg durchs Aostathal nach Italien führt, ist nur mitten im Sommer brauchbar; sie wird mit großen Kosten für die Reisenden offen gehalten.

Es sind 20 — 30 Chorhern, vom Augustinerorden, wovon 12 im Kloster (Hospitio) sind, und deren Pflicht es ist, alle über diesen Berg reisende Personen, wes Volks und Glaubens sie immerhin seyn mögen, zu logiren und zu unterhalten; in den 7 - 8 gefährlichsten Monaten auf die Straße zu gehen, durch Hülfe der bekannten St. Bernhards Hunde die Nothleidenden aufzusuchen, ihnen zu helfen, sie zu retten, zu heilen, zu behalten und zu verpflegen bis sie gesund sind. Ausser Ställen und Magazinen ist hier Platz für 600 Menschen. Jeder Mönch hat seine Geschäfte; man ist sehr schnell bedient. Um den großen Kostenaufwand dieser humanen Stiftung zu bestreiten, werden jährlich Steuern gesammelt.

Bey Tische giengs sehr munter her. Das Gespräch betraf Bonapartes Feldzug über diesen Berg nach Marengo. Einer der Chorherren betete laut vor und nach dem Essen, die andern machten viele Kreutze und Complimente. Nach der Mahlzeit begaben sich alle Geistliche und die sämtliche Dienerschaft hinaus um Schnee zu schaufeln, denn sie erwarteten mehr in der Nacht. Wir giengen zu Bette, und ruheten nach unsrer Reise in der erhabensten Menschen - Wohnung auf Erden. Es war mir aber nicht möglich warm im Bette zu werden, ohnedem

war die Meßglocke und das Hin- und Herlaufen der Mönche zur Kirche ein Hinderniß meines Schlafs.

Alle diese Geistliche waren sehr mager und blaß. Ohne Zweifel ist die ewige Kälte, in der sie leben, und ihre strenge Religiosität Schuld daran. Einer konnte etwas Deutsch, ein anderer war ein großer Liebhaber der Naturgeschichte und Physik; er bestieg 1779 den Velan, und fand ihn 10,527 Fuß übers Meer.

Des Morgens schrieben wir unsre Namen in das Jahrbuch des Klosters, dankten den Chorherren für die uns bewiesene zärtliche Gastfreundschaft, und reisten zurück nach Martinach. Es schien übles Wetter zu werden; denn wir sahen über schwarze Wolken hinweg, die sich weit unter unsern Füßen gelagert hatten. Unser wetterverständige Jaques Balme versicherte, diese Wolken deuteten Wärme an. Dies war das ärgste, was er uns prophezeyen konnte! Es wurde auch eine so entsetzliche Hitze, daß ich ganz verbrennt, aufgeschwollen, betäubt und erschöpft nach Martinach zurück kam.

Hier waren wir am Ziele aller Mühseeligkeiten und Gefahren der Bergreise. Danckbar erhob ich das Auge zu dem, dessen Vorsehung über mein Leben gewacht hatte. Hier nahmen wir Abschied von Jaques Balme, unserm treuen Begleiter, der mit dem Maulthiere zurück nach seiner Heimath gieng. Wir

schenkten ihm unsere Alpenschuhe und Stöcke zur Erinnerung an diese Reise. Den folgenden Tag setzten wir uns auf einen Wagen, und reisten über Labarbe, Minuville, St. Maurice, Bex, Aigle, Villeneuve, Montry, la Tour nach Vevay, wo wir des Abends um 8 Uhr eintrafen.

Auf dieser Tour fuhren wir immer neben der schnelllaufenden Rhone hin, und hatten die majestätischen Schneeberge des Gouvernements Aigle, nebst den entzückendsten Ebnen beständig vor Augen. Zwischen Martinach und St. Maurice sahen wir den herrlichen Wasserfall, die Pissevache in dem günstigsten Augenblicke, nemlich des Vormittags, als die Sonnenstralen so auf den Wasserfall fielen, daß die prächtigsten Regenbogen sich bildeten. Der Weg führt so nahe unter dem Falle, daß man ganz naß vom Wasserstaube wird. Das Wasser fällt nur 300 Fuß, aber in großer Masse. Es bildet einen Strom die Salanche, die neben dem Wege mit der Rhone zusammen fließt.

St. Maurice, das ehemalige Agaunum der Römer. Von Alterthümern ist nichts übrig als die Brücke über die Rhone und einige Inschriften in der Abtey, die im Jahr 515 gestiftet ist. Hier soll im III. Jahrhundert die Heilige Legion des Mauritz niedergehauen worden seyn. Das Wallis verengt sich hier so, daß das Thor vor der Brücke, das über 30

Stun-

Stunden lange Thal verschließt. Jenseits der Brükke tritt man ins Gouvernement Aigle.

Ehe ich Wallis verlasse, will ich dir einige allgemeine Bemerkungen, aus einem Fragment über dieses Land mittheilen:

Wallis ist das heißeste und fruchtbarste Land der Schweitz. Da dieses von der Rhone durchströmte Thal sich von Osten gegen Westen zieht, so wird es beynahe den ganzen Tag von der Sonne erwärmt, und hat daher Ueberfluß an gutem Wein, der auf Felsen gepflanzt wird, die meistens nur leicht mit Erde bedekt sind. Ausser den besten Getraidearten giebt es viel gutes Obst, Castanien nnd Maulbeerbäume, Mandeln Feigen, Granaten, und andre edle Früchte. Auf den Bergen und in den Thälern hat man Ueberfluß an zahmen Vieh, Wildpret und Geflügel. Die Gewässer sind reich an großen Forellen, und andern schmakhaften Fischen. Die Berge enthalten Gold, und viele andere Metalle; da aber das Volk zu träge ist, und nicht die hinlänglichen Kenntnisse besitzt, sie aufzusuchen und anzuwenden, so bleibt dieser unterirrdische Schatz unbenutzt, und die ganze Industrie der Walliser beschränkt sich auf ein Paar Erzgruben, welche geöffnet worden sind.

Oberwallis hat zwey berühmte mineralische Quellen: das Lauker- und das Briegerbad.

Ersteres liegt auf der rechten Seite der Rhone in einem Bergthale. Das Wasser ist so heiß, daß man Geflügel darin abbrühen und Eier gar kochen kann. Es enthält viele öhligte Theile, und eine Menge Eisen, das von Vitriolsäure aufgelöst ist. Seine Heilkräfte sind bey den hartnäckigsten Krankheiten sehr wirksam. Eben so ist es ein vortreffliches Mittel gegen Nervenkrankheiten, hypochondrische und hysterische Zufälle, wie auch gegen die Auszehrung. Das Bad bey Brieg hat ungefähr die nehmlichen Heilkräfte, und liegt in einer angenehmen Ebene, welche gegen Norden von hohen Bergen, und steilen himmelanstrebenden Felswänden begränzt wird.

Wallis ist ohne Zweifel eines der seltsamsten, wunderbarsten Länder des Erdbodens. Wer die ungebahnten Wege desselben durchzieht, erblikt immer neue, veränderte Scenen. Bald hängen hohe Felsen über seinem Haupte, welche den Einsturz drohen, bald wird er von dem duftigen Nebel rauschender Wasserfälle benetzt; in schwindelnder Tiefe schäumt ein Bach; er klettert einen furchtbaren Abgrund hinauf und findet die angenehmsten fruchtbarsten Matten. Eine wunderbare Vermischung der wilden und angebauten Natur entfaltet sich vor seinen Augen; an dem Rande tiefer Schluchten findet er Häuser; Trauben, wo er nur Dornhecken vermuthet hätte; Reben auf trockenem Schutte, und Aecker auf steilen Anhöhen.

Oft bemerkt er die verschiedenen Jahrzeiten in der nehmlichen Gegend. Die Spitze eines Berges ist mit Schnee und Eis bedekt, an dieses schliessen sich die Blumen des Frühlings, auf welche die Producte des Sommers und Herbstes folgen. Hiezu kommt noch die magische Beleuchtung der Gegenstände, und die schönen Farbenmischungen, welche von Morgen bis Abend sich in den verschiedensten Nüancen zeigen.

Von Bex giengen wir in die berühmten Salz- und Schwefelquellen, und besahen das eine Stunde von der Stadt gelegene Salzbergwerk, das erste und letzte Bergwerk, welches ich gesehen habe. Man gab uns Schornsteinfeger = Röcke und Mützen an, und führte uns beym Scheine einiger Lampen in den stundenlangen unterirdischen Gewölben umher. An die vielen interessanten Excursionen, welche man von Bex aus machen kann, durften wir nicht einmal denken. Wir mußten vorwärts.

Villeneuve, wo sich die Rhone in den Genfersee ergießt. Hier ist die Gränze zwischen den Pays de Vaud und dem Gouvernement Aigle. Mit unbeschreiblichem Entzücken begrüßte ich aufs Neue den prächtigen See und dessen bezaubertes Ufer. Die Straße von hier nach Vevay ist ausserordentlich reich an mannigfaltigen An = und Aussichten; man sieht die Schlösser Blenay, Chatelar, Hauteville, la Tour du Peil, Vevay, die ganze Cote de la Vaux, Lau-

sanne, die Montagne des Gaules, Morges, Rolle u. s. w. Das Dorf Monträ glänzt den Reisenden am nächsten von der Höhe ins Auge. — In der Kühlung des Abends, umgeben von den singenden Arbeitern der Weinberge fuhren wir längs den See hin, und kamen mit äußerst ermüdeten Pferden in Vevay an.

Einen Tag mußten wir doch noch in diesem Paradiese und unter diesen Menschen zubringen. Noch einmal, und zwar zum letzten Mahl die glücklichen Bewohner Nants begrüßen. Also einen Tag hielten wir uns hier auf; aber keine Freude fand Eingang in meine Seele; denn es war der letzte.

Frühe am andern Morgen fuhren wir von Vevay über Moudon, und kamen des Abends nach Yverdün, einer muntern, lächelnden und angenehmen Stadt, am Ende des Neuchateller-Sees. Dieser Ort ist immer sehr von Fremden besucht, reich an herrlichen Promenaden, Situationen und Landhäusern. Hier ist eine Bibliothek, einige Kabinette und verschiedene Sammlungen von Alterthümern, welche das Ansehen dieser Stadt unter den Römern bezeugen. Wir verlebten hier einen recht frohen Tag. In einem öffentlichen Garten, ausserhalb der Stadt, in welchem allerley Erfrischungen und Spiele zu haben waren, trafen wir einige Deutsche, unter andern einen Prinzen aus dem Hause Hessen-Darmstadt an.

Bey einem Arzte, dem wir empfohlen waren, fanden wir des Abends vortrefliche Bewirthung und gute Gesellschaft.

Tages darauf reisten wir über Granson, Baumarkus, St. Aubin, Boudry, Colombier, St. Auvernier, Serrieres nach Neuchatel. Diese Tour ist äußerst angenehm und reich an abwechselnden Parthien. Immer hat man die Jurakette auf der linken, und den lieblichen See, mit seinen schönen starkbewohnten Ufern auf der rechten Seite. Wir hatten eine rasende Hitze und einen Kutscher, den man auf keine Weise zum raschen Fahren bewegen konnte. Er war von der Art Menschen, die sich um nichts in der Welt bekümmern, und die, vermittelst einer beyspiellosen Trägheit, nicht so viel Böses thun, als sie das Gute versäumen.

Neuchatel. Durch den Schutz Preussens litt dieses Land am wenigsten und vielleicht gar nichts unter den Stürmen der Revolution. Industrie und Handel giengen im ungestöhrten Gange, und während alle andre Länder der Schweitz, durch die Sperrung der Erwerbs- und Ausfuhrs Quellen verlohren, fuhr dieses fort zu gewinnen. Das Land ist bergigt und wild, aber durch den Fleiß seiner Bewohner ist es zu einem Wunder der Kultur und Fruchtbarkeit gemacht, so daß es das volkreichste und vermögendste Land ist, das man von gleicher Größe kennt.

Immer uneinig mit mir selbst, wo ich, wenn es sonst bei mir stände, meine Wohnung in der Schweitz errichten sollte, durchlief ich oft in Gedanken die Republik in die Kreutz und Quere, und jedes Mahl schien mir Neuchatel der Ort zu seyn, den ich zu einem bleibenden Auffenthalte wählen möchte; denn die Einwohner sind die munterſten, artigſten und arbeitſamſten Menſchen, die ich kenne; ihre Gebäude und Lebensart verrathen großen Wohlſtand und alle ihre Anlagen viel Geſchmack; ihr Verhältniß zum Staat und zur Kirche iſt ohne allen Zwang, und ihre Sprache hält man fürs beſte Franzöſiſche, welches man dies- und jenſeits des Rheins hören kann. Und nun die Lage der Stadt Neuchatel auf allen ihren Hügeln! Hier hat man den Jura im Rücken, und iſt alſo von Hinten gegen jeden Ueberfall geſichert; die ausgedehnteſte Ausſicht auf die unermeßliche Ebene zwiſchen dem Jura und den Alpen, und beinahe zwei Drittel der Hochgebürge hat man vor den Augen. Nirgends in der Schweitz wächſt ſo viel und ſo guter Wein, als hier; nirgends in der Welt ſieht man einen ſo ſanften See und ſo reizende Ufer, als in Vevay und Geneve.

Bei der Table d'Hôte, in der Auberge la Maiſon de ville, fanden wir einen Holſteiner. Er führte uns des Nachmittags zu einer Familie hin, die eine der mannigfaltigſten, romantiſchen und maleriſchen Cam-

pagnen bewohnte, welche den Fuß des, in fürchterlicher Höhe stralenden, und von fetten Triften bedeckten, Jura schmücken. Hier fanden wir muntre Gesellschaft, Gastfreundlichkeit, Artigkeit, Vergnügen ohne Gleichen.

Von Neuchatel reiset man eine weite Strecke zwischen lauter geweißten Weinberg-Mauern. In St. Blaise sieht man bis nach Yverdün. Längs den waldigten Bergrücken Jolimont, neben Landeron, Cressier, Cornau, St. Johann und mehrere Oerter, welche sich durch eine entzückende Lage unterm Jura, auf einer lieblichen, von Bächen und Strömen durchschnittenen, Ebene auszeichnen, kommt man nach Erlach. Mit Vergnügen sahe ich mich hier wieder innerhalb den Gränzen der deutschen Sprache. Von hieraus schifften wir hinüber zur St. Peters-Insel, im Bielersee.

Es ist nicht nur die unbeschreiblich hinreißende Lage, sondern auch der ehemalige Auffenthalt des J. J. Rousseaus, welche dieser Insel so vielen Reitz für alle Reisende giebt. Dieses gesegnete Ländchen, welches das Hospital in Bern besitzt, hat Wein, Obst und Getraide in Menge. Es ist waldigt und der jährliche Sammelplatz zum Weinlese-Feste. Die Insel hat nur ein Haus, in welches der Spitalmeister den Reisenden Rousseaus Stube, Bette und Mö-

beln vorzeigt. Die Wände sind mit tausend Namen beschrieben.

Von Erlach gieng die Reise über Arberg und Seebach nach Bern. Unter der Menge von französischen Officieren und andern Personen des diplomatischen Corps, die sich, im Hotel de Musique, mit Spielen, Trinken und Scherzen, die Zeit vertrieben, fand ich Bus bei einer Tasse Chokolade sitzend. Froh durch dieses unverhoffte Wiedersehen überrascht, suchten wir Ström, nachher auch Pestalozzi auf, der gerade in Bern war. Wir blieben des Abends zusammen, und reisten den folgenden Tag mit einander nach Burgdorf zurück, wo man uns, sowohl in unserm Logis, als auch im Schlosse, nach einer fünf Wochen langen Abwesenheit, mit grenzenloser und jubelnder Freude willkommen hieß.

Neun und zwanzigster Brief.

Burgdorf.

Bei unsrer Zurückkunft hatte sich die Anzahl der Zöglinge bis zu 102 vermehrt. Viele, uns noch unbekannte Canditaten, theils von den verschiedenen Cantonen der Schweitz, theils aus andern Ländern, hatten sich eingefunden, um die Methode zu studieren. Unter den vielen Fremden, die während unsrer Abwesenheit Burgdorf besucht hatten, waren auch ei-

nige Landsleute gewesen, die uns Visitenkarten zurück gelassen hatten.

Der starke Zusammenfluß in Burgdorf und der lange Auffenthalt vieler Ausländer daselbst, machte Auffehen in der Hauptstadt, zumal da man hie und da in der Schweitz begann à la Pestalozzi zu unterrichten, und da die Feinde der Methode allerlei Gerüchte, die Pestalozzis religiöse und politische Meinungen verdächtig machten, in Umlauf gebracht hatten. Entflammt von Eifer für die heiligen Rechte der Religion und Aristokratie beschloß die Cantonal-Regierung in Bern eine abermalige Deputation, bestehend aus einigen Mitgliedern des großen Raths, des Kirchen- und Schulraths, nebst einem Secretair, zur neuen Untersuchung der Methode abgehen zu lassen. Die Wahl fiel wieder auf Ith, aber er widersetzte sich derselben, weil er schon unter der vorigen Central-Regierung seinen bekannten ämtlichen Bericht eingegeben hatte. Doch ließ er sich dazu bewegen, als Zuschauer bei der Untersuchung zugegen zu seyn.

Den 3ten July geruhete es dem damaligen Regierungs-Präsidenten Herrn v. W... auch das Pestalozzische Institut einmal zu besuchen. Mit vielem Peitschenknall und großem Geräusch kam er, von der erwähnten Deputation begleitet, in Burgdorf an. Berauscht von seiner Geburt im Schooße des ältesten

Berner Adels und von seinem Berufe, als erster Regent dieses Cantons, sahe er, mit einem mir höchst schmerzlichen Blicke auf den edlen, verdienstvollen Pestalozzi herab, welcher glaubte, daß dies nicht anders seyn könnte, weil es ihm so von seinem Tanz- und Fechtmeister gelehrt worden war.

Die eigentliche Deputation schien mir sehr passiv zu seyn. Es war, als wenn diese Herren das Institut ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig hielten. Weder durch Worte, noch durch Gebärden verriethen sie Beifall oder Misvergnügen. Die Untersuchung dauerte nur vier Stunden. Ich habe auch nie die geringsten Folgen von diesem vornehmen Besuche gespürt.

In Burgdorf wurde es täglich lebendiger. Schaarenweise strömten hier die Reisenden zusammen, um die Wunder des Schlosses zu sehen. Unter der Menge fanden sich auch ein Paar Dänen ein. Einmal schickte Pestalozzi mir ein Paar von der Normandie, welche er mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit zu Norwegern umgeschaffen hatte. Das Misverständniß erregte Verlegenheit auf beiden Seiten.

Ausser den Reisenden, welche, nach dem Ausdrucke der Berner Zeitungen, nur einen Abstecher nach Burgdorf machten, muß ich noch diejenigen erinnern, die sich hier eine längere Zeit aufhielten. Unter diesen sahe man Preußen und Polen, Mayntzer und Bayern, Bremer und Badener, Hessen und

Frankfurter, Dänen und Schweden, Spanier und Schweitzer; unter ihnen waren Priester und Poeten, Professoren und Propheten, Wolfianer und Schellingianer, Lutheraner und Zwinglianer, Calvinisten und Papisten. Hier kamen Mädchen, die sich wollten zu methodischen Müttern bilden lassen, und Mütter, die das werden wollten, was Pestalozzis Gertrud war.

Himmel, wie hat doch ein und das nehmliche Interesse so viele, und so verschiedene Menschen in dem sonst so wenig bekannten Burgdorf versammeln können! Welches Leben in diesem Gewimmel! Welches akademische Schwärmen! Welche Einfälle und Auftritte! In unserm Kreise wurde Pestalozzi gleichsam verjüngt; der Mönch vergaß die Strenge seines Ordens; ich glaube, wir würden die Tauben zum Hören, und die Todten zum Leben haben zurück bringen können. Das längste Leben ist zu kurz, um mir jeden unsrer Auftritte zu wiederholen; selbst mit Engelzungen würde ich es nicht vermögen, die tausendfältigen Freuden jener Tage zu schildern.

Aber die Zeit, welche mit grausamer Hand die zärtlichsten Bande zerstört, zerstreute auch nach und nach jedes Mitglied dieses Kreises. Bald verloren wir diesen, bald jenen aus unserer Mitte. Jede Trennung veranlaßte Abschiedsschmause und Begleitungsreisen. Am Schlusse des July-Monats mußte

Voitel (s. Solothurn) die Schweitz verlassen, und sich, nebst seiner schönen Gemahlin, wieder nach Tarragona begeben. Ein brillantes Diner war deswegen in Fraubrun, einem schönen Städtchen zwischen Bern und Solothurn, veranstaltet. Unter Voitels vielen hier versammelten Freunden, machten wir die Bekanntschaft des erfahrnen und interessanten französischen General Eppler's, der Bonaparts Kollege auf dem egyptischen Feldzuge gewesen war.

Wir und mehrere aus der Gesellschaft begleiteten den Reisenden nach Bern, wo wir übernachteten. So allmählig wie die Abschiedsstunde sich näherte, so wich auch die Freude aus unsrer Mitte. Schluchzend und untröstlich über die Trennung von der Schweitz und von allen geliebten Verhältnissen gieng seine Gattin, die reitzende Andalusierin, unter uns umher, und stimmte uns alle zur innerlichsten Wehmuth. Um 12 Uhr des Morgens gaben die Posthörner das Signal der Abreise. Hörbar pochten alle Herzen, ein electrisches Feuer glühte aus jedem Gesichte. Von Sorgen betäubt trugen wir die ohnmächtige Spanierin in den Wagen, mit brüderlichem Handschlag sagten wir ihm das letzte Lebewohl.

Bei dieser und mehreren Gelegenheiten habe ich zur Genüge erfahren, daß die Abschiedsthränen die bittersten unter allen Thränen seyn müssen, die

unterm Monde geweint werden; und doch ist Trennung unser Loos, Wiedersehen unsre Hoffnung!

In Bern überraschte uns ein willkommner Landsmann, dem es in Burgdorf so wohl gefiel, daß er einige Wochen mit uns daselbst verlebte.

Es war nun im höchsten Sommer und die Hitze zuweilen sehr drückend. Von 6 Uhr an fiel es uns Nordländern schwer, viel in freyer Luft zu seyn, erst des Abends gegen 10 Uhr fieng es an kühle zu werden. Die Erndte, welche in der Mitte des Augusts beendigt war, war so außerordentlich gut ausgefallen, daß man sagte, man hätte drei Mahl so viel wie gewöhnlich eingesammelt. Auch die Weinlese war eben so gesegnet. Zwischen dem 3ten und 4ten August wurden wir durch ein Gewitter geweckt, dessen ich mich immer unter dem Namen des helvetischen erinnre; denn ausserhalb der Schweitz erlebt man gewiß selten ein fürchterlicheres. Die alte Mutter (s. Burgdorf) sagte: es hat mich ganz derangirt, und mir gieng's kein Haar besser. Dieses Gewitter war von einem Regen begleitet, von dem man auch vielleicht sonst seit der Sündfluth kein Beispiel gehabt hat. Vom März bis September regnete es nur einige Mahl; aber jedes Mahl stürzte das Wasser eine Viertelstunde lang so herab, daß alles in Gefahr schien, weggespühlt zu werden. Von Staubregen, Nebel u. dergl. sahe ich nie etwas.

In der Mitte des Augusts kamen ein Paar Landsleute aus Paris nach Burgdorf. Sie wollten nach Italien. In Gesellschaft mit diesen machten wir folgende Reise.

Dreißigster Brief.

St. Gotthardt.

Den 10ten August fuhren wir von Burgdorf nach Thun. Dieser 10 Stunden weite Weg führt durch das, an mannigfaltigen und entzückenden Naturabwechslungen so reiche Emmethal, welches durch die vortreflichen Käse gleiches Namens weit und breit bekannt ist. Klare Bäche laufen in vielfältigen Krümmungen durch die fetten Matten hin. Vor uns glänzten die Schneeberge des Oberlandes, denen wir bei jedem Schritte näher kamen. Von allen Seiten sahen wir uns von üppigen, wollüstigen Fluren und Anhöhen umgeben. Mit jeder Viertelstunde kamen wir durch große und schöne Dörfer, wo alles Wohlstand und Reinlichkeit, aber auch Stolz und Wohlleben verrieth. Hier findet man die größten und stärksten Menschen, deren Tracht sich um vieles von den Trachten der übrigen Berner Völkerschaften unterscheidet. Nirgends kann die Erde sorgfältiger angebaut, und jeder einzelne Besitz geschmackvoller eingefriedigt seyn, als im Emmethale. Das ganze

Land gleicht daher auch einem Garten, welcher durch Natur und Fleiß der reitzendste auf Erden ist.

Thun, die Hauptstadt des Oberlandes, ist aus vielen Beschreibungen und Kupferstichen als ein Ort bekannt, welcher unter allen Schweitzerstädten, die hinreißendste und mahlerischste Lage, in der Mitte von aromatischen Alpen und reichen Weinbergen, herrlichen Promenaden und Landhäusern, in der Nähe der Schneegebürge des Oberlandes, auf beiden Seiten des Aarflusses und am Ende des berühmten Thunersees, hat. Hier ist ein unendlicher Reichthum an unbeschreiblichen Aus- und Ansichten.

So heiter der Himmel des Tages gewesen war, so plötzlich wurde er des Abends, bei unsrer Ankunft in Thun, von finstern Wolken überzogen; und die sämmtlichen Zaubereyen dieser Gegend, giengen dadurch für uns verloren. Dieses Misgeschick — vielleicht das schmerzlichste, was dem von tausend schwärmerischen Erwartungen begleiteten, Reisenden begegnen kann — kam uns um so viel unerwarteter, da das Wetter in dieser Jahrszeit sehr beständig in der Schweitz zu seyn pflegt. Wir giengen zu dem, eine Viertelstunde von der Stadt entfernten, und am See gelegenen Schlosse Schadau, an dessen Besitzer wir von Bern aus addressirt waren. Er empfieng uns mit vieler Artigkeit, brachte uns in eine Gallerie, wo die vortreflichsten Landschaftsgemälde

und die Abbildungen der verschiedenen Nationaltrachten der Schweitz, uns sehr vergnügten, führte uns in den reizenden Garten des Schlosses umher, aus denen man sonst die schönsten Ansichten hat, (jetzt sahen wir nichts) und bewirthete uns mit den delikatesten Früchten seiner eignen Bäume. Er und Ström spielten einige Duett's auf Violin und Flöte.

Den folgenden Tag erwarteten wir bis gegen Mittag günstigere Luft; aber vergebens. Wir mußten also auf die vielen bezaubernden Aussichten, die man auf der Reise über den herrlichen, bergumgränzten Thunersee, haben soll, Verzicht thun. Unter Flötenspiel und dänischen Gesängen, unter manchem Blicke durch die zerrissenen Wolken nach der Stockhornskette, nach den im Hintergrunde glänzenden Schneespitzen der Jungfrau- Mönch- und Eigerhörner, nach den, an der nördlichen Seite, am Fuße hoher Berge, hingestreuten Landhäusern, Dörfern und Weinbergen, kamen wir, nach einer fünfstündigen Fahrt über den, mit vielen Marktschiffen bedeckten, See nach Neuhaus. Von hier giengen wir durch eine Kastanien-Allee, in der Nähe des Aarflusses, nach dem, von hohen Bergen eingeschlossenen, elenden und kleinen Städtchen Unterseen, wo wir Jacob Michel als Führer, und seinen Sohn Jonas als Träger annahmen.

Mit

Mit den Augen auf die göttliche, noch nie bestiegne und immer schneeweiße Jungfrau gerichtet, die sich in wilder und fürchterlicher Majestät von der Erde bis zum Himmel erhebt, an deren Fuß tausend Kreaturen sich sättigen; dessen Kopfschütteln aber die ganze Gegend mit Furcht und Zittern erfüllt, verließ ich dieses Städtchen sehr frühe am Morgen. Nach einem sehr kurzen Marsch bestiegen wir das zu unsrer Abreise bereite e Schiff und befanden uns nach vier Stunden am jenseitigen Ufer des Briencersees.

Der Aarfluß verbindet den Thunersee mit diesen, der ebenfalls von hohen Bergen umgeben, reich an pittoresken Situationen und ohngefähr vier Stunden lang ist. An vielen Orten senken sich die steilen Felsen in den See hinab. Man sieht einen herrlichen Wasserfall, und an der nördlichen Seite hübsche Dörfer unter dräuenden Bergen. Am Ende des Sees liegt das Dorf Brienz. Seine Bewohner, die sich von der Viehzucht nähren, sind genöthigt, täglich die Milch ihrer Heerden über den See zu führen, weil die schönsten Alpen an dem jenseitigen Ufer liegen. Dieses Bedürfniß hat den Brienzern die Seefarth so zur Gewohnheit gemacht, daß öfters kleine Kinder von 9—10 Jahren allein über den See fahren.

Es lag in unserm Plane, Lauterbrun und Grindelwalds Gegenden, die vermittelst beispiel-

loser Natur-Auftritte von keinen Schweitzerreisenden vorbei gegangen werden, zu besuchen; aber man sagte uns, daß die Beschaffenheit der Luft dieser Tour nicht günstig war. Wir blieben also auf dem geraden Wege nach Meiringen.

Kein Mensch kann so prosaisch seyn, daß er es nicht versuchen sollte, mit der Zunge des Dichters zu reden, so bald er den Fuß ins Haslithal setzt, worin Meiringen der Hauptort ist; aber keinem Dichter ist doch die Gabe gegeben, eine so lebhafte Idee von diesem romantischen Thale zu erwecken, als sie die unmittelbare Anschauung giebt. Hohe Berge umgeben es, die mit den schönsten Alpen bekleidet sind. Wasserreiche Bäche stürzen sich von allen Seiten herab, bald in herrlichen Silberbogen, von den Strahlen der Sonne glänzend, bald in donnernden Cataracten, die das Echo vervielfältigt. Fette, mit balsamischen Kräutern besäete Triften grünen im Thale, deren Farben aus den Urnen der Felsnajaden erfrischt, in ewiger Jugendfülle zu blühen scheinen. Obstbäume, deren goldne Früchte unter dunklem Laube glühen, umzäunen in zahlreichen Gruppen das friedliche Dorf, dessen Hütten heimlich und still sich verbreiten.

So wie dieses Thal, als das reizendste, sanfteste und interessanteste aller Bergthäler der Schweitz, das Paradies des Oberlandes genannt zu werden

pflegt, so sind auch die Bewohner desselben als die schönsten, munterſten und angenehmſten Menſchen unter allen Hirtenvölkern der Schweitz bekannt. Sie sind alle unverfälschte Kinder der Natur, und durch Figur und Karakter, durch Sitten und Gebräuche so von allen ihren Nachbarn ausgezeichnet, daß der Glaube an ihren Urſprung von irgend einer nordiſchen Colonie, schon dadurch einige Wahrſcheinlichkeit erhält.

Beſonders sind es die Mädchen dieſes Thals, welche die Natur mit so vielen Reitzen, die durch ihre naiven, schuldloſen Sitten und niedlichen Trachten noch mehr erhöht werden, so reichlich ausgeſchmückt hat, daß schon dieſe den Reiſenden das Hirtenleben viel wünſchenswerther machen, als die beſte Idylle es vermag.

Die Sprache der Bewohner des Haslithals iſt angenehm und hat etwas ſingendes. Ihre Kleidung iſt einfach und ſchlechterdings von ihren eignen Producten. Sie leben alle von den Heerden ihrer Berge. Milch iſt die tägliche Nahrung; der Käſe vertritt nicht ſelten die Stelle des Brods.

Das Kiltgehen, oder ihre Façon de faire l'amour, iſt ſehr merkwürdig, und unterſcheidet ſich vielleicht von allen übrigen Arten, womit die Menſchen dieſes Geſchäft betreiben. Die Nacht, die Vertraute der Liebenden, iſt auch die ihrige. Der Lieb-

haber legt eine Leiter an die Kammer des Mädchens, und klopft leise an den Laden. Leise öffnet er sich, und je nachdem das Mädchen in der Laune, oder der Liebhaber in ihrer Gunst vorgerückt ist, darf dieser das dunkle Cabinet der Liebe beschreiten, oder seine verliebten Klagen auf der Leiter ausschütten. In dem letztern Falle reicht ihm das Mädchen zur Linderung seiner Schmerzen ein Glas Brennts, (gebranntes Wasser) welches er auf ihre Gesundheit leert, und sich hierauf wegbegeben muß. Läßt ihn aber das Mädchen in die Kammer, welches gewöhnlich geschieht, so setzt sich das verliebte Paar auf die Bank, trinkt sich wechselsweise zu, und schwatzt in aller Zucht und Ehrbarkeit mit einander. Hierauf zieht der Liebhaber seine Oberkleider und Schuhe aus; die Dulcinea ist nur mit einem leichten Unterröckchen bekleidet, und sie gehen — zu Bette. Noch ehe der verrätherische Tag erscheint, begiebt sich der Liebhaber hinweg.

Glaubwürdige Personen, welche die Sitten des Oberlandes genau kennen, versichern, daß es manchmal mehrere Monate anstehe, bis Amor ein solches Paar genauer verbinde. Endlich geschieht aber dieß freilich, und es giebt Hochzeit. Bei weiten die meisten Ehen werden unter diesem Naturvölkchen so geschlossen, und nicht leicht erscheint ein Mädchen vor dem Altare, ohne die gewisseste Hoffnung, ihre Bestimmung als Mutter zu erreichen. Weder

die Regierung, noch die Eltern stören diese alte Sitte, da es unerhört ist, daß nach solchen Präliminarien ein Mädchen von ihrem Liebhaber verlassen wird.

Ohne mich in moralische Betrachtungen über diese, unter allen Bergvölkern herrschende Sitte einzulassen, theile ich dir das Kiltlied der Haslithaler mit:

O Uehli, mis Uehli, chum zu mir z'kilt,
Ha Küchelschnitte, si sy nit bitter,
Si sy gar mild.

O Eisi, mis Eisi, i cha nit cho
Wenns der Aetti vernämmte, daß i gäng kämmte,
Wie würd mer's goh?

O Uehli, mis Uehli, der Aetti sait nüt;
Er thut se verschwöre, er wöllts mit meh wehre
Es helffi doch nyt.

Dieses Kiltgehen verursacht manchmal ziemlich ernsthafte Kriege zwischen den jungen Burschen benachbarter Dörfer. Es ist nemlich oft der Fall, daß Mädchen von dem einen Dorfe Liebhaber in dem andern haben. Wenn nun diese bei Nacht kommen, um ihre Schönen zu besuchen, so erhalten sie öfters von den Fäusten der Eifersucht und verschmähter Liebe eine derbe Tracht Prügel, welche langwierige Feindseligkeiten zur Folge haben.

Das erhabenste Natur-Schauspiel dieses reizenden Thals, und, wie viele Reisende wollen, das schönste Phänomen der ganzen Schweitz ist die Cascade des Reichenbachs. Man hört diesen imposanten Wasserfall in der ganzen Gegend. Der Schauplatz ist eine Stunde vom Dorfe. Ebel will, man soll den obersten Fall des Vormittags, und den untersten des Nachmittags sehen. Wir hielten die Mittelstraße und sahen den dreidoppelten Wasserfall des Mittags um 12 Uhr. Die von einer schwindelnden Höhe herab schäumende Wassersäule, das alles betäubende Getöse der rasenden Fluth, die vielfältigen Regenbogen, indem die Sonne dieses Schauspiel beleuchtet, die Macht, mit der das Wasser sich nach dem Falle wieder erhebt, und eine finstre Staubwolke verbreitet, von der man schon in weiter Entfernung ganz durchnäßt wird ꝛc., hinterläßt unauslöschliche Spuren der Bewundrung und des Entzückens bei den erstaunten Zuschauer.

Hin und zurück auf der Reichenbacher Tour hüpften ein Paar schöne Haslerinnen von 8—9 Jahren um uns her. Es waren ein Paar lebendige Miniatur-Gemälde einer Madonna. Bald zogen sie uns an den Zipfeln der Röcke, bald sprangen sie rechts und links vor uns über den Weg. Auf keine Weise war es uns möglich, sie zu erhaschen. Wir liefen ihnen nach; man würde aber eher einen Hirschen, als diese

Kinder haben einholen können. Wir suchten sie mit blanken Münzen an uns zu locken, aber vergebens. Wir standen stille, als vertieft in Gesprächen; dann kamen sie uns so nahe, daß wir sie greifen konnten; aber mit unglaublicher Schnelligkeit entwischten sie uns aus den Händen. Beym Herabsteigen vom Reichenbach gab es, zur unaussprechlichen Freude unsrer kleinen Begleiterinnen, manchen Stoß und Fall. Wo wir kriechen mußten, da hüpften sie mit der Leichtigkeit eines Steinbocks; wo wir fielen, da ließen sie sich auf beiden Füßen gleiten, als wenn sie Schlittschuh liefen. Sie machten tausend Späße mit uns, wir hatten unbeschreibliche Freude an ihnen.

O Kindheit! Unschuld und Natur!

Mit laubumkränzten Hüten, unter Flötenspiel und Gesang marschirten wir am folgenden Tage, von unsern beiden Führern begleitet, noch einmal durchs Dorf, um die reizenden Hirtinnen des Thals an die Fenster zu locken. Hierauf stiegen wir längs der donnernden Aar, neben schauererregenden Abgründen, durch nackte Felsgegenden, in 10 Stunden hinauf zur Grimsel. Mit zermalmender Gewalt und rasendem Getöse arbeitet sich der Fluß in der Tiefe, zwischen den widerstrebenden Felsen fort. Ausser vielen prächtigen Gletschern sieht man auf dieser Tour, nemlich bei den Hütten Handek den Aarfall, welcher uns beinahe eines Mitgliedes unsrer Gesell-

schaft beraubt hätte. Uebrigens ist man weit über alle Vegetation und über alles Leben. Schrecklich ist das unermeßliche Chaos, in dessen Mittelpunct man sich befindet; die weiten Eis- und Schneegefilde, die ungeheuren Granitmassen und brausenden Ströme bilden ein Gemälde, welches man, von dem Pinsel des Künstlers dargestellt, nur für das Product einer Dantischen Phantasie halten würde.

Aeußerst müde kamen wir gegen Abend in dem Spital auf der Grimsel an. Dieser Berg hängt mit der Furka und dem Gotthardt zusammen, und macht den Mittelpunct aller helvetischen Eisgebürge. Von hier zieht sich gegen Westen ein mächtiger Arm dieser Berge, welche anfangs in fünf und sechsfacher Reihe hintereinander stehen, nach und nach aber in eine zweifache zusammenlaufen. Sie bilden die Scheidewand zwischen Bern und Wallis, und knüpfen sich nach einer Ausdehnung von 26 Stunden an die penninischen Alpen an. Alle ihre Gipfel sind mit hochaufgethürmtem Schnee bedeckt, und mehrere bis an ihren Fuß damit bekleidet. Im Hospitio, welches eben wie das auf den St. Bernhardt, zur Bequemlichkeit der Reisenden, eingerichtet ist, findet man eine gütige Aufnahme und sorgfältige Pflege. Vom März bis in den November muß der Spitalmeister auf dem Berge wohnen. Wenn er hinab zieht, so ist er verpflichtet, das Haus offen, und Wein, Brod,

Käse, Feuerzeug, Kerzen und Stroh zurück zu lassen; damit die Fremden, die noch später über den Berg reisen, in dieser unwirthbaren Einöde etwas zur Erquickung vorfinden.

Nach einem stärkenden Schlafe in dieser hohen Wohnung machten wir am folgenden Tage eine äußerst gefährliche und mühsame, aber eben so belohnende, Excursion hinauf zu einem der höchsten Gipfel des Grimsels, das Seidelhorn genannt. Ausser unseren zwei Führern nahmen wir noch zwei handfeste und mit der Gegend bekannte Knechte aus dem Hospitio mit, welche uns die Schwierigkeiten dieser Tour sollten überwinden helfen. Bei vielem Schweiße und großer Mühe, durch ewige Ruinen und Schreckphantome kletterten wir höher und höher, und erreichten endlich den höchsten Punct, auf dem man festen Fuß fassen kann.

Beinahe ganz erschöpft sanken wir beym letzten Schritt neben einander hin. Ein großes Felsenstück diente uns zur Tafel. Wir löschten unsern brennenden Durst mit Schnee, den wir durch einen Zusatz von Wein unschädlich zu machen suchten, und speisten mit herrlichem Appetite. Die durchdringende Kälte dieser Region nöthigte uns bald unsre Granitsitze zu verlassen, und alle die Kleider anzulegen, welche die Führer zu uns herauf getragen hatten.

Wer vermag den großen und wundervollen Schauplatz, den man von dieser Höhe übersieht, zu beschreiben! Wer hat Ausdrücke für die Scenen, welche den Zuschauer erschüttern und entzücken! In gleicher Höhe mit den übrigen Berggipfeln des Grimsels sahen wir über einen Theil der Lombardey, Wallis, Graubündten und der helvetischen Cantone hin. Gegen Osten und Westen sieht man das prächtige Amphitheater der auf einander gethürmten und hinter einander stehenden Schneeberge, das unermeßliche Eismeer lag vor uns mit allen seinen glänzenden Thürmen, mit allen seinen bodenlosen Schlünden und brausenden Strömen. Keine organische Existenz war hier zu ahnen, kein Baum, kein Kraut, kein Moos — alles ringsum war Eis, Felsen und Schnee. Sollte diese Eismasse einst schmelzen, so erfolgt die zweite Sündfluth; sollten diese Granitmassen einmal zusammen stürzen, so zermalmen sie die Erde. Hier ist das alte Chaos, wo die Elemente in gesetzloser Verbindung durch einander rasen. Kein Mensch, selbst der kühnste Gemsjäger wagt sich nicht weit in diesen schrecklichen, beinahe ganz unbekannten Winkel der Natur hinein. Nur einige Raubvögel verirren sich bisweilen in diese Einöden.

In einer scheinbaren Nähe und blendenden Majestät erhebt das Wetterhorn sein, beinahe im-

mer in Wolken gewickeltes, Haupt weit über alle Berge empor. Haller sagt von diesem Berge:

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Hinter dem Wetterhorn streckt das noch nie bestiegne Schreckhorn, nach dem Montblanc der höchste Berg in Europa, seine gewaltige Riesenhand gegen Süden aus. Zwischen diesen beiden Bergen soll eine furchtbare, mit ewigem Schnee und Eise erfüllte Tiefe seyn; sie schließen die Eisgefilde des Finsteraarhorns und Lauteraarhorns, die mit der Grimsel den Anfang nehmen.

Eine ätherische und von irdischen Dünsten ungemischte Luft strömte über die weit ausgedehnten Alpen hin. Kaum konnten wir athmen. Der Leim an einer Tabacksdose konnte in dieser Luftgegend nicht halten. Der Deckel zerfiel in unseren Händen.

Man würde es nimmer satt werden, sich an der Aussicht vom Seidelhorn zu ergötzen, wenn man nicht durch die unleidlichste Kälte sehr bald ans Herabsteigen erinnert würde. Hiermit hat es sowohl hier, als bei allen andern hohen Bergen, seine großen

Schwierigkeiten. Das Auge sieht beständig schreckliche Abgründe, bei denen der Kopf einem schwindelt und die Knie zittern. Bei jedem Tritte muß man sich vorfühlen, ob man auch festen Boden hat. Hat man keinen, und findet man keinen bessern, so muß der Tritt gewagt werden. Dabei haben schon tausend Alpen-Wandrer das Leben verloren. In der ersten halben Stunde gieng es ganz steil abwärts. Auf lauter zerbröckelten Granitsteinchen, die bei jedem Tritte in den Abgrund hinab rasselten, schritten wir furchtsam dahin. Nachher sollte es von einer liegenden Lavine, so steil wie vom Dache, abwärts gehen. Einer von den Führern ließ sich, nach Manier der Bergbewohner, ein Stück Weges auf seinem Alpenstocke hinab gleiten, um uns andern die Methode zu zeigen, und kletterte nachher wieder zu uns hinauf. Allein diese blitzschnelle Fahrt schien mir viel zu halsbrechend. Ich fand es sicherer, mich auf den gefrornen Schnee zu setzen, ein Führer setzte sich neben mich, um zu steuern, und auf diese Weise glitt ich in sausender Fahrt von einer fürchterlichen Höhe herab. Gegen Abend kamen wir in das Hospitium zurück.

Am folgenden Tage sollten wir die gefährliche und berüchtete Mayenwand passiren. Diese hatte schon lange, als ein Bild des Schreckens, sich meiner Einbildungskraft dargestellt. Der Gedanke an ihre Nähe vermehrte meine Furcht. Ich las Ebel

und andre Verfasser, die diese Tour beschrieben hatten, ich frug die Führer, den Spitalmeister und sein Hausgesinde, und allenthalben bekam ich die eben nicht beruhigende Antwort: „Wenns dem Herrn nur nicht schwindelt, hats wohl keine Noth.“ — Mir schwindelte schon beym bloßen Gedanken; die ganze Nacht hindurch schloß ich kein Auge zu. Nachdem wir des Morgens unsre Namen in das Jahrbuch des Hospitii gezeichnet hatten, begaben wir uns auf die so lange gefürchtete Tour. Jacob Michel versprach, daß er mich an den gefährlichsten Stellen tragen wollte, wenn mir vor dem Gehen bange werden würde; er bewieß mir durch verschiedene Danksagungsbriefe der Reisenden, daß er schon oft sehr gut mit dieser Expedition fertig geworden war. — Es ist doch eine herrliche Sache, einen Trost im Hinterhalte zu haben; ich fand mich dadurch so gestärkt, daß ich Muth genug hatte, allein zu gehen. Und wirklich gieng ich ohne alle andre Hülfe, nur Jacob Michel hielt mich am Zipfel des Rocks. Ich schloß das rechte Auge, um nicht den Abgrund zu sehen, über den ich schwebte, und richtete das andre auf den äusserst schmalen Pfad, auf dem man, einer nach dem andern, neben einer kahlen Granitmauer hinschleichen muß. Ungefähr hundert Schritte lang schwebte man zwischen Leben und Tod; nachher steigt man unablässig so steil wie von einer Leiter hinab, bis man end-

lich in einem sehr kleinen, aber unwirthbahren Thale einen Ruhepunct findet.

Hier ist man schlechterdings von hohen Eis- und Schneegebirgen eingeschlossen; wohin das Auge sich auch wenden mag, so erblickt es ein Heer von neuen Gefahren und Beschwerlichkeiten. Man ist hier am Fuße der Furka, eines hohen Felsen auf der Grenze von Wallis und den Kantonen Bern und Uri. Er ist berühmt durch den großen und schönen Gletscher, der dem Rhoneflu\u00df seinen Ursprung giebt, und deswegen bald Furka - bald Rhonegletscher genannt wird. Sein Anblik von Ferne und in der Nähe ist herrlich; nach meiner Meinung gehört er zu den schönsten Gletschern, die man sehen kann. Der Weg, den wir jetzt vor uns hatten, war so gut, daß man Maulthiere hätte gebrauchen können, aber die Hitze, die mit drückendem Gewicht auf uns herab fiel, und die unglaubliche Ermattung eines unaufhörlichen Auf- und Abgehens, hatte mich beinahe zur Verzweiflung gebracht. Nachdem wir aufs Neue 4 — 5 Stunden gestiegen waren, erreichten wir die Höhe der Furka. Obgleich wir uns auch hier in einer fürchterlichen Einöde, und weit von einem freundschaftlichen Obdache befanden, so hatten wir doch die Erquickung Kälte und Schnee genug zu finden, um unsre brennende Hitze abzukühlen.

Der Gedanke an die Capuciner in Realp, oder vielmehr an ihren Weinkeller ermunterte uns sehr kräftig den Marsch fortzusetzen. Nach einer kurzen Pause marschierten wir erst durch Schnee- und Granitgefilde, nachher durch üppige Fluren, fette Triften und zahlreiche Heerden, in drey Stunden vom Berge herab. Die Capuciner, diese barfußigten und langbärtigten Väter, waren sehr höflich, und wir sehr durstig. Wir tranken und tranken, und vergaßen dabey die überstandne Hitze und Beschwerde.

Nicht allein der Wein, sondern besonders die angenehme Veränderung, mich von dem ewigen Chaos, von den schaudervollen und nakten Regionen der Oberwelt, wieder in das schöngeordnete Leben gerettet zu haben, beseelte mich mit neuem Muthe. Dem Gebiete des ewigen Winters entschlüpft, giengen wir hier unter den reichsten Segnungen des Sommers, durch das liebliche, vom Reuss-Fluß durchströmte Urserenthal, dem Canton Uri unterthänig, kamen durchs Dorf Hospital, und übernachteten im Hauptorte des Thals, an der Matt genannt.

An der Matt ruhte in geheimnißvoller Stille auf dem grünen Teppich, durch die sanftfließende Reuss, wie durch einen silberstreifen getrennt. Den Rand der kleinen Fluth begränzen grüne Erlen, deren Spitzen, vom sanften Hauche des Thals bewegt, sich über den säuselnden Wellen hin- und herwiegen.

Weiße Ziegen hängen an dem abschössigen Rasen der umgebenden Berge, welche mit einem grünen Mantel bis über die Schultern bedekt sind, und ihre kahlen Häupter in die Wolken verbergen. Bunte Heerden weiden in der Ebene, die sich gegen Westen hinzieht; im Hintergrund erhebt sich die schneebedekte Furka mit ihren drohenden Gabeln; zur linken erhebt sich ein dunkles Tannenwäldchen über dem Dorfe, um es vor dem Sturz der Lavinen zu sichern. Ringsum standen viele Kapellen für die heiligen Schutzpatrone der Gläubigen. Feyerliche Stille herrschte über dem ganzen Thale und die Luft war erfüllt mit den lieblichsten Wohlgerüchen. Mit unbeschreiblicher Klarheit trat der Mond hinter den beschneyten Berggipfeln des St. Gotthards hervor, und beleuchtete uns diese ganze Scene, die ich, nach den kaum verschwundenen schauerlichen Auftritten, nicht erwartet hatte. Hier oder nirgends ist das Elysium, dachte ich, und gieng mit meiner Reisegesellschaft zur ansehnlichsten Auberge des Orts.

Der Abend war zu schön um uns, unsrer Müdigkeit unerachtet, zur Ruhe zu begeben. Während der Wirth mit seinem weitläuftigen Küchenzettel in Ordnung kam, giengen wir spatzieren. Die Führer begleiteten uns. Die kleine Tour, die wir machten, wird immer die merkwürdigste meines ganzen Lebens seyn; denn sie gieng zu nichts wenigern als zur Teufels-

felsbrücke, die nur eine Viertelstunde von an der Matt entfernt ist.

Ohne etwas anders zu wissen, als was ich aus den Erzählungen gehört hatte, daß nehmlich die Teufelsbrücke die einzigste Passage in ihrer Art seyn sollte, gieng ich längs der sanften Reuss hin, und ergötzte mich mehr an der unbeschreiblich lieblichen Lage an der Matts, als ich mirs von den Schrecknissen der Teufelsbrücke träumen lies. Plötzlich umgab mich die schwärzeste Nacht. Das Licht des Mondes war erloschen; ich sahe keine Erde unter meinen Füßen, keinen Himmel über meinem Haupte, keinen Menschen an meiner Seite — ich sahe nichts und rief in der Angst dem Jacob Michel zu, daß er mir sage, wo ich wäre? „Im Urnerloch," antwortete er, und fügte hinzu, ich möchte nur frisch fortgehen hier sey keine Gefahr vorhanden. Ich gieng indes nicht aus des Stelle bis er kam und mich führte. Mit beiden Händen an der Wand tappend schritten wir langsam, ohngefähr 80 Schritt in der Felsenhöhle fort, da ich wieder den offnen Himmel gewahr ward. Der fürchterlichste Donner der über Granitblöcke herabstürzenden Reuss schlug mit betäubender Macht an das Ohr. Alles rings umher war kalt, starr und todt; hohe umgestürzte Tannenwälder zeugten von der verderbenden Gewalt der Lavinen, gräßliche Riesenskelette schienen über den Trümmern einer

zerstöhrten Welt aufgethürmt zu seyn. In tiefen Schlünden braußte das empörte Element über widerstrebende Felsstücke hin. Die über dem Haupte hängenden Felsen, die himmelan strebenden Granitmauern, die nächtliche Finsterniß, das Brausen des Gewässers in der bodenlosen Tiefe — alles nöthigte mich hier Plutos furchtbare Herrschaft zu ahnen. Kalte Schauer durchbebten Mark und Gebein; kaum konnten die sterblichen Organe den furchtbaren Andrang des Unendlichen aushalten. Von Schaudern ergriffen giengen wir mit schwankenem Schritte eine kurze Strecke auf dieser teuflischen Brücke hin; hier ist ein unaufhörlicher Sturm und ein durchdringender Nebel, welcher durch den luft- und erderschütternden Fall des Wassers verursacht wird.

Stille und anbethend verließ ich diesen Ort des Entsetzens. Der Unterschied zwischen Himmel und Hölle kann unmöglich größer seyn, als der Unterschied zwischen der Teufelsbrücke und dem Urserenthale.

Die Passage, welche Teufelsbrücke genannt wird, läuft mit der, welche weiter hinab Schöllenen heißt, zusammen. Je höher man hinauf kommt, desto entsetzlicher wird die Natur. Bei der Teufelsbrücke scheint alles Grausenvolle in einem Puncte versammelt zu seyn. Durch Sprengung der Höhle, das Urnerloch genannt, welches der einzige Eingang

zur Teufelsbrücke, vom Urserenthale aus ist, hat Pietro Moretini von Locarno sich unsterblich gemacht, und uns dadurch den unumstößlichsten Beweis von der Kraft gegeben, welche das Göttliche in dem Menschen verräth.

Der Mangel aller Vegetation, das ausserordentlich Wilde und Imposante, die öfters herabrollenden Steine schrecken jeden Reisenden. Selbst der kühnste Alpenwandrer verweilt nicht auf der Teufelsbrücke; er spricht nicht, um nicht durch verstärkte Erschütterung der Luft die geringste Sache in Bewegung zu setzen. Furcht und Melancholie werden vermehrt durch den kalten Schatten, von dem man sich immer umschwebt sieht; denn selbst die hohe Mittags Sonne kann nur sparsame Stralen durch die engen Oefnungen der Felsen fallen lassen.

Am folgenden Morgen lies ich einen Barbier rufen. Er ergrif zuerst ein Stück Schwamm und zertheilte es in lauter kleine Brocken. Auf meine Frage: was dies bedeuten sollte? erwiderte er, er wolle es auf die Wunden legen, die er mir etwa schneiden könnte. Ich behielt den Bart und lies ihn gehen. An der unverschämten Rechnung des Wirths merkten wir die Nähe Italiens.

Mit frohem Herzen und gestärkten Kräften verließen wir diese Hirtenrepublik, deren Bewohner sich blos von der Viehzucht und von dem starken Pas,

der nach Italien geht, nähren. Nach dem Marsche von einer halben Stunde, längs dem lieblichen Thale hin, mußten wir den sanften Rasen verlassen, und die harte und wilde St. Gotthards Straße betreten. Unterweges sahen wir viele entzückende und schauerliche Naturscenen. Die Reuß, welche hoch auf dem Berge, aus der See Lucendro hervorströmt, und sich mit großer Kraft durch viele Felsen fortarbeitet, war uns immer zur Seite. Lange Reihen schwerbeladener Maulthiere schwebten bisweilen wie in den Wolken über unsern Köpfen; bis sie endlich durch die Schneckenlienie des Weges zu uns herab kamen. Wie mit dem Tode auf den Rücken begegnete uns ein Deserteur, der auf der Spitze des Berges von einem Trupp Recruten entwischt war. Mit gleicher Farth setzen ein Paar Soldaten ihm nach, und erkundigten sich bey uns, wegen des Vorsprunges, den der Flüchtling von ihnen hatte. Jacob Michel gab ihnen ganz trügliche Nachricht.

Nach 5 — 6 heißen Stunden betraten wir die Spitze des ungeheuern Granit - Colloſſes, den die Dichter mit Recht das Hochaltar des europäischen Naturtempels nennen. Ein Heiligenbild, welches von den Reisenden unter den Nahmen St. Gotthard verehrt wird, stand neben dem Wege. Auch ich machte diesen Patron mein Compliment also lautend: „Hoch erhaben über alle Thronen der Erde ist

der deinige, heiliger Gotthard! und keine Revolution vermag die Grundfeste desselben zu erschüttern. Keine irdische Dünste umschweben deinen Scheitel; sondern wie ein Gott schwebst du über der donnernden Nacht und schaust ruhig dem Getümmel der Unterwelt zu. Im Vertrauen auf dich durchwandert der müde Reisende dein kaltes, schreckenvolles, chaotisches Reich; er sieht den Abgrund, und ihm schwindelt nicht, er hört die Lavinen sich losreißen, und fürchtet sich nicht; denn du beschützest ihn."

Nach diesem insinuanten Complimente setzten wir den Marsch zwischen zwey krystallhellen, eiskalten Seen, Lago scuro und Lago grande, und kamen gleich darauf im Hospitio an.

Ein und Dreisigster Brief.

Lago Maggiore. Isola bella. Milano. (Mailand)

Es war nicht genug, daß das Blut von tausenden Menschen die fruchtbaren Ebenen Helvetiens tränkte, auch in dieser Region floß es in der letzten Revolution in vollen Strömen. Der St. Gotthard war ein Schlachtfeld, und die abscheulichen Trophäen des Kriegsgottes lagen rings umher. Der ganze Boden war mit Stiefeln, Mützen, Haarzöpfen, zerbrochenen Musketen, Gerippen und Kugeln bedeckt. Von dem, von so vielen Reisenden gesegneten, humanen

Hospitium, unter dessen schützendem Dache der müde Wanderer erquickende Ruhe, der arme Pilger Unterstützung, und der kranke Reisende sorgsame Pflege fand, hatten die Oesterreicher beinahe keinen Stein auf dem andern gelassen. Statt dessen fanden wir ein elendes Haus ohne die geringste Bequemlichkeit, und statt der ehemaligen menschenfreundlichen Kapuziner, einen stinkenden italienischen Bauer.

Die schmutzige Stube, die alle Ambradüfte einer italienischen Bauernhütte aushauchte, war mit Maulesseltreibern angefüllt. Einige lagen auf dem Boden umher, andre saßen an einem morschen Tische und tranken aus großen Steinkrügen. Wir setzten uns unter sie und tranken aus eben solchen Krügen. Der struppharigte Wirth gab uns zu dem rothen sauern Weine einen magern Käse, der schon durch die Hände manches Säumers gegangen zu seyn schien. Allein der Rest unsers Mundvorraths war hinlänglich zu unsrer Sättigung. Alle sprachen hier ein verdorbenes Italienisch.

Ein längerer Auffenthalt konnte uns in keiner Absicht interessiren, zumal da die umstehenden, beschneiten Hörner gar keine Aussicht von dieser Höhe gewähren. Sobald sich also die müden Glieder etwas geruht hatten, und das, durch Sonnenbrand und Bewegung siedende Blut ein wenig abgekühlt war, setzten wir die Reise fort.

Wie auf einer Treppe stiegen wir, längs dem fürchterlich rasenden Tessin, welcher von hier aus unser beständiger Begleiter bleibt, unablässig ins schroffe Thal hinab. Ein scheußliches Chaos umgab uns von allen Seiten; kahle, steile Felsen erhoben sich senkrecht gen Himmel; Tod und Verderben drohten uns bei jedem unsrer Schritte. Wir kamen bald auf die Ponte tremolo, unter welcher der schäumende Fluß (Tessin) sich durch die monströsen Felsenblöcke zwingt. Nach einigen Stunden fanden wir wieder Spuren von Leben und Vegetation. Durch das dunkle Tannenwäldchen Piotella stiegen wir immer steil hinab. Airolo, Maderano und Fontana lagen jetzt im lieblichen Thale vor unsern Augen. Wir verdoppelten unsre Schritte, um uns dem Lande zu nähern:

„Wo die Citronen blühen,
„In dunklem Laub die Goldorangen glühen",

und kamen bald in Airolo.

Hier fanden wir den vorhin erwähnten Recrutentrup in vollem Schwärmen und Trinken. Wir ließen uns ein eignes Zimmer anweisen, und bekamen eine hübsche Italienerin zur Aufwartung. Man präsentirte uns viele von den merkwürdigen Naturprodukten des St. Gotthardts zum Verkauf. Unendlich wohl that uns der Anblick der lebendigen Natur; wir waren entzückt, uns aus dem ewigen Chaos

wieder in das schöngeordnete Leben gerettet zu haben, und grüßten diese reichen Matten, fetten Alpen, zahlreichen Heerden und malerisch zerstreuten Hütten, mit den frohesten Empfindungen. Der vorhin so empörte Fluß schlängelte sich hier sanft und ruhig durch die lieblichsten Gefilde.

Obgleich unsre müden Beine, die uns schon über die Felsen des St. Gotthardts getragen hatten, der Ruhe sehr bedürftig waren, so beschlossen wir doch unsre Tagsreise zu verlängern, besonders um den lärmenden Recruten einen Vorsprung abzugewinnen. Es that den wunden Füßen sehr wohl, daß wir den harten und steinigten Weg verlassen, und auf den sanftesten Rasen abwärts laufen konnten. Es gieng immer neben dem Tessin, zwischen grünen, mit kleinen Dörfern und Kapellen bebauten Anhöhen, unter einer donnernden Cascade, und durch die Städte Maderano, Pietta, Umbri sopra, Umbri sotta und al Dacio hin. Der letzte Ort ist nichts weiter als ein Zollhaus, am Fuße des hohen Berges Piatina, welcher alles weitere Fortkommen zu sperren scheint. Hier muß jeder Reisende, er sey zu Fuß oder zu Pferde, Zoll bezahlen, der Fremde doppelt so viel, als der Schweitzer. Zum letzten Mahl nimmt die Natur hier eine so furchtbare Gestalt an, daß man auf einer zweiten Teufelsbrücke zu seyn glaubt. Das Thal Leventina verengt sich hier so sehr, daß man

durch einen finstern Hohlweg, welcher mit unbeschreiblicher Kraft durch die härtesten Felsen gesprengt ist, abwärts muß. In den fürchterlichsten Gestalten hängen die Granitmassen dem Wandrer über dem Kopfe, und er kann nicht anders als gebückt unter diesem einsturzdrohendem Dache fortkommen. Der Tessin, welcher hier vermittelst der vielen Waldströme, die er in seinem Schoße aufgenommen hat, als einer der wasserreichsten Flüsse in der Schweitz erscheint, wälzt sich längs dem Hohlwege über ungeheure, aufeinander gethürmte Granitblöcke hin und brauset so fürchterlich, daß man kein Wort zu hören im Stande ist, und schrie man auch aus allen Kräften.

Kaum hat man sich auf der andern Seite ein Paar Schritte von diesem Felsen-Labyrinthe entfernt, so bemerkt man sehr deutlich, daß man in ein milderes Klima übergegangen ist; man findet auch gleich zahme Castanienbäume, die ersten Fruchtbäume, die wir von dem Fuße des St. Gotthardts an bis hierher erblickten.

Wir liefen unverdrossen ins Thal hinab, dessen viele Krümmungen keine weiten Aussichten gewähren. Die hohen Gebirgsketten, die uns auf beiden Seiten umgaben, waren so hoch hinauf als möglich angebaut und bewohnt. Auf dem Rücken derselben erblickt das Auge himmelhohe Felsen und Schneeberge, die öfters

viele Verheerungen im Thale verursachen. Spät am Abend kamen wir in Faydo an.

Eine so weite Tagsreise als diese, hatte Jacob Michel noch nie gemacht, so lange er auch den Reisenden als Führer gedient hatte. Ich machte bei dieser Gelegenheit die angenehme Entdeckung, daß ich ein besserer Fußgänger seyn müßte, als ich selbst geglaubt hatte, und fühlte mich sehr froh bei der Ueberzeugung, daß ich meine Kräfte bis aufs Aeußerste angestrengt hatte. Meiner bleyschweren Müdigkeit ungeachtet konnte ich doch die ganze Nacht kein Auge schließen; denn nach der heftigen Bewegung, nach der überstandnen Hitze und Beschwerde, rollte das Blut wie glühendes Metall durch meine Adern. Doch war mir unbeschreiblich wohl in meinem schlaflosen Zustande. Die vergangnen Tage mit ihren tausendfältigen Auftritten passirten gleichsam Revue vor meiner innern Anschauung, und zahllose schwärmerische Erwartungen bezeichneten den Weg, auf welchem ich fortwandern sollte.

Unserm Quartiere gerade gegen über stand eine schöne Kapuzinerkirche mit einem Kloster vom nemlichen Orden. Viele Menschen giengen in der frühen Morgenstunde hinein, um ihre Andacht zu halten. Von Faydo marschirten wir durch die Oerter Lavorco, Giornico, Bodio, Polleggio, über die Brücke Biasco, welche die Gränze zwischen dem Levinerthale

und der Landschaft Riviera ausmacht, Ufogna, nach Bellinzona. Diese Tour ist für einen Tag zu weit; wir mußten daher einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen. Es ist sonst nicht rathsam, daß man sich in diesen Gegenden zu weit von bewohnten Oertern im Finstern wagt, allein wir waren mannstark und alle wohl bewafnet. In meinem Tagebuche habe ich diese Tour mit den Worten: einen sauern Tag bezeichnet, und erinnre mich dabei Jacob Michels Irrthum in Absicht der Länge des Weges (nach seiner Meinung 10, nach unsrer Erfahrung 14 Stunden) und unsre Verdrüßlichkeit darüber; ich denke dabei an die Hitze des Tages und an die unangenehmen Folgen eines forcirten Marsches, Erschöpfung und üble Laune; an meine oft wiederholte Frage: wie weit ists denn noch bis Bellinzona? und an die tröstende Antwort eines Hirtenknabens: una piccola mezza oretta, Signori *).

Den Weg, den wir in zwei Tagen zurück gelegt hatten, wurde die Gotthardts-Straße genannt. Er führt durch mehr oder weniger breite, und immer von hohen Bergen umgebene Ebenen. Auf der letzten Tour, nemlich von Faydo bis Bellinzona, fanden wir die Gegend bald furchtbar, wild, die Ebenen angefüllt mit herabgestürzten Granitblökken, welche nicht durch menschliche Kräfte fortgeschaft

*) Eine kleine halbe Stunde, meine Herern.

werden können, bald reich an Castanien-, Feigen- und Maulbeerbäumen. Zuweilen giengen wir durch Weinanlagen, deren üppige Ranken die reizendsten Gewölbe bildeten, und deren große und schwere Trauben uns so nahe über den Köpfen hiengen, daß wir sie mit der Hand erreichen konnten.

Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts wurde diese Gegend durch das Einstürzen zweier einander gegenüber stehenden Felsen verwüstet. Die Felsentrümmer hemmten den Lauf des Flusses Bleguo, das ganze Thal ward zum See, die Einwohner mußten auf die Berge fliehen, von mehrern Dörfern sah man nichts, als die Spitzen der Kirchthürme. Erst zwei Jahre darauf wühlte sich das Wasser durch die Felsen, stürzte mit fürchterlicher Kraft hervor, brach alle Brücken von Abiasco bis Bellinzona ab, riß alle Häuser um, schwemmte die fruchtbare Erde weg, und bedeckte das ganze Thal mit Kies und Sand; der Lago Maggiore, in welchen sich die wüthende Fluth zwischen den Bergen bei Bellinzona stürzte, trat aus seinen Ufern, zerstörte ringsum alle Brücken, Dämme und Straßen, und verbreitete Schrecken und Jammer über einen großen Theil von der Lombardie.

Auf der ganzen Gotthardts-Straße fanden wir viele Crucifixe und geschmückte Kapellen, an den Wänden aller Häuser gemahlte Heiligen und in den Zimmern Christus am Kreuze, so daß wir deutlich wahr-

nehmen konnten, daß die Revolution den alten Glauben nicht verdrängt hatte. Unreinlichkeit und Armuth, Betteley und Faulheit ist in der italienischen Schweitz weit herrschender, als in den übrigen Theilen dieser Republik. In den Wirthshäusern ist die Bewirthung gewöhnlich äußerst schlecht und sehr theuer; man hat es daher zur Regel gemacht, im voraus zu accordiren.

Wir hatten auf dieser Tour hinlängliche Gelegenheit, den Einfluß des italienischen Himmels auf Malerei zu bemerken. Was noch jenseits des Gotthardts bloße Fratze gewesen wäre, war hier wenigstens durch Zeichnung und Farbe angenehmes Bild. Eben so verräth die hiesige Bauart einen edlern Geschmack, als in den übrigen Theilen der Schweitz. Auf den abgeschnittenen Feldern standen unzählige Rescane (Kornleitern), an welchen die gelbe Frucht hieng, um gedörrt zu werden.

Vom Flusse Tessin hat das Land jenseits des Gotthardts den Namen Canton Tessin. Das hauptsächlichste Product dieses Cantons ist Viehzucht; daneben hat er Obst, Wein, Getraide, Castanien, Oel-, Citronen-, Pommeranzen- und Maulbeerbäume. Die Hauptstadt des Cantons liegt am Zusammenflusse der Mösa und des Tessins, ist die vorzüglichste Niederlage aller Waaren, die über den Gotthardt zwischen Deutschland und Italien gehen, hat

eine schöne und regelmäßige Bauart, viele Kirchen, reiche Klöster und heißt Bellinzona.

Es war, wie ich schon einmal erwähnt habe, sehr spät am Abend, als wir hier ankamen. Aeußerst ermüdet, und von dem Marsche eines langen und heißen Tages ermattet, genossen wir nur einige saftige Früchte, und begaben uns zur Ruhe. Frühe am Morgen war ich in den Kleidern, setzte mich auf dem Balkon, einem großen Platze gegenüber, auf welchem viele Menschen promenirten, die in die Kirche wollten; denn es war Sonntag. Alle giengen in solchen Feyerkleidern, welche deutlich zeigten, daß das Journal des Luxus und der Moden in Bellinzona nicht gelesen wird.

Um weniger von der drückenden Hitze zu leiden und um unsre durch die Reise des vorigen Tages verwundeten Füße zu schonen, nahmen wir Pferde in Bellinzona und ritten nach Magadino. Der Pferdebesitzer, ein schwarzbrauner Italiener, lief mit einer knallenden Peitsche hinterher. Unsre Führer hatten sich, des nöthigen Vorsprungs wegen, einige Stunden früher mit unsern Alpenstöcken auf den Weg begeben.

Es ist eine entzückende, von hohen Bergen umgebene Ebene, auf der man hinreiset. Fette Wiesen wechseln mit reizenden Feldern ab, wo üppige Weinreben von Baum zu Baume kriechen, sich in Guir-

landen winden und die herrlichsten Lauben bilden. Aus den dunkeln Schatten der Kastanien- und Feigenbäume erheben sich prächtige Landhäuser, deren Bewohner, nach meiner Meinung, die glücklichsten Menschen auf Erden seyn müssen.

In einer brennenden Hitze kamen wir gegen Mittag in Magadino, am Ufer des Lago Maggiore, an, wo uns die Führer schon erwarteten. In einer entsetzlich unreinlichen und stinkenden Stube servirte man uns verschiedene von den schönsten Früchten, die unter Italiens Himmel reifen. Der abscheulich stinkende, lumpigte und hinkende Wirth brachte uns köstlichen Wein, den er in einer mit eiskaltem Wasser angefüllten Cisterne gegen die Wärme zu schützen suchte.

Verschiedene Schiffsleute von Magadino boten uns ihre Fahrzeuge nach jeder beliebigen Station an. Aber eines Jeden Forderung war, wie die italienischen immer zu seyn pflegen, sehr unbillig. Endlich glückte es doch Jacob Michel, dem die Sprache dieser Leute meist geläufig war, uns ein Schiff mit drei Ruderern gerade bis Sesto zu accordiren. Mit den vortreflichsten Früchten aller Art versehen, schifften wir uns den 28sten August des Mittags mit unsern Führern ein, und stießen ab vom helvetischen Ufer.

Kaum hatten wir die Barke bestiegen, als die Schiffsleute mit vielen Complimenten von ihren di bona mano (Trinkgeld) zu reden anfiengen. Sie versprachen Signori (so nannten sie uns) schnelle Expedition und alle Aufmerksamkeit. Es waren drei starke, krausköpfigte und vom Sonnenbrande übel zugerichtete Kerls. Jeder von ihnen sahe darnach aus, daß Rinaldo sich nicht lange würde bedacht haben, sie als brauchbare Mitglieder in seine Bande aufzunehmen. Ihre Schnelligkeit und Munterkeit, die sich im Singen und in allerlei Krumsprüngen äußerte, gefiel mir sehr. Sie mochten in dem lautesten Gesange, oder in dem heftigsten Streite begriffen seyn, so wurden diese wilden Kerls so fromm wie die Lämmer, so bald sie eins von den heiligen Bildern gewahr wurden, die längs dem See stehen; ihre Lippen öffneten sich nur zum Gebete, die Ruder entschlüpften ihren Händen, und einstimmig empfohlen sie sich, mit vielen Kreutzen und Complimenten, der Gewogenheit des heiligen Peters oder Pauls. Sie waren aber nicht so bald bei einem solchen Patrone vorbei gekommen, so fiengen sie wieder frisch von vorne an. Schade wars, daß ich ihre Sprache nicht verstand, ich hätte sonst gerne aus ihrem eignen Munde hören mögen, was sie von einem solchen Bilde zu hoffen oder zu fürchten hätten.

In

In der brennenden Mittagssonne standen diese Kerls mit entblößtem Kopfe und nackter Brust und arbeiteten uns fort, ohne daß man Schweiß und Anstrengung an ihnen gewahr werden konnte. Die Bauart der kleinen Schiffe, welche den Lago Maggiore befahren, ist von derjenigen ganz verschieden, welche man auf den andern Seen der Schweitz antrifft. Sie sind bei weitem nicht so lang; das Hintertheil des Schiffes ist geschweift, und ohne Steuerruder, was in einem Sturme die Leitung sehr beschwerlich und gefahrvoll machen muß. Die Barke ist mit einem Tuche bedeckt, um die brennenden Sonnenstralen und den Regen abzuhalten; zwei bis drei Schiffer regieren sie, wovon jeder zwei Ruder führt. Nur der Vordertheil wird den Passagieren eingeräumt, da die Ruderer einen großen Spielraum nöthig haben. Sie nehmen einen Anlauf, gehen einige Schritte vorwärts, und fassen so beide Ruder mit aller Macht gegen das Wasser; sie rudern im Takte, weil der eine immer dem andern Platz machen muß, wenn er zurückgeht, um von neuen auszuholen. Auf diese Art geht es weit schneller, als wenn jeder nur ein Ruder führt. Die Anstrengung aber, womit sie arbeiten, ist ganz ausserordentlich; ich versuchte es bloß einige Minuten, so zu rudern, und war ganz erschöpft.

Ganz außerordentlich war die Hitze. Unsre saftreichen Früchte leisteten uns die vortreflichsten Dienste. Kaum waren wir ein Paar Stunden auf dem See, als sich ein kühlender Wind erhob. Die spiegelglatte Oberfläche des Wassers bekam viele Runzeln, die bald zu Wellen anwuchsen. So froh als wir über diese Veränderung waren, so unzufrieden schienen unsere Schiffer mit derselben zu seyn. Sie besprachen sich unter einander, und aus ihren verstohlenen Blikken konnten wirs abnehmen, daß sie ans Land setzen wollten. Alles Widerstandes von unsrer Seite unerachtet, geschah es auch; denn sie behaupteten, daß sie nicht dem Winde entgegen arbeiten könnten.

Ich weis nicht den Namen des Orts, an welchem wir landeten; aber er mag heißen wie er will, so war hier ein wahres Paradies. Er lag am Abhange der hohen Bergkette, welche auf der Schweizerseite längs dem See hinläuft. Er lag in dem Schatten der herrlichsten Fruchtbäume, welche die süßesten Wohlgerüche aushauchten; große schwere Trauben hiengen in den schattigten Weinlauben in verschwenderischer Fülle, und gewährten dem trocknen Gaumen die wohlthätigste Erquickung. Man führte uns in einen hübschen und reinlichen Saal, von dessen Balcon wir die entzückendsten Aussichten zum jenseitigen Ufer hatten. Eine schalkhafte Italienerin servirte uns Brod, Käse, Trauben und andre Früch-

te. Der Wein wurde hier auf die nemliche Weise, wie in Magadino gegen die Wärme gesichert. In der kühlen Küche tanzten die Mädchen der Nachbarschaft mit der anmuthigsten Leichtigkeit nach einer Cithar, die von einem Taschenspieler aus Canobia gespielt wurde. In den dunkeln Gängen der wohlgeruchathmenden Gebüsche hatten die Bursche allerlei mir ganz fremde Spiele. Alle waren sehr leicht gekleidet, keiner rauchte Tabak. Aus den Taschen aßen sie die herrlichsten Früchte. Nach einem zweistündigen, äußerst angenehmen Auffenthalte an diesem Orte hatte sich der Wind gelegt, der See war ruhig und wir setzten die Reise fort. Einer von den Schiffsleuten hatte sich, wahrscheinlich mit Genehmigung der beiden andern, von uns geschlichen. Wir mußten uns also mit zwei genügen lassen, und für drei bezahlen.

In den reizendsten Anschauungen verloren, glitten wir schnell unter den, in dem erleuchteten Aether erhabenen Rebhügeln und den dunkeln Castanienwäldern des Cenere, auf der stillen und spiegelhellen Wasserfläche hin. Ein Priester, der am äußersten Rande einer Erdzunge stand, bat uns durch allerlei Zeichen, ihn mit zu nehmen. Die Schiffsleute empfiengen ihn mit vieler Devotion. Er ist mir durch nichts anders, als durch seine vielen Complimente

und durch sein andächtiges Gemurmel vor den heiligen Bildern, merkwürdig geworden. Am nächsten Orte verließ er uns.

Wir steuerten nun weiter vom Lande ab. Die drückende Hitze des Tages mußte der erquickenden Kühlung des Abends Platz machen; eine feierliche Stille ruhte auf dem sanften Lago, und in dem weiten kolossalischen Tempel der Natur hörte ich nichts, als die muthigen Ruderschläge der Schiffer. Allmählig verbreitete die Nacht ihren finstern Schleier über die entzückenden Ufer. Der See gab Wiederschein von der Pracht des Himmels und auf den Zephirflügeln der Winde strömten uns die feinsten Wohlgerüche aus den fruchtreichen Haynen der Küste zu. Unaussprechlich sanfte Gefühle durchströmten das Innerste meines Wesens, tausend Zauberbilder stellten sich meiner wollusttrunknen Einbildungskraft dar; ich glaubte in die Gefilde einer bessern Welt überzuschiffen.

Jetzt stieg die himmlische Göttin der Nacht hinter den hohen Gebürgen der Küste empor, ein mattes Licht erleuchtete die mannigfaltigen Parthien und tausend Stralen vergoldeten den ruhigen See. So allmählig als es sich in der Natur aufhellte, so heiterte es sich auch in meinem Gemüthe auf. Die Phantasie kam zurück von ihren Streifereyen unter dem fernen Himmel des Vaterlandes, und die Aufmerksamkeit richtete sich auf den Umkreis, den das

Auge überschaute. Es wurde munter in unsrer Barke. Unter frohen Liedern schwebten wir zwischen reizenden Ufern hin. Etwas nach Mitternacht kamen wir in Intra an.

Der Pässe wegen mußten wir in dieser Stadt, die erste auf cisalpinischem, jetzt italienischem Gebiete, bis zum folgenden Morgen verweilen. Ich fühlte mich viel zu glücklich, um zu schlafen, und brachte den größten Theil der Nacht auf dem Balkon des schöngelegenen Gasthofs zu, wo ich nach Herzenslust die tausendfältigen Zaubereyen einer himmlischen Nacht, und die entzückendsten Aussichten über den goldnen Lago und die Ufer desselben genießen konnte.

Frühe am Morgen, ehe die Luft von der Sonne des Tages durchglühet war, fiengen die Cisalpiner an, sich am Ufer des Sees zu versammeln. Die Herren giengen in Schlafröcken auf die Kaffeehäuser, und die Damen ließen sich das Frühstück von den Kaffeehäusern auf die Promenade bringen. Der See wurde gleichsam mit Gondolen bestreut, auf welchem das neulich erwachte Intra Lustfahrten anstellte. Fruchthändler postirten sich längs dem Ufer mit den herrlichsten Früchten aller Art: Pfirsichen von erstaunlicher Größe; herrliche schwere Trauben lagen auf einander geschichtet; Granatäpfel, Limonen und Orangen schimmerten auf dunkelgrünem Grunde; schwarzblaue Feigen und goldgelbe Birnen lagen in

pyramidalischen Haufen rings umher. Die Restaurators öffneten ihre Buden, wo sogar See- und Arbeitsleute hinein giengen, um ihre Portion Eis oder Confectur zu genießen.

Später (am Vormittage (denn die Cisalpinische Justiz kam spät in die Kleider) präsentirten wir uns und unsre Führer vor der Municipalität. In einem großen Vorsaale, welcher mit dem Sinnbilde der Gerechtigkeit, Bekanntmachungen, Anordnungen und Karten über die verschiedenen Länder Italiens geziert war, mußten wir länger warten, als es uns angenehm war. Endlich wurden wir alle auf einmal vorgerufen. Man unterzeichnete unsre Pässe mit vieler Artigkeit, ohne weitläuftiges Fragen und ohne die geringste Bezahlung. Mit dem großen Siegel der neugebackenen Republik stattlich ausgerüstet, giengen wir in unser Logis zurück und bereiteten uns zur Abreise. Mit den köstlichsten Früchten reichlich versehen, giengs wieder zur See.

„Der Lago Maggiore, (Langesee) sagt „Ebel, liegt 762 Fuß übers Meer, nach Pini. „In seiner Länge von Cocarno bis Sesto hat er „15—16 Stunden, in seiner Breite 3 Stunden. „Er hängt durch einen Kanal mit dem See von „Mergozzo zusammen. Bei Cocarno fällt der „Tessin hinein, und bei Sesto fließt er wieder her„aus. Der nördliche und westliche Theil ist mit ho-

„hen Gebürgen umgeben. Nach Osten und Süden „stuffen die Gebürge in sanfte Hügel ab. Er vereinigt hohe Wildheit mit dem Milden und Schönen, „enge Eingeschlossenheit mit weiter Ausdehnung und „fernen Aussichten. An seinen Ufern wächst trefflicher Wein. Auf der piemontesischen Seite „werden die herrlichsten Granitblöcke ausgebeutet, „die nach der Lombardie gehen, wo man die schönsten Säulen daraus arbeitet.“

Aber besonders berühmt ist der See durch die borromäischen Inseln: Isola Bella, Isola Madre und Isola dei Pescatori, welche mein Auge mit unruhiger Erwartung zu entdecken suchte. Mit schneller, aber für meine Sehnsucht viel zu langsamer, Fahrt schifften wir unter unermeßlich hohen Weinbergen hin. Eine entsetzliche Hitze, welche nicht durch die geringste Bewegung der Luft abgekühlt wurde, fiel mit bleyschwerem Gewichte auf den stillen See, so daß das Wasser ganz warm war.

Da wir ohngefähr eine Stunde gerudert hatten — o, daß ich doch dieses Schauspiel nicht zu beschreiben vermag! — stellte sich plötzlich eine neuere und schönere Welt meinen Augen dar. Isola Bella, mit allen ihren Terassen, Statuen und dem prächtigen Pallaste, Isola Madre, mit ihren dunkeln Lorbeer-, Orangen- und Citronenhaynen stiegen aus dem glänzenden Feuermeere hervor. Auf der

goldnen Wasserfläche durchkreuzten sich zahllose Gondolen in allen Richtungen; Heere von Fischen umflatterten unsre Barke; den westlichen Horizont begränzten die glühenden Alpen von Piemont und Helvetien. Unter den traubenreichen Hügeln beider Ufer lag ein Städtchen neben dem andern. Der Schneeglanz, die liebliche Symmetrie und Reinheit dieser Häuser machte den wohlthätigsten Eindruck auf die beschäftigten Augen.

Schon schwebten wir in der ambrosischen Atmosphäre dieser Inseln. Alle meine Sinne waren in dem wollüstigsten Taumel; es fehlte nichts, um meinen Glauben an Feerey felsenfest zu gründen, und die schönsten Perioden des goldnen Zeitalters schwebten dem entzückten Geiste vor. Glücklicher Erdpunct! Schauplatz der reichsten Segnungen eines gnädigen Gottes! — wer vermag in deinen heiligen Schatten zu treten, ohne mit jenem Dichter einzustimmen:

„Hier umweben mich der Kindheit goldene Träume;
„Was ich als Knabe geahnt, stellt sich im Leben mir dar.
„Lago Maggiore! wie herrlich erscheinst du dem Auge!
„Auf der glühenden Fluth bebet der himmlische Strahl.
„Isola Bella, dich lob' ich, und deine kühlenden Hayne;

„Isola Madra, du bist's, die mir vor allem gefällt.
„Hier ist bildende Kunst, und des Meßstabs goldene Regel,
„Mit der holden Natur lieblichem Chaos gepaart.
„Ringsum glühet die Luft; von Phöbus Strale getroffen,
„Stürzt sich der lechzende Freund froh in die kühlende Fluth.
„Freudig sitz' ich nunmehr in der sanften balsamischen Kühlung,
„Von dem Lorbeer umrauscht des amathusischen Hains.
„Ueber mir schlägt der Fasan die goldenen Flügel zusammen,
„Wie auf paphischem Zweig Cyprias Taube sich wiegt.
„Den umdämmernden Hain durchströmen ambrosische Düfte,
„Unter beschattendem Laub von der Orange gezeugt.
„Ja, ich fühle, dieß ist Italiens lieblicher Himmel;
„Sanft und mächtig zugleich wird mir beweget die Brust.
„Send' ein Mädchen, o Rom! in diese geheimen Gebüsche,

„Deine Venus, Florenz, schick in des Sehnenden Arm.

„Holder Anakreon, du, und Horaz, erscheinet mir beide,

„Und die Lesbierin fülle mir schäumend ein Glas.

„Singet mir fröhliche Lieder der Lieb' auf klassischem Boden!

„Fliehe Madonna — sie naht — Venus die himmlische naht.

„Liebliche Kühlung ruft in des Hayns umdämmernden Rasen,

„Wo in glänzendem Laub sich die Limone versteckt.

„Welche Lust, in Eile von mir die Gewänder zu werfen,

„Und lustwandelnd in mich gierig zu saugen den Duft,

„Welchen die himmlischen Lauben, mit liebeflüsterndem Blatte,

„Von dem Zephyr bewegt, über die Insel verwehn!

„Plätschernd jetzt in der klaren Fluth mich zu baden, und Furchen

„Mit erhabener Brust über die Fläche zu ziehn.

„Jezt dem Gesange der Vögel in Myrthengebüschen zu lauschen,

„Von des schimmernden Sees holder Umgebung entzückt.

„Ja, dies ist der Winkel, Horaz! der vor allen mir lächelt;

„Hier bin ich selig, wie du ehemals in Tibur es warst.“

Kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzt, als wir uns von einer Menge lumpigter Bettler umringt sahen. Sie boten die köstlichsten Früchte feil. Für einen Soldi wollten sie uns bey Maria und allen Heiligen empfehlen. — Schade, daß diese paradisischen Eilande von einem solchen Gesindel sollten bewohnt werden. — Wir drängten uns durch die Menge, und stiegen eine schöne steinerne Treppe hinauf. Hier sahen wir eine Schaar von reichgallonirten Bedienten, welche uns nicht zweifeln ließen, daß der Besitzer dieser Inseln, Graf Borromäus zugegen seyn müsse. Wir äußerten den Wunsch die Herrlichkeiten des Pallastes zu besehen. Man führte uns gleich in einen Vorsaal. Hier begegneten wir einem sehr geputzten Geistlichen, der die Morgenmesse in der herrschaftlichen Kapelle gelesen hatte. Der Pförtner nahm unsre Pistolen, Säbel und Stöcke in Verwahrung. Von einem Bewaffneten Bedienten begleitet, begannen wir unsre Wandrung in diesem Zauberschlosse.

In den großen Sälen desselben herrscht blendende Pracht. Alles was das erfinderische Genie des Menschen erdenken und die Kunst hervor bringen kann sieht man hier. Der Boden ist mit Marmor bedeckt und an den Wänden erheben sich die herrlichsten Säulen. In allen Gemächern findet man reiche Schätze an Gemählden und Statuen, die, als Wunderwerke der Kunst, von Kennern bewundert und von der Menge angegafft werden. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man das kaiserliche Bett, in welchem nur das Corpus Cäsareo sacro - sanctum ruhen darf. In den vielen Sälen begegneten wir anderen Fremden, die eben wie wir, von einem Bedienten umhergeführt wurden. Auch den Herrn aller dieser Herrlichkeiten, den Grafen Borromäus, sahen wir in einiger Entfernung von uns. Zwey Kinder, denen es nur an Flügeln fehlte, um Engel zu seyn, spielten um ihn her.

Wir stiegen in den Theil des Pallastes hinab, welcher für den Sommer bestimmt ist. Kühle kleine Säle, deren Boden, Decke und Wände mit vielfärbiger Mosaik-Arbeit bekleidet sind, reihen sich an einander. Alle diese stillen Grotten sind mit den prächtigsten Säulen, Gemählden und Statuen geschmükt.

Durch eine lange Bildergallerie, in welcher der Kenner Monatenlang hinlänglichen Stoff zur Unter-

suchung finden kann, führte man uns in eine kühle Allee, welche den größten Ueberfluß von Südfrüchten darbot. Hier umschwebten uns alle Zauber Italiens. In den Schatten von hohen Orangen und Limonenbäumen, deren Wollust flüsternde Zweige von Goldfasanen belebt wurden, genoßen wir die feinsten Wohlgerüche, welche die Myrthen- und Jasmingesträuche, die Lorbeer-, Pommeranz- und Citronenbäume aushauchten. Rosen und gewürzreiche Blumen krochen aus den dunkeln Weinlauben hervor, deren süße Trauben in ausserordentlicher Größe herab hiengen. Die schönsten Granatäpfel glüheten an erhabenen Bäumen in großer Zahl. Reizende Italienerinnen begegneten uns in diesen hesperischen Gärten und reichten uns in saubern Körben die köstlichsten Früchte um uns der Mühe zu überheben, dieselben selbst zu pflücken. Sie hatten zugleich Zucker und eiskaltes Wasser, damit wir uns ein erfrischendes Getränk bereiten könnten. Ich gieng von einer Terrasse und von einer Grotte zur andern; ich sah über den goldenen, von zahllosen Fischen und Vögeln belebten See, zum bergumgränzten Horizont hin — allenthalben, in der Nähe und Ferne, verlohr sich der Blick in den Wundern der Güte Gottes, und mit unumstößlicher Gewißheit rief ich aus: hier oder nirgends ist der Himmel auf Erden.

So ungerne man sich auch von diesen gesegneten Inseln trennt, so mußten wir doch gleich nach dem Mittagsessen an die Abreise denken; denn es ist keinem Fremden erlaubt hier zu übernachten. Mit einem wehmütigen Zurückblike auf die bezauberten Parthien giengen wir, des Nachmittags um 19 Uhr, nach italienischer Zeitrechnung, wieder zur See.

Ein, mir sonst unbekannter Reisender, der zwey Jahre zuvor, mit forschenden Augen die Tour überm Lago Maggiore gemacht hat, und dessen Bemerkungen ich hie und da zur Berichtigung meiner eignen benuzt habe, findet die italienische Zeitrechnung natürlicher als die unsrige. Er vertheidigt dieselbe auf folgende Weise:

„Wenn der emsige Mensch mit der sinkenden „Sonne seine Arbeit verläßt, so ist das Ende des Ta„ges da, und ein neuer beginnt seinen Lauf, der sich „immer mit jedesmaligem Einbruche der Nacht endi„get. Auf diese Art ist freylich der Anfang jedes „neuen Tages verschieden, und der folgende beginnt „immer früher oder später, als der vorhergehende. „Da es aber offenbar für die gesellschaftlichen Einrich„tungen wichtiger ist, zu wissen, wann die Sonne „aufgeht, und wann sie untergeht, als wo sie um „Mittag steht, so scheint mir diese Zeiteintheilung „allerdings den Vorzug vor der unsrigen zu verdienen; „denn wir müssen bey unsrer einförmigen Stunden-

„zählung, die sich gar nicht nach den verschiedenen „Jahrszeiten modificirt, jeden Tag berechnen, wann „die Sonne aufgeht.“

Diesem sey nun wie ihm wolle, so theilen die Italiener die Stunden des Tages nicht in zwey Abschnitte, wie wir, sondern zählen immer fort bis 24.

Bald waren jene Inseln verschwunden und andre Gegenstände stellten sich dem Auge dar. Besonders auffallend war uns die kolossalische Statue des heiligen Carl Borromäo, Erzbischoffs von Mailand. Etwas höher, als die Bildsäule steht die Burg, in deren Mauern dieser berühmte Mann gebohren wurde. Der Kopf des heiligen Mannes ist geschoren, den Leib bedeckt der Cardinalsornat, unter dem linken Arme hält er ein mächtiges Buch, den rechten hat er gegen Mailand ausgestreckt, und scheint dieser Stadt den Segen zu ertheilen. Das Piedestal ist 50 — die Figur selbst 70 Fuß hoch. Es schien mir, als bezeugten die Schiffer diesem Heiligenbilde eine größere Ehrfurcht, als den übrigen.

Unter entzückenden Naturabwechslungen, welche durch das melancholische Licht des Mondes, noch romandischer wurden, kamen wir, ein Paar Stunden nach Mitternacht in Sesto an. Hier verabschiedeten wir unsre braven Schiffer, und begaben uns, nachdem wir einige kühlende Früchte genossen hatten, zur Ruhe.

Des Morgens fand sich gleich ein Vetturin (Mithkutscher) ein, und erbot sich uns nach Mailand zu führen; aber seine Foderung war so unverschämt, daß wir uns nicht mit ihm einlassen durften. Mit allen seinen Kammeraden, die sich nachher meldeten, giengs kein Haar besser, und es kam uns vor, als hätten sie es unter sich abgemacht, aus unsrer Verlegenheit Gewinn zu ziehen. Indessen wollten wir nicht mit den Kohlenschiffen des Tessins reisen, um nicht die Reitze der lombardischen Fluren zu verlieren, die Hitze erlaubte es uns auch nicht zu gehen; wir waren also in der Nothwendigkeit, so gut als möglich um einen Wagen zu accordiren.

Um doch wenigstens leidlich aus den raubgierigen Klauen der italienischen Wirthe zu kommen, und um dem langweiligen Accordiren im voraus, welches sonst dem ökonomischen Reisenden eine goldene Regel seyn muß, zu entgehen, haben die Passagiere die Mode eingeführt, sich gänzlich in die Hände des Vetturins zu übergeben. Sie suchen nehmlich mit ihm wegen einer gewissen Summa einig zu werden, welche sie ihm für die Expedition, für Logis, Verzehrung, Trinkgeld ꝛc. bezahlen, und haben also auf diese Weise mit keinem Wirthe unterweges zu schaffen. Indessen mache man es, wie man will, so ist man doch immer betrogen. Reiset man auf diese Weise mehr ökonomisch, so ist auch die Behandlung

um

um so viel schlechter; denn der Vetturin versteht sich mit dem Wirthe.

Bei der Abreise von Sesto präsentirte der Wirth uns eine Rechnung, die uns zur Genüge von der Nothwendigkeit des Accordirens überzeugte, wenn man sich nicht den gröbsten Prellereien blos stellen will. Um dieser Rechnung einen Schein von Billigkeit zu geben, hatte er uns in Contribution für frische Luft gesezt, wahrscheinlich weil wir auf dem Balkon des Hauses gesessen hatten. Wir machten den Proces wegen der frischen Luft nicht so weitläuftig, wie die Abderiten ihren um des Esels Schatten, sondern gaben ihm ohngefähr die Hälfte von dem, was er verlangte; womit er denn auch zufrieden war.

Wir setzten uns mit unsern beyden Landsleuten von Paris, in eine Kalesche (unsre Führer waren schon voran gegangen) und setzten die Reise nach der prächtigen Hauptstadt der italienischen Republik, Milano, fort. Wir mochten zumachen, oder die Sonne in den Wagen hinein scheinen lassen, so war die Hitze ganz ausserordentlich. Das Auge sah über eine unermeßliche Fläche hin, die mir, in Vergleichung mit der abwechslenden Schweizer-Natur, sehr einförmig zu seyn schien. Aber die üppige Fruchtbarkeit, welche über Fluren und Wiesen, über Bäume und Gebüsche ausgebreitet war, lies mich nicht zweifeln, das unser himmlischer Vater den Italiener, der nicht viel arbeidtet, ernähret,

gleich wie die Vögel unterm Himmel. Die herrlichsten Trauben und Früchte wuchsen in sorgloser Mischung zwischen den reichen Schätzen der Aecker. Die Dörfer und Städte, welche wir zwischen Sesto und Milano passirten, enthielten lauter Bettelvolk, welches auf den Straßen, unter offnen Himmel seine Geschäfte trieb. Kirchen und Klöster sieht man hier in einer fürchterlichen Menge, und die Jungfrau Maria, die sonst nur in Stein gehauen, in Holz geschnitten, an Wänden gemahlt, in Pillen verschlukt und gegen das Herzklopfen auf die Brust gelegt wurde, sieht man auf dieser Tour aus Metall oder Gips gegossen und mit modernen, kostbaren Kleidern angethan.

Unser Mittagsessen unterweges war gar zu italienisch, als daß es unserm Gaumen gefallen konnte. Dessert und Wein war das Beste; die übrigen Gerichte waren so mit Oel und mit Knoblauch, der Leibpflanze der Italiener, gewürzt, daß wir nicht viel mehr als den Geruch bedurften, um uns zu sättigen.

Gegen Abend sahen wir Milano in einer unabsehbaren Ausdehnung vor uns liegen. Der Anblick von unzähligen Thürmen, hohen Palläſten und Tempeln, welche in den letzten Stralen der sinkenden Sonne in blendendem Glanze da standen, frappirte mich auserordentlich; ich fühlte mich in der Nähe einer Stadt, welche, vermöge ihrer Volksmenge und

ihres Reichthums, den zweyten Rang unter Italiens berühmten Städten behauptet.

Wir kamen zum Promenadeplatz der Milaneser, dem großen Corso. Die drückende Hitze des Tages war verschwunden, der angenehmste Abend sank herab und lokte die Menschen in einer so ungeheuern Menge aus der wimmelnden und schwülen Hauptstadt heraus, daß ich die Bewohner der halben Welt vor meinen Augen versammelt zu sehen glaubte. In doppelten und unabsehbaren Reihen rollten die prächtigsten Equipagen so nahe hinter einander her, daß, wenn eine stille hielt, es eine Stockung in dem ganzen unermeßlichen Kreise verursachte. Innerhalb dieser ellyptischen Bahn ritten die Maccheroni von Milano auf stolzen, kostbar geschmükten Pferden, und die schönsten Töchter dieser Hauptstadt, die hier in verführerischer Hülle, welche jeden Reiz durchschimmern lies, zu Tausenden lustwandelten, vollendeten den Zauber, welcher diesen großen Kreis umgab. Französische Dragoner jagten mit blanken Säbeln auf und ab, um Ordnung in diesem prächtigen Gewimmel zu erhalten; sie wiesen insonderheit jede Equipage zurück auf ihren Platz, welche es versuchte aus der Reihe zu lenken.

Wir kamen zur Thorwache, welche uns, aus Respect vor dem großen Siegel der Republik, welches wir dem Officier vorzeigten, sogleich unsern Ein-

zug in die Stadt halten lies. Mit großem Geprassel fuhr uns der Vetturin durch viele wogende Straßen der schön gepflasterten Stadt. Es war schon finster und die Stadt herrlich erleuchtet, theils durch die über den Straßen hängenden Lampen, theils durch die vielen tausend Lichter, welche in unzähligen Kaffeehäusern, Krambuden, und Magazinen durch die geöffneten Thüren schimmerten. Hier blitzten die schönsten Galanteriewaaren, da hauchten die köstlichsten Südfrüchte die lieblichsten Wohlgerüche aus. Manche niedliche Gestalt streifte durch die wogende Menge hin, manches seidene Gewand, unter welchem ein glänzender, leichtschwebender Fuß hervorschimmerte, umrauschte uns: blendende Busen schwebten, wie himmlische Erscheinungen im Halbdunkel der Dämmerung, blinzende Augen erschienen, wie Geister der Nacht, und verschwanden. Ich glaubte, die Straßen einer Zauberstadt zu durchwallen. Unter diesen und ähnlichen Beobachtungen kamen wir zur Auberge alle tre Ré (zu den 3 Königen.)

Zwey und Dreisigster Brief.

Milano. Komo.

Man sage so viel Böses, als man will, von großen Städen, man nenne sie offne Gräber der Sittlichkeit, privilegirte Freystädte der Wollust, Ueppig-

keit, Faulheit und aller Laster; man sehe in dem Luxus und Intriguen der Höfe, in den Betrügereyen und Ausschweifungen der Akademien und Garnisonen in den geräuschvollen Wogen und Schwelgen eines großen Publikums noch so viele Steine des Anstoses für Tugend und gute Sitten — mir scheinen die großen Städte gleichwohl Schauplätze zu seyn, auf welchen der Reisende die unterhaltendsten und lehrreichsten Auftritte gewahr wird. Gelehrte sowohl, als Liebhaber der Künste sind hier am rechten Flecke, hier ist die eigentliche Auflage aller Mittel zur Ermunterung des Fleißes, zur Bildung des Geschmaks, zur Unterstützung der Dürftigen und zum frohen Lebensgenuße.

Hier, wo sich die Extreme Nationaler - und fremder Weisheit oder Thorheit, wie die Sonnenstralen im Brennpuncte concentriren; hier, wo tausenderley Leidenschaften, Meinungen, Interessen und Bestrebungen einander durchkreuzen, hier muß man die Resultate der praktischen Philosophie weit leichter finden, als wenn man nach derselben in den Büchern sucht. Hier in Milano fühlte ich mich also sehr glücklich.

Gleich nach unsrer Ankunft in den drey Königen meldete sich ein domestico di piezza (Lohnbedienter), den wir auch gleich annahmen, weil ein solcher Mensch dem Fremden, besonders wenn er der Spra-

che nicht mächtig ist, ganz unentbehrlich ist. Nachdem er uns eine Waschfrau, eine eben so nothwendige Person unter dem Himmel Italiens, besorgt hatte, führte er uns in's Theatro grande alla scala, den besten unter allen Schauplätzen der Stadt. Er soll an Größe und Pracht dem großen Carls Theater in Neapel nichts nachgeben. Das Parterre dehnt sich in einen ungeheuern Halbzirkel aus, auf welchem Personen beiderlei Geschlechts sich versammeln. Fünf Etagen erheben sich über einander; hier sahen wir einen großen Theil von Milanos Nobili Maccharoni, welche sich noch das Vorrecht nicht wollen nehmen lassen, ganz à leur aise aus ihren Logen ihren republicanischen Mitbürgern in die Gesichter und auf die Köpfe zu speyen.

Hier wird gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein opera buffa gespielt. Nirgends kann die Decoration prächtiger, und die Musik entzückender seyn, als hier. Und nun die Sänger und Sängerinnen Italiens — wie weit besser, als andre nicht italienische Theater-Nachtigallen, verstehen sie sich doch auf die Kunst, den dichterischen Gedanken Gefühl, Ausdruck und Leben zu geben. Welche Reinheit, welcher Umfang, welche Biegsamkeit, welcher himmlische Zauber jener Töne! Machte Orpheus Wälder und Felsen nach seiner Laute tanzen, so müssen die diese sämmtlichen Götter Olymp's herablocken

können, um nach dem Triumphe der italienischen Tonkunst zu lauschen. Tänzer und Tänzerinnen erweckten einen allgemeinen Aufruhr und ein wildes Beifallrufen im Parterre, das gar kein Ende hatte. Beispiellos ist es auch, mit welcher Leichtigkeit und Gewandheit sie gleichsam zwischen Boden und Decke schweben. Doch es ist ja hier, wo beinahe alle Luftspringer, Seiltänzer, Taschenspieler und Tausendkünstler ihre eigentliche Heimath haben.

Etwas nach Mitternacht giengen wir nach Hause. Der Lohnbediente hatte sich im Vorsaale eingefunden, um uns den Weg zu zeigen. Die berühmtesten Schauplätze nach dem theatro grande sind: il theatro patriotico, il theatro piccola alla Canobiana, und il theatro de'mercanti.

In der frühen und noch kühlen Morgenstunde begab ich mich, mit meinem in Milano bekannten Jacob Michel, den ich verstehen und mit dem ich sprechen konnte, auf die Umwandrung in Cisalpiniens prächtiger Hauptstadt. Ich weiß nicht, ob es Religiosität oder Neugierde ist, die mich selbst an kleinen Oertern, zuerst die Kirchen aufsuchen läßt. In einer Stadt, wie diese, wo die, zur Verehrung einer unsichtbaren Gottheit eingeweihten, Tempel, die ersten Meisterstücke der Maler-, Bau- und Bildhauerkunst enthalten, und wo der Gottesdienst selbst täglich mit ausserordentlicher Pracht und Feierlichkeit gehalten

wird, trug ich um so viel weniger Bedenken, diese Neigung zu befriedigen.

Die Kirchen, die ich besuchte, und die Merkwürdigkeiten derselben sind, nach meinen eignen Beobachtungen, und nach andern Hülfsquellen, folgende:

1) Die Kathedral; oder Domkirche. Dieser Tempel ist nicht nur der größte und prächtigste in Milano, sondern nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London, der größte und prächtigste Tempel in Europa. Die Vorderseite der Kirche liegt an einem sehr geräumigen Platze, auf welchem die Carossen der andächtigen Welt auf ihre Herrschaften warten können. Auf breiten Marmortreppen steigt man zum Portal der Kirche hinauf, wo viele Menschen in den Schatten der Gewölbe lustwandeln können. Der ungeheure gothische Bau ist ganz mit weißem Marmor bekleidet; unzählige Marmorsäulen winden sich in schöner Ordnung empor bis an die ungeheure Decke; ein heiliges Dunkel herrscht in diesem kolossalischen Tempel. In der Mitte der Kirche ist die unterirrdische Kapelle des heiligen Carlo Berromäo; sie ist mit einem Geländer eingefaßt, um welches eine Menge Volks herum kniete, während unter dem Boden eine Messe gelesen wurde. In dem unterirrdischen Gewölbe ruhet der Körper des Heiligen auf einem Altare, in einem aus Silber und Bergkry-

stall gearbeiteten Sarge. Die heilige Grotte ist mit Tapeten von Goldstoff beschlagen, und an der Wölbung sind acht silberne Basreliefs angebracht, welche Scenen aus dem Leben des merkwürdigen Mannes vorstellen.

Der ungeheure gothische Bau dieser Kirche wurde vor mehr als vier Jahrhunderten, auf Befehl des berühmten Giovanni Galeazzo Visconti, der sich in der Geschichte den ersten Platz unter Mailands Herzögen erworben hat, angefangen, und noch ist er bei weitem nicht vollendet, ob schon sehr reiche Stiftungen zu seiner Fortsetzung gemacht worden sind. Vom Thurme, welcher das achte Wunder der Welt genannt zu werden pflegt, soll man entzückende Aussichten auf die lombardischen Fluren genießen; allein die Zeit erlaubte es mir nicht, denselben zu besteigen.

2) Die Kirche Madonna di San Ceffo, welche ein Werk von Bramante seyn soll. Die Façade hat drei mit korinthischen Säulen gezierte Eingänge; vor dem Portal der Kirche stehen zwei schöne Statuen von weißem Marmor, Adam und Eva. Diese Kirche hat herrliche Gemälde.

3) Die Kirche Madonna della Grazia, welche vortrefliche Gemälde von Leonardo da Vinci hat. Das Buch, welches ich zur Hand genommen habe, sagt: „Unter allem, was der Meisterpinsel dieses Künstlers hervorgebracht hat, ist das

Abendmahl das berühmteste. Es ist al fresco gemahlt und voll Kraft und Ausdruck, obschon das Colorit außerordentlich verloren hat, weil ein Kloster-Superior in dem Gesichte des Judas eine zu auffallende Aehnlichkeit mit seinem eignen fand und es aus diesem Grunde übertünchen ließ."

4) Die Kirchen San Nazaro, San Pacolo und Santa Marta. In einer von diesen Kirchen nahm mirs mein ehrlicher Schweitzer sehr übel, daß ich mich durch den Gesang entzücken ließ. „Lieber höre ich das Geschrey der Raben, als das Lob Gottes aus dem Munde solcher Sänger," sagte er. Ich fand dies besonders. „Diejenigen, welche da singen, fuhr er fort, sind lauter Kapaunen oder Kastraten, die auf dem Theater und im Tempel quinkuliren und trillern müssen; und fehlt es diesem oder jenem solcher Misgeburten an Gaben dazu, so macht man ihn zum Mönch; doch muß er während der Messe seine verschnittene Mannheit balsamirt in der Tasche tragen." So hatte er's im Faustin gelesen.

5) Die Kirchen San Ambrogio, San Marco und San Carpoforo, welche letztere auf den Ruinen eines alten Tempels der Vesta erbaut seyn soll.

6) San Victore hat sehr schöne Verzierungen. Hier war es, wo der heilige Ambrosius dem Kaiser Theodosius die Kirchthüre vor der

Nase zuschlug, und ihn nicht eher herein treten ließ, als bis Seine Majestät für die Niedermetzlung von 15000 Thessalonichischen Rebellen öffentliche Buße gethan hatte. Siebenhundert Jahre nachher bereiteten die Milaneser dem kaiserlichen Stolze eine neue Demüthigung, als sie die Kaiserin verkehrt auf einem Esel setzten, und so durch die Stadt führten. Zum Unglücke verstand ihr Gemahl, Friedrich Barbarossa, diesen republikanischen Spaß nicht, zerstörte die Stadt und zwang die armen Milaneser, mit den Zähnen eine Feige unter dem Schwanze des unschuldigen Thieres hervor zu langen, welches die Kaiserin hatte besteigen müssen.

In und an diesen und andern von Milanos Kirchen treiben die Bettler ein schändliches Wesen. Sie haben gemiethete oder gekaufte Plätze, welche nach dem Abgange des Besitzers den Kindern und andern Angehörigen desselben anheim fallen. Auf diesen Plätzen betteln sie ihr ganzes Leben hindurch von der andächtigen Welt, in deren Augen das Allmosengeben, als ein wesentlicher Abschnitt im Capitel von guten Werken, für eine Haupttugend des katholischen Christen gehalten wird. Man soll Beispiele gehabt haben, daß solche Bettler sich größere Summen hinterließen, als man sie durch die Zinsen von drei Tonnen Goldes zu Wege zu bringen im Stande war.

Table d'Hôte, Versammlungszimmer und Reisejournale findet man nicht in Mailands Gasthöfen. Der Fremde weiß also nichts von den Menschen, mit welchen er unter einem Dache lebt, und das höchst angenehme Zusammenleben von vielen, aus allen Gegenden versammelten Reisenden, fällt hier gänzlich weg. So waren wir z. B in Einem Hause mit dem berühmten preusischen Medicus Hufeland, dessen Bekanntschaft wir in Burgdorf gemacht hatten; aber erst nach seiner Abreise erfuhren wir, daß wir mit ihm den nemlichen Flügel des Gasthofes bewohnt hatten. Die Fremden speisen, jede Parthie für sich, auf ihren Zimmern; die Stunde, zu welcher man zu Mittage essen will, kann man selbst bestimmen. Zur Suppe giebt man geriebenen Käse; Oel und Knoblauch sind wesentliche Gewürze aller Gerichte. Zum Dessert trägt man köstliche Früchte, Käse und Conditorsachen auf. Der Wein ist hier sehr feurig; man mischt denselben daher durchgängig mit Wasser. Zu Abend speiset man hier gar nicht. Alle Erfrischungen, die man außer dem Mittagsessen haben will, als Thee, Limonade, Früchte u. s. w. läßt man von den Kaffeehäusern holen, oder man geht hin und nimmt sie da.

Mein vorhin erwähnter Vorgänger auf dieser Reise beschuldigt die Milaneser eines übertriebnen Hanges zur Pracht und zu erborgtem Schimmer.

Mancher Cidevant, so spricht seine verläumderische Zunge, zeigt sich in der prächtigsten Equipage auf dem Corso, und sein Pallast ist mit dem Marmor der alten Kunst bekleidet, während er mit seinen Bedienten beinahe verhungert. — Sollte man nun die Milaneser eines solchen Mangels an Solidität beschuldigen können? — Auf der andern Seite rühmt dieser scharfsichtige Reisende die Lebensart der Milanesischen Freudenmädchen. Sie leben stille und eingezogen in Privathäusern, sagt er, und lassen sich weder in der Stadt selbst, noch auf öffentlichen Promenaden, selbst bei Nacht nicht sehen; sondern ein dienstbarer Merkur, den sie im Solde haben, führt ihnen die Liebhaber zu. — In Mäiland scheut diese Menschenklasse also doch die Publicität.

Die wahre Landplage Italiens, das ewige Plündern und Morden, ist auch in Mailand, ungeachtet der ziemlich wachsamen Policey, nichts weniger als eine Seltenheit. Es ist gleich gefährlich ein reicher Mann, ein beliebter Künstler, ein berühmter Gelehrte, ein glücklicher Liebhaber zu seyn. In allen Fällen erweckt man Neider, die für einige wenige Soldi Schurken finden, deren Gewerbe durch Gift und Dolch getrieben wird. Ein Mann, der in Mailand mehrere Jahre, als ich Tage gelebt habe, schildert die Bewohner dieses gesegneten Erdstrichs als das scheußlichste Gesindel, das ein elendes Spielzeug

schimpflicher Wollust, schmutzigen Eigennutzes, diebischen Ehrgeitzes, und jeder rohen Leidenschaft ist. Ohne gerade die folgende Geschichte als Beweis für jene Behauptung anzusehen, borge ich sie ihm nur der Abscheulichkeit wegen ab.

Ein Bauer, auf einem benachbarten Dorfe, sagte er, verhandelt seinen kleinen Sohn an eine durchziehende Gesellschaft Luftspringer und Seiltänzer für zwei Thaler. Um die jungen Glieder des Kindes gelenkig zu machen, werden die grausamsten Mittel angewendet; den folgenden Tag entflieht es, und schleppt sich halb gerädert nach seinem Dorfe. Aber seine Eltern verläugnen es, und jagen es aus dem Hause. Jetzt bettelt es von Thüre zu Thüre um einen Bissen Brod.

Die Religion hat hier ganze Schaaren von geweihten Dienern, welche den Sündern, in Kirchen und Klöstern, in Häusern und auf den Gassen, Friede und Vergebung verkündigen. Wie würde man auch sonst so sicher sündigen, und es zum eigentlichen Gewerbe machen können, ein Schurke zu seyn?

Nur einige wenige Tage, und mithin eine viel zu kurze Zeit, konnte ich mich in dieser prächtigen, von 200,000 Menschen bewohnten, und an Merkwürdigkeiten so reichen Hauptstadt aufhalten. Nach dem schnellen Fluge dieser Tage nahmen wir Abschied von unsern Landsleuten, welche tiefer in Italien hin-

ein wollten, und reißten mit unsern Führern von Milano nach Komo.

Beinahe des ausgedehnten und einförmigen Gesichtskreises auf den reichen lombardischen Ebenen überdrüßig, bekam das Auge nach ein Paar Stunden Reisen wieder einen interessanten Ruhepunct auf den prächtigen Alpen Helvetiens, welche im fernen Norden ihre glänzenden Häupter bis über die Wolken erhoben. Von der Heerstraße erblickten wir manche herrliche Villa, und in den Dörfern Cesana, Berlasina und Cobrino lauter Menschen, welche die Natur zu abscheulichen Contrasten mit ihren übrigen Meisterwerken gebildet zu haben schien.

Unser Vetturin war nichts weniger als ein fliegender Merkur. Durch sein langsames Fahren setzte er uns in die Nothwendigkeit, die letzte Meile im Dunkeln zu reisen, — ein Umstand, der mir aus Liebe zum Leben gar nicht angenehm war. Indessen kamen wir, dank sey es den italienischen Straßenräubern! glücklich nach Como.

Der Wirth im Gasthofe al Angolo, ein kleiner, corpulenter, schwarzbrauner und närrischer Kerl, gab sich alle Mühe uns zum Uebernachten zu überreden; aber Jacob Michel hatte schon mit einem Schiffer gehandelt, welcher, vom Winde begünstigt, gleich zur Ueberfahrt bereit war. Nach dem Nachtessen, um welches wir natürlicher Weise zuvor aufs strengste

accordirt hatten, giengen wir, den 2ten September, um 11 Uhr (nach unsrer Zeitrechnung) zur See. Lebe wohl, Italien! Nimm mich aufs Neue in deinem Schooße auf, himmlische Schweitz!

Drei und dreisigster Brief.

Die Reise nach Zürich.

Mit auf den prächtig erleuchteten Himmel gerichteten Augen, dessen Anblick mich völlig für die Dunkelheit entschädigte, welche sich auf die Erde gelagert hatte, und umgeben von der feierlichsten Stille der Natur, lag ich, im Ueberrocke eingewickelt, auf dem Boden des Schiffs und genoß das ganze Glück meiner beneidenswerthen Lage, bis ich unter dem Gewichte unaussprechlich sanfter Träume und Gefühle hinsank in die Arme des Schlafs.

Rhätiens ferne Alpen waren schon von den ersten Stralen der Morgensonne vergoldet, die geflügelten Sänger der ambrosischen Hayne hatten schon ihre Nester verlassen und begrüßten den neuen Tag mit tausendstimmigem Chore, und die Meßglocken der zerstreuten Oerter riefen schon zur Kirche, als ich aus diesem Schlummer erwachte. Jede Spur der lombardischen Ebenen war verschwunden; anstatt jener unermeßlichen Fläche wurde ich wieder eine Schweitzer Landschaft gewahr, und schwebte, gesichert

sichert gegen Italiens brennende Sonne, in den kühlen Schatten der Alpen.

Die Schiffer setzten uns ans Land, damit sie, nach der Arbeit einer ganzen Nacht, Zeit gewönnen, einige Erfrischungen zu genießen. Wir kamen in ein Wirthshaus, wo es noch ganz italienisch aussah. Der Schiffer wieß uns eine stinkende Stube an, welche mit einem morschen Tische und einigen Bänken meublirt war. Hüner und grunzende Ferkel giengen hier in ungehinderter Eintracht, und thaten sich gütlich mit den Ueberresten in den Näpfen und Kesseln, welche auf dem Boden umher lagen. Außer diesen frommen Hausthieren sahen wir keine lebendige Seele, die uns das Frühstück hätte besorgen können, wenn wir sonst den Appetit behalten hätten. Endlich kroch ein schmutziger Mensch aus den Federn hervor und präsentirte sich im bloßen Hemde als Wirth des Hauses. Jacob Michel, der mit ihm reden konnte, gab ihm zu verstehen, daß Signori nur einige Augenblicke bei ihm verweilen würden, und daß der Kaffee vom Kaffeehause geholt werden sollte. Ein garstiger und ekelhafter Mensch, dessen Morgentracht nichts weniger als empfehlend war, kam auch gleich nachher mit einem Glase in jeder Hand und gab uns den Kaffee. Kaffee in einem Glase — nein, er ist wie Branntwein in einer Theetasse, unschmackhaft,

abscheulich. Wir bezahlten den Kaffee und giengen davon.

Der Comersee, auf dem wir nun die Reise weiter fortsetzten, hat einen Theil von Veltelin, den Grafschaften Como und Chiavenna um sich her; er ist 11 bis 12 Stunden lang, nirgends zwei Stunden breit. Die Ufer desselben geben delikate Früchte und Weine in Menge. Unter den reizenden Landhäusern, welche die östlichen Ufer schmücken, ist die Villa Pliniana besonders berühmt, nicht blos weil Natur und Kunst sich hier aufs glücklichste vereinigen, sondern weil hier der Lieblingsaufenthalt des jüngern Plinius, dessen Vaterstadt Como war, gewesen seyn soll. Der See hat die Insel St. Johanni, die Halbinseln Tosso und Bellasio, nebst dem entzückenden Wasserfall il borrido di Belano. Der Reisende, der Zeit hat, findet hier viele seltene, reizende und schauerregende Situationen.

Gegen Mittag kamen wir ans Land bei Chiavenna; hier nahmen wir Abschied von unsern Schiffern und bereiteten uns zum Weiterreisen. Wir nahmen unsre Alpenschuhe und Alpenstöcke zur Hand, und marschirten zwischen jenen erhabnen Gebürgen, wo alles Fahren ein Ende hat. — O! wer vermag sie würdig zu besingen, die Wonne und tausendfältige Zauberey des Herumstreifens zu Fuß zwischen den

Schweitzeralpen! Wo ist der Sterbliche, der sich rühmen kann, unabhängiger und sorgenfreier zu seyn, als der Wanderer, welcher, mit dem Stabe in der Hand und mit seinen sämmtlichen Besitzungen auf dem Rücken, die Erde für sein Haus, den Himmel für sein Dach, und jeden Menschen für seinen Bruder hält! Wem giebt der Tag mehrere Freuden und die Nacht erquickendere Ruhe, als ihm! Von tausend schwärmerischen Erwartungen begleitet, eilt er, mit leichtem Fuße über blumenreiche Hügel und nackte Felsen, die donnernde Cascade ergötzet, die krystallklare Quelle erquicket und jeder Anblick eines feierlichen Naturauftrittes stärket ihn. Hingerissen von dem, was er sieht, vergißt er nie das, was er sah; denn dies und jenes ist seiner Wandrung Zweck und der herrlichste Lohn seiner mühsamen Bestrebungen.

Von Chiavenna giengen wir, in großer Hitze, durch Compodolcino nach Isola, wo wir in einem elenden und schmutzigen Wirthshause übernachten mußten. Man läuft durch fruchtbare, lächelnde Thäler und in einem Kreise von zahllosen Anhöhen, welche allmählig zur hohen Alpenkette hinan stuffen.

Mit der aufgehenden Sonne begaben wir uns wieder auf die Wandrung, um in der kühlen Morgenstunde den Splügen, einen hohen Berg in der Alpenreihe, auf der Gränze von Chiavenna und Graubündten, über welchen die Straße nach

Chur geht, zu besteigen. Man kommt nicht recht weit von Isola, ehe jede Spur von Vegetation und Leben verschwindet. Man tritt in das berüchtigte Cardinell. Hier ist nichts, als entsetzliche, kalte und todte Natur. Wilde Ströme wälzen sich mit zermalmender Gewalt über losgerissene Granitblöcke hin, bodenlose Schlünde öffnen sich vor dem wankenden Fuße und dräuende Felsen thürmen sich über dem Haupte des beängstigten Wanderers. Von Schreck und Tod umgeben, von jedem freundlichen Blicke der Natur verlassen, steigt man in unzähligen Krümmungen so steil in die Höhe, daß derjenige, der einen Vorsprung von einem Paar Ellen hat, dem Nachfolgenden gerade überm Kopfe zu stehen kommt. An Luft und Kräften beinahe erschöpft kamen wir nach einigen Stunden Steigen nach auf der Höhe in die kalten Regionen des ewigen Schnees. Die umstehenden höhern Hörner sind auch hier aller Aussicht im Wege. Sowohl hier, als auch auf andern Gebirgspassagen, ist ein Hospitium errichtet, in welchem der müde Wanderer Erquickung finden kann. Wir fanden hier eine warme und reine Stube, einen wohlgeordneten Wohlstand im Hause, und einen Kaffee, der in keinem Kaffeehause jenseits der Alpen besser seyn kann. Froh überrascht sieht sich jeder, der unter einem fremden Himmel und einer unbekannten Nation eine Zunge findet, die analogisch mit der sei-

nigen redet. So gieng es auch mir, da ich in diesen Bergbewohnern deutsche Schweitzer fand. Ich vergaß die Kaffeegläser der Lombardie und die Schrecknisse des Splügens, und hielt nur fest an dem tröstenden Gedanken, daß ich wieder unter ehrlichen Schweitzern war.

Nach einem Paar Ruhestunden setzten wir die Reise fort. Während man auf der andern Seite abwärts steigt, ruht das Auge auf malerischen Prospecten. Man sieht hier die Bergkette, welche vom Canton Uri ausläuft und unter dem Namen Vogelberg oder Adula bekannt ist. In der Mitte von diesen Schnee- und Eisbergen, unter welchen der große Cadelin der bekannteste ist, liegt das enge Rheinwaldthal, wo der Rhein eine von seinen dreien Quellen hat. Dieses Thal, welches vermittelst der ungeheuern Schneelavinen, die von den Bergen hinab rollen, beinahe unzugänglich ist, soll eine abscheuliche Wüste seyn, in der man, selbst im hohen Sommer, todt frieren kann. Spottweise nennt man es das Paradies und den Eisberg, welcher den Rhein gebiert, den Paradieskletscher. Die Hirten, welche hier im Sommer mit ihren Heerden umher treiben, sollen sehr rohe, und von der Kälte schwarzgelb gefärbte Menschen seyn.

Weiter hinab kommt man wieder in lächelnde und stark bewohnte Gegenden, deren mannigfaltige

Naturabwechslungen die angenehmste Unterhaltung gewähren. Etwas nach Mittag kamen wir ins Dorf Zillis, wo wir, nach einem starken Marsche und großer Hitze, ins Wirthshaus giengen, um zu trinken. Wir trafen hier eine Menge Landleute, welche in der Kirche gewesen waren, (denn es war Sonntag) am Tische sitzend. Sie tranken vom Weine der Gegend aus silbernen Krügen, und sprachen ein verdorbenes Latein, welches unter dem Namen romanisch oder churwelsch die herrschende Sprache in Graubünd und Engadin ist. Die Gesang- und Gebetbücher, welche auf dem Tische lagen, waren in der nemlichen Sprache abgefaßt. Einige von diesen wohlgebildeten und wohlgekleideten Landleuten, mit denen wir uns in Unterredung einließen, redeten auch deutsch, welches die Sprache ist, die in dem größten Theile von Graubünd vor Gerichte gilt.

Des Nachmittags passirten wir die Via mala, einen Ort, dessen Merkwürdigkeit größer, als das Gerüchte desselben ist. Dieser Ort ist auch der einzigste, der sich mit der Teufelsbrücke vergleichen läßt; hat man diese gesehen, so verliert man nicht viel, wenn man mit jenem unbekannt bleibt. Es ist der wasserreiche Rhein, der hier mit schäumender Wuth durch monströse Felsen bricht und hinab fährt in bodenlose Tiefe mit erderschütternder Kraft.

Unser Nachtquartier war in Tusis, einer kleinen Stadt in dem obern Theile von Graubünd. Immer neben dem Rheine hin, giengen wir folgenden Tages durch Heinzenberg, Rhäzüns, Bonaduz, Reichenau nach Chur. Diese Hauptstadt liegt in einer äußerst fruchtbaren und malerischen Gegend, und gewinnt ausserordentlich durch den starken Waarentransport, welcher nach Italien geht. Das fürstlich bischöfliche Residenzschloß ist, nebst allen Gebäuden, welche zu Seiner Katholischen Durchlauchten Hofstaat gehören, durch eine hohe Mauer von der übrigen Stadt, welche reformirter Confession ist, abgesondert. Unaufhörliche Zänckereien zwischen der Stadt und dem Hofe sollen diese Trennung veranlaßt haben.

Graubünden oder Rhätien, an dessen Gränze wir nun bald standen, hat in der Revolution verschiedene von seinen unterliegenden Ländern verloren, welche zur italienischen Republik geschlagen worden. Die Flüsse Rhein, Adda und Inn entspringen hier, so wie auch viele Bäder und mineralische Quellen. Die Berge, Alpen und Gletscher dieses Landes sind in Vergleichung mit den übrigen beinahe die größten und höchsten, und machen beinahe den dritten Theil aller helvetischen Eisgebirge aus. Die Ebenen und Thäler dieses Cantons bringen fast alle Arten von Getraide und Hülsenfrüchte nebst Wein

und Obst hervor. Auf den mäßigen Bergen weiden zahllose Heerden, welche den größten Theil der Einwohner nähren. Die Glaubensbekenntnisse, die Sprachen und Münzen sind hier so verschieden, daß es dem Reisenden schwerlich gelingen wird, sich zu orientiren. Die Gasthöfe und Wirthshäuser sind durchgehends schlecht, aber die Gastfreundschaft wird gegen jeden Fremden im höchsten Grade respectirt.

Da wir in Chur zu Mittag gegessen hatten, nahmen wir einen Wagen für uns und unsre Führer, und reißten durch Trims und Zitzers, wo der Weg durch Ueberschwemmung gelitten hatte, über die Rheinbrücke, welche die Gränze zwischen Graubünden und den Canton St. Gallen ausmacht, durch die Gegend, in welcher das berühmte und sehr besuchte Pfeffersbad liegt, nach Ragaz. Von da marschirten wir den nehmlichen Abend nach Sargans.

Canton St. Gallen, welches in der Revolution mit verschiedenen Ländern bereichert wurde, ist ein, mit Korn, Wein, Obst und fetten Matten gesegnetes Land, dessen Einwohner, welche es sehr weit in Industrie und Handel gebracht haben, von gemischter Religion sind. Der durchlauchtige Priester, welcher unter dem Nahmen Abt von St. Gallen, über einen beträchtlichen Theil dieses Landes regiert, residirt in der Hauptstadt St. Gallen,

welche eine von den volkreichsten und vermögendsten Städten in der Schweitz, mit sehenswürdigen Kirchen und öffentlichen Gebäuden, wichtigen Bücher- Münz- und Alterthums-Samlungen seyn soll. Der kleine Strich von diesem Lande, den wir passirten war auf beiden Seiten mit hohen Alpen eingefaßt. Die vortreflichste Chaussee lief längs der fruchtbaren Ebene hin. Ich sah keine andre, als starke, hübsche und frohe Leute.

In Sarganz, welches vor der Revolution die Hauptstadt der Grafschaft selbigen Nahmens war, lebten wir wieder auf Schweitzerweise, nehmlich ausgesucht und prächtig; denn Reinlichkeit und Ordnung, Wohlstand und Solidität ist in den Gasthöfen der deutschen Schweitz eben so allgemein, als in der italienischen selten. Hier in Sarganz waren wir nur einige Flintenschüsse von der östreichischen Gränze. Die ehemaligen Grafen Werdenberg Sarganz bewohnten das Schloß dieser Stadt.

Am folgenden Morgen um 3 Uhr setzten wir die Reise fort, und kamen um 7 Uhr nach Wallenstadt. Alle, welche wir in dieser kleinen Stadt gewahr wurden, giengen in Sontagskleidern. Da es nicht Sonntag, sondern Dienstag war, so vermutheten wir gleich, daß die Stadt diesem oder jenem Heiligen die Kur machen wollte. Es zeigte sich auch gleich beym Eintritte im Gasthofe, wo man eben-

falls geputzt, und mit Gebethbüchern und Rosenkränzen beschäftigt war, daß wir uns nicht geirrt hatten. Es war der heilige Magnus, den man verehren wollte; denn es war der 6te September, und also sein Namenstag. Wir saßen gerade beym Frühstüke, als man mit den sämtlichen Glocken der Stadt das Signal zum Anfange des Festes gab. Kaum hörte ich den Schall, als ich auch sogleich die Wirkung desselben vernahm. Wie ein elektrisches Feuer verpflanzte sich die Andacht durchs ganze Haus; man schlug sich an die Brust mit geballten Fäusten und betete mit einer Schnelligkeit, welche kaum das eine Wort vor dem andern hervor kommen lies. Bei allen diesem konnte auch ich nicht gleichgültig bleiben, sondern lies alles stehen und liegen, und folgte der Menge, welche sich, bis auf ein altes Mütterchen, aus den Hause begeben hatten. Eine Processión kam die Straße hinab. Weisgekleidete Knaben, mit Fahnen und Rauchgefäßen, öffneten den Zug. Der heilige Magnus wurde unter einem geputzten Himmel getragen, die geistliche und weltliche Obrigkeit des Orts giengen diesem Bilde zur Seite, und die ganze Stadt, Männer und Weiber, Greise und Säuglinge folgten hinter her. Ein jeder in dieser Schaar bat mit lauter Stimme. „Heiliger Magnus, bitte für uns!“ — Dies war alles, was mir von diesem andächtigen Gesumse verständlich wurde.

Nach dem Aufenthalte von einigen Stunden in dieser Stadt, schifften wir, in Gesellschaft eines Capuciners und Bettlers über den Wallenstädtersee, und kamen nach fünf Stunden in Wesen an.

Wegen seines wilden, grossen und schauerlichen Characters verdient dieser See ganz besonders besucht zu werden. Er ist wegen seiner gefährlichen Schiffahrt in üblem Rufe, und eben so mit Unrecht wie der Vierwaldstätterse. Auf der mittäglichen Seite senken sich überall die Felsen gerade in den See, und nur wenige Stellen findet man da, wo es möglich wäre anzulanden; deswegen ist allerdings die Gefahr groß, wenn man sich bey fürchterlichem Sturme in der Nähe dieser drohenden Wände befindet. Allein die Winde haben auf diesem See eine gewisse Regelmäßigkeit, nach denen der Reisende sich richten muß. Die Ordnung über die Schiffahrt ist strenge; bey zu besorgender gefährlicher Witterung gehen die Schiffer nicht auf den See, und sind befehligt immer an der mittäglichen Seite zu fahren. Das einzige Dörfchen Quinten liegt auf der nördlichen Seite, und einzelne Hütten, hie und da an Klüften, wo herabstürzende Bäche durch den mitführenden Schutt Hügel gebildet haben, und auf hervorspringenden fruchtbaren Felsplatten und Abhängen, mit Obstbäumen, Weinstöcken und schönen Wiesen umgeben, die äußerst romantische Parthien machen. Hinter dem Dörfchen ist der herr-

liche Wasserfall, der Baierbach der 14 — 1600 Fuß hoch in verschiedenen Sätzen herabstürzt. Hohe und malerische Berge umgränzen diese Wasserfläche. Unter den nakten drohenden Felsthürmen zeichnen sich die sieben Kurfürsten durch ihren Umfang und durch ihre Höhe aus.

Wir waren nirgends ein in Wesen. Die in der Revolution zerstörte Ziegelbrücke, welche über den Fluß Limmaht führt, war noch nicht wieder hergestellt; wir setzten also in einem Boote über und befanden uns jenseits des Flusses im Canton Glarus. Wir passirten nur den nördlichen Theil von diesem bergvollen Lande, bey dessen Einwohnern man die warme Vaterlandsliebe vermißt, die sonst allen andern Alpenbewohnern eigenthümlich ist. Der Geist des Handels und der Speculation raubte ihnen die Einfachheit und Genügsamkeit des Hirtenlebens. Ihre Fabriken sind berühmt und ihre Waaren sehr gesucht. Als Kaufleute, wozu sie besonders Geschicklichkeit haben sollen, wandern sie in der Welt umher, und kehren erst dann mit ihrem erworbenen Vermögen ins Vaterland zurück, wenn sie wegen Alter und Unbehülflichkeit nicht länger Geschmack an dem herumstreifenden Leben finden können.

Des Nachmittags giengen wir durch einen Theil von Canton Schwytz. Auf allen Seiten von fruchtreichen Anhöhen und kühlen Hainen eingeschlossen,

kommt man hier durch Gegenden, welche, belebt von unzähligen Heerden, besäet mit zerstreuten Hirtenwohnungen, durchschnitten von klaren Bächen, und beschützt durch die majestätischen Alpen, welche sie umgränzen, mir die reitzendsten zu seyn schienen, die ich jemals gesehen hatte. Eine wunderbare Mischung von wilder und sanfter Natur, von schauderhaften und lieblichen Gegenständen, von hohen, entzückenden, romantischen Parthien giebt diesem Theile des Canton Schwytz einen so eigenthümlichen Charakter, daß ich nichts damit zu vergleichen weiß.

Auch diese lächelnden Gegenden wurden im letzten Revolutions Kriege getränkt mit dem Blute kühner Schweitzer-Söhne; wir giengen da, wo mancher edle Krieger gefallen war. Ich glaubte den Wiederhall von Aloysius Redings Rede an seine Helden zu hören, in welcher er sie beym Schatten ihrer Väter beschwur, als Abkömmlinge von Wilhelm Tell zu leben, oder zu sterben. Ich sahe diesen unsterblichen Held, bewundert von allen Schweitzern, geachtet von seinen Feinden, sich rüsten gegen Frankreichs furchtbares Heer, und wünschte ihm Glück zum Kampfe für die so theuer erkaufte, und durch ein Alter von vielen Jahrhunderten so ehrwürdige Freiheit. Aber, unglückliche Schwytz! der größte Theil des Landes, welchem du den Nahmen gegeben, war schon gefallen — wie konntest du allein

stehen? Tröste dich mit dem Gedanken, nicht immer im Ausgange des Kampfs liegt das Große, auch der Vorsatz sich zu schlagen, macht zuweilen unsterblich!

Man eignet den Einwohnern des Canton Schwytz, welche alle katholischer Religion sind, jene ehrwürdigen alpischen Tugenden: Gastfreiheit, Vaterlandsliebe, aufopfernden Heroismus, Einfalt und Genügsamkeit zu, womit die Idyllendichter uns so oft entzückt haben. Andre Reisende machen ihnen diese Vorzüge streitig. Sie nennen ihre Vaterlandsliebe erbärmlichen politischen Egoismus, und sehen ihre heroischen Tugenden als das Resultat einer durch fanatische Predigten erhitzten Phantasie an. Sie besitzen Muth und Kraft, das, was sie einmal für gut erkannten, durchzusetzen, und stolz auf den Vorzug, die Ersten gewesen zu seyn, welche der Schweitz Unabhängigkeit erkämpften, halten sie sich zwischen ihren Bergen zusammen.

Im Canton Schwytz liegt Einsiedeln, zu dessen wunderthätigem Marienbilde so viele tausend Menschen aus den entferntesten Gegenden wallfahrten. Man leitet die Entstehung dieses Orts aus einer Zelle her, welche der Eremit St. Meinrad im Jahre 838 in einem nahe gelegenen Holze gehabt haben soll. Der Reformator Zwingli that diesen Ort vielen Abbruch durch seine Predigten; aber der Abt Augu-

stin Reding wuste ihn wieder in Flor zu bringen. Das Oberhaupt dieses Stifts ist, seit dem 12ten Jahrhunderte, immer eine Person aus dem Reichs-Fürstenstande. Die fürstlichen Gebäude sollen von großem Umfange seyn und viele Merkwürdigkeiten enthalten; alle übrigen Häuser des Orts sind dazu eingerichtet, die Schaaren aufzunehmen, welche aus allen katholischen Ländern hierher strömen, um Trost und Frieden durch die Anschauung des miraculösen Marienbildes zu erlangen. Man sagt, der heilige Wucher habe sich hier Berge von Schätzen angehäuft, welche sich täglich durch die unzähligen theuern Kleinigkeiten vermehren, die der mönchische Speculationsgeist erfindet, und die Einfalt und der Aberglaube kauft.

Die Zeit erlaubte uns weder nach Einsiedeln, noch nach der sehenswerthen Hauptstadt des Cantons, Schwytz zu reisen. Wir wählten den kürzesten Weg nach Lachen, und reißten spät am Abend von da überm Zürchersee nach Säfa. Den folgenden Morgen schifften wir weiter nach Zürich.

Vier und dreisigster Brief.

Zürchersee. Zürich. Burgdorf.

Der Zürcher-See ist 10 Stunden lang, 1 bis 2 Stunden breit, reich an vortreflichen, theils selte-

nen Fischarten, und bekannt durch zwei Inseln, Ufnau und Lützelau. Die Schiffahrt, mit den nach Einsiedeln wallfahrtenden Fremden; mit den Waaren, welche über den St. Gotthardt oder Cur nach Italien spedirt werden sollen; mit Baumaterialien, Kohlen, Torf und Lebensmitteln, welche der Stadt zugeführt werden, ist auf diesem See beträchtlicher, als auf andern Schweitzerseen. Die beiden Ufer des Sees, sagt ein Reisender, machen ein Gemälde, wie es die menschliche Phantasie in einer ihrer glücklichsten Launen hervorzubringen im Stande seyn dürfte. Sie sind mit einer Menge schöner Dörfer, herrlicher Landgüter und Gärten besetzt. Ueber und zwischen denselben erblickt man, besonders auf der rechten Seite ein Gebürge, das sich auf viele Stunden ausdehnt, und mit den ergiebigsten Weinbergen besetzt ist; höher erscheinen üppige Felder und Matten in der angenehmsten Abwechslung, die sich an dunkle Forchen und Tannenwälder schließen. Ueber dem mit Wein bepflanzten Hügel des südlichen Ufers, hinter einem von der Sil bewässerten Thale, erhebt sich in einer Reihe der Albisberg, welcher mit Waldungen bedeckt ist, aus denen stattliche Bauerhöfe hervor schimmern. Zuverlässig ist diese Gegend eine der reizendsten, fruchtbarsten und cultivirtesten der ganzen Schweitz, und man weiß nicht, ob

man

man ihr, oder der Umgebung des Genfersees den Vorzug geben soll.

Ebel hat, in seinem berühmten und oft erwähnten Handbuche für Schweitzer-Reisende, verschiedene Pläne zu Reisen an den Ufern dieses Sees entworfen, mannigfaltige Standpuncte angegeben, und die Zeiten des Tages bestimmt, an denen man dieselben besuchen soll. Er verspricht die interessantesten Naturabwechslungen und Aussichten, und behauptet, daß es keinen See in der Schweitz giebt, dessen Ufer so sorgfältig angebaut, so stark bewohnt, so reich an lächelnden, sanften, entzückenden Naturscenen sind, als diese.

Zürich, die Hauptstadt des ersten aller Cantone, hat die entzückendste Lage am Ende des Sees, in der Mitte malerischer Anhöhen, beym Zusammenflusse der Limath und Sil, welche durch angelegte Kanäle die Stadt theilen, und verschiedene Inseln bilden. Ebel hat einige Seiten seines Handbuchs blos mit Benennung der Bibliotheken, Kabinetter öffentlicher Stiftungen und Gebäuden, Seminarien und Gesellschaften, Promenaden und Standpuncte angefüllt. Ich verweise also blos auf ihn, und begnüge mich damit, meine eignen Beobachtungen mitzutheilen.

Den 7ten Sept. des Vormittags kamen wir in Zürich an; der Gasthof Rabe wurde unser Logis.

Hier nahmen wir Abschied von unserm braven Jacob Michel und seinem Sohne Jonas, welche mit uns, seit den 20ten August die Kälte der Alpen und die Hitze Italiens getheilt hatten. Wir gaben ihnen unsre Alpenschuhe und Stöcke zur Erinnerung an diese Reise. Von unsern besten Wünschen begleitet, giengen sie über die Berge des Cantons Lucern nach ihrer Heimath in Unterseen zurück. Wir suchten nun Passavant auf, mit dem wir eine Zeit lang in Burgdorf zusammen gelebt hatten, und der, der pädagogischen Welt aus seiner Darstellung der Pestalozzischen Methode bekannt ist. Nach einem Mittagsmahle von 16 — 20 Schüsseln besahen wir, unter seiner Anführung die vornehmsten Promenaden der Stadt, welche, durch die glücklichste Vereinigung der Natur und Kunst, und durch die prächtigen Denkmäler berühmter Männer, vielleicht die interessantesten in Europa sind. Eben so schienen uns die weitläuftigen Vorstädte Zürichs, in Vergleichung mit der alten und krummen Stadt, unbeschreiblich reizend zu seyn; denn sie besitzen alle diejenigen Vorzüge, welche die Stadt selbst entbehrt, nemlich breite Straßen, entzückende Gärten, herrliche Gebäude u. s. w.

Es war auch blos die leblose Natur, an die wir uns halten mußten, die lebendige Welt war gleichsam lebendig todt. Melancholische Stille herrschte

in der ganzen Stadt; alle Straßen waren leer, alle Institute verschlossen, aller Handel und jedes Gewerbe lag stille, kein Mensch ließ sich sprechen; denn alle schickten sich zum kommenden Communion- und Bettage an. Es war nicht hier, wie in Wallenstädt, ein katholischer Heilige, der diese religiöse Stimmung veranlaßte; denn das ganze Land ist reformirter Confession, und Zürich als die Mutterkirche aller Reformirten anzusehen, weil Ulrich Zwingli, vom Jahre 1519 bis 1524 daselbst seine Kirchenverbesserung begann; sondern die Regierung hatte angeordnet, daß der 8te Septbr. ein allgemeiner Bettag, zur Erinnerung der Rettung der Stadt, aus der Gefahr, welche 1802 am nemlichen Tage über derselben schwebte, seyn sollte. Es war nemlich der Tag, an welchem die Stadt, nach einer langen und harten Belagerung, von den helvetischen Truppen, unter dem Commando des General Andermatt's, bombardirt wurde.

Schon um 7 Uhr des Morgens holte Passavant uns zur Kirche ab. Die ganze Stadt war in Bewegung, alle Menschen strömten in schwarzen Kleidern zu den geöffneten Tempeln hin. Wir giengen in die Peterskirche, auf deren Treppe Lavater, öffentlicher Lehrer dieser Gemeinde, von einem helvetischen Soldaten geschossen wurde. Der Schwiegersohn dieses berühmten Mannes, Pfarrer Geßner, hielt

eine patriotische, evangelische und herzliche Rede vor einer unzähligen Menge von andächtigen Zuhörern. Diese Rede, verbunden mit dem herzerhebenden Gesange, den man beym öffentlichen Gottesdienste der Schweitzer hört, setzte mich in eine unbeschreiblich feierliche Stimmung.

Himmlische Andacht! wie selig ist es doch von deiner heiligen Flamme erwärmt zu werden! Wie hebst du doch das Herz so hoch über die tausendfältigen Kleinigkeiten eines flüchtigen Lebens; wie fühlen wir uns so stark in unsrer Schwäche, so sicher unter allen Gefahren, wenn wir öffentlich und feyerlich unsre Abhängigkeit von einer höhern Regierung bekennen! Ich beklage daher das Land, dessen Tempel leer sind; ich habe Mitleiden mit dem, der, irre geführt von einer schiefen und unreifen Aufklärung, die religiösen Versammlungen für überflüßig, und die öffentliche Bekennung des Namens Christi für eine Thorheit hält. Sie haben ein Licht weniger, um ihnen die vielfältigen Abwege dieses Lebens zu zeigen und sind des Stabes beraubt, an dem ihre Väter, mit sicherm Schritte der Ewigkeit entgegen wanderten. Aber, während ich die Religions-Versammlungen von so vielen verlassen sahe, wünsche ich auch den öffentlichen Gottesdienst mit der ganzen Würde, Feierlichkeit und Wärme gehandhabt, welche dem Zwecke desselben angemessen und dem sinnlichen

Menschen wichtig sind. Unsre Tempel sollten Vorhöfe des Himmels seyn. Weit von ihnen sollte man die handswerksmäßige Lauigkeit und Eilfertigkeit verjagen, welche den religiösen Verhandlungen einen solchen Anstrich geben, als würden sie nur von Amtswegen vorgenommen. In unsern Tempeln sollte alles Hoheit und Geschmack anzeigen; da sollten wir nur die große und interessante Lehre hören, welche im Stande ist, den eingeschränkten und umnebelten Gesichtskreis zu erweitern, der Phantasie einen höhern und edlern Schwung zu geben, und die mächtigsten Stützen menschlicher Glückseligkeit, Hoffnung und Glaube, unerschütterlich fest in dem schwachen Herzen zu befestigen. Dann würde man gerne die irrdischen Angelegenheiten auf einige Augenblicke vergessen, und unsre Tempel würden voll seyn, wie es jetzt die Oerter der Belustigung sind.

Der, unter Helvetiens voriger Verfassung, regierende Statthalter Füßli, welcher seine Wohnung von Bern nach Zürich verlegt hatte, hatte uns zum Mittagsessen eingeladen; aber mit dem Zusatze, daß wir uns des Vormittags um 11 Uhr einfinden möchten, da sonst der Nachmittags-Gottesdienst über dem Essen versäumt werden würde. Unter andern Gästen trafen wir hier den Dichter Matthison, den wir vergeblich in Stuttgardt gesucht hatten, an. Ich erinnre mich, daß dieser beliebte Dichter das Ma-

rionettenspiel vertheidigte, weil es durchgängig amusirt, anstatt daß die gewöhnlichen Schauspiele das Lustige erst am Schlusse geben.

Nach dem Mittagessen, während die andächtige Welt wieder in den Kirchen war, ließen wir uns vom Lohnbedienten nach einigen von den berühmtesten Standpuncten führen, um doch noch einmal die Herrlichkeiten zu übersehen, welche wir mit dem folgenden Tage verlassen sollten. Später des Nachmittags besuchten wir den Pfarrer Geßner, dessen Frau mit ihrem Vater, Lavater, in Kopenhagen gewesen war, und die Wittwe des berühmten Idyllendichters Geßners. Sie zeigte uns viele von den eigenhändigen Landschafts-Gemälden ihres unsterblichen Mannes, welche zu den Idyllen gehören. Hier trafen wir einen Doctor Römer, welcher uns mit Passavant auf den herrlichen, von festlich gekleideten Menschen wogenden, Promenaden begleitete. Am folgenden Morgen besuchten wir die pestalozzische Schule, welche eine Junafrau Arter, mit der wir in Burgdorf die Methode studirten, zur Lehrerin hatte. Gegen Mittag reißten wir in Gesellschaft einer Wittwe nebst ihren zwei Kindern, über Baden, wo wir die warmen Bäder besahen, nach Lenzburg.

Frühe am folgenden Morgen kamen wir nach Arau, wo wir die Cantonal-Schule besuchen

wollten. Die Lehrer führten uns überall im Institute umher und zeigten uns die Arbeiten der Zöglinge; aber der Unterricht selbst war gerade für diesen Tag ausgesetzt; denn es war Huldigungstag, dessen Feierlichkeit wir beiwohnten. Wir giengen mit der Menge in die Hauptkirche, hörten daselbst eine scharfe Predigt, über die Heiligkeit des Eides, eine leidliche Musik, und sahen die neuen Gewaldten der angenommenen Constitution den Eid der Treue schwören. Der revolutionäre Dolder, Regierungs-Präsident des Canton Argau's, las eine Rede vor, deren Inhalt er wahrscheinlich nicht gehört wissen wollte; denn er murmelte so im Barte, daß man nichts von allem dem verstand, was er sagte.

Von der Kirche begab sich die Regierung, von jubelnden, murrenden und spottenden Schaaren begleitet, in Pontificalibus zum Paradeplatze, wo ein schönes und vollkommen armirtes Corps, bestehend aus den Zöglingen der Cantonal-Schule, und aus der waffenfähigen Jugend der Stadt, paradirte und manövrirte. Hier begegneten wir einen katholischen Prediger, Namens Kaiser, mit dem wir in Burgdorf studirt hatten. Er speiste bei uns zu Mittage, und darauf setzten wir die Reise fort.

Der neugeschaffene Canton Argau, in dem Arau die Hauptstadt ist, ist ein flaches und herrliches Land, reich an fetten Triften, Wein, Korn

und Wäldern. Vom Arfluß hat es seinen Namen. Das Schwefelbad zu Schinznach, dessen Quelle mitten im Flusse ist, wird sehr stark besucht. Argau lieferte der helvetischen Republik mehrere merkwürdige Revolutionsmänner, worunter Zimmermann der Ehrgeitzige, Rengger der Rechtschaffene, aber sich selbst täuschende Metaphysiker, der schlaue doppelzüngige Dolder, und Stapfer, der schlaue Priester, die ersten Rollen spielten.

Auf der großen und treflichen Chaussee fuhren wir längs dem Aarfluß, neben der wichtigen Grenzfestung Arburg, durchs Dorf Sur, wo ich Wallaton, einen Schüler von Pestalozzi, aufsuchte, nach Morgenthal, in dessen großem und wohleingerichtetem Gasthofe wir mit einer Familie von Lucern zu Abend speißten, welche mit zwei neuen Schülern auf dem Wege nach Burgdorf war.

Mit der aufgehenden Sonne machten wir uns am folgenden Morgen wieder auf den Weg, fuhren durch herrliche Gegenden und reiche Dörfer, und kamen gegen Mittag, nach einer beinahe 4 Wochen langen Abwesenheit, wieder in Burgdorf an.

Fünf und dreißigster Brief.

Mein letzter Auffenthalt in Burgdorf.

Sowohl in unserm Logis, als auf dem Schlosse wurden wir von Alten und Jungen mit gränzenloser Freude empfangen. Alle hießen uns willkommen mit einer Herzlichkeit, als wenn wir so viele Jahre als Tage abwesend gewesen wären. Im Institute waren merkliche Veränderungen vorgegangen: es hatte sehr viel durch eine verbesserte Organisation der Klassen, Stunden und Unterrichts-Gegenstände gewonnen; verschiedene wissenschaftliche Dinge wurden mit größerm Fleiße bearbeitet, der Gesang war kultivirter, die Disciplin strenger, die Anzahl der Zöglinge größer, als vorher. Burgdorf war noch immer, obgleich das Spätjahr heran rückte, der Vereinigungspunct von Reisenden, aus den entferntesten Gegenden. Von fremden Pestalozzianern waren verschiedene in unsrer Abwesenheit verschwunden, und andre an deren Stelle gekommen; unter denen zwei baiersche Pädagogen, der südpreussische Seminarii-Inspector Inziorovsky u. m. sich noch lange nach uns daselbst aufhielten.

Der Wachsthum des Instituts trug nichts dazu bei, um die ökonomische Lage Pestalozzis zu verbessern. Die Vortheile, welche er sich von dem ungemein starken Abgange seiner Elementarbücher verspro-

chen hatte, fielen, vermittelst schlauer Buchhändler-Speculationen, nicht in seine Tasche. Die öffentliche Unterstützung, um die er so oft angesucht hatte, wurde immer zweifelhafter, und es lag offenbar im Plane der Berner Regierung, das Institut unter seiner eignen Bürde sinken zu lassen. So ganz passiv, als man in Absicht auf Pestalozzi in der Hauptstadt zu seyn schien, war man bei weitem nicht. Der starke Zusammenfluß vieler Fremden in Burgdorf, die Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche man in der Nähe und Ferne für die Methode an den Tag legte, konnte nicht anders als Aufsicht erregen. Man suchte, auf eine constitutionsmäßige Art, Pestalozzi vom Schlosse in Burgdorf zu entfernen, weil man wußte, daß diese Verlegung dem Institute den letzten Stoß geben würde, wenn man auch dadurch nicht der Ausbreitung der Methode Gränzen setzen konnte. Burgdorf wurde nemlich wieder zu einer Municipalitätsstadt erhoben und das Schloß dem Oberamtmanne (er wurde den 16ten Septb. feierlich eingesetzt) zur Wohnung angewiesen. Die vereinigte Vorstellung von Burgdorfs sämmtlichen Bürgern, über den Verlust der Stadt bei der Verlegung des Instituts, half nichts. Es sollte bei jener Resolution bleiben. Pestalozzi reißte im Jahre 1804 von Burgdorf nach München-Buchsee, einem andern Schlosse im Canton Bern; jetzt aber wohnt er ausserhalb den

Gränzen dieses Landes, nemlich in Yverdun, im Canton Leman. (Pays de Vaud).

Mit verdoppeltem Fleiße nahmen wir nun wieder die Methode vor; ununterbrochen und regelmäßig besuchten wir das Institut, um durch Lernen und Unterrichten das einzuholen, was wir vielleicht auf der Reise versäumt haben könnten. Wir nahmen täglich zu an Einsicht im Wesen der Methode, an Ueberzeugung von ihrem Werthe, an Fertigkeit in ihrer Anwendung. Das Band, welches uns mit Pestalozzi, mit seinem ganzen Hause, und mit allen denen, welche ein gemeinschaftliches Interesse um ihn her versammelt hatte, verknüpfte, wurde täglich fester. Kein Umkreis schien mir so entzückend, als der, den ich von Pestalozzis hoher Burg überschauen konnte; kein Wald gab mir so kühlen Schatten, als der Burgdorfsche, kein Fluß so erquickendes Wasser, als der Emmenfluß. Alles zog mich um so viel näher an, je mehr die bange Ahndung meiner nahen bevorstehenden Trennung von Burgdorf und der Schweitz mir den Genuß verbitterte. Wie sehr ich mich auch bemühte, diese Ahndung durch zerstreuende Beschäftigungen zu verjagen, so wurde dieselbe doch bald zum lebhaften Gedanken, mit dem ich vertraut zu werden suchen mußte.

Der Sommer war beinahe verschwunden, die Fluren waren entkleidet, die Blätter der Bäume und

die Blumen der Wiesen fiengen an zu welken; die meisten Fremden schickten sich dazu an, die Schweitz zu verlassen — Erinnerungen genug für uns, daß auch wir nicht länger hieselbst eine bleibende Stätte haben konnten, besonders da man in Dännemark mit unsrer Rückkehr eilte und Pestalozzi uns reif dazu fand. Härter war mir nie ein Kampf, zwischen Neigung und Pflicht, größer noch keines meiner Opfer, als da ich mich von allem dem losreißen mußte, was mir in der Schweitz so unaussprechlich lieb und theuer war. Sollte ich nicht hin zu dir geliebtes Vaterland! und zu allem dem, was mit diesem lieblichen Namen in Verbindung steht, hätte ich nicht so viel von der Schuld abzutragen, in welcher ich bei dir stehe: ich wäre ein Schweitzer, und als ein solcher unendlich glücklicher geworden, als der, welcher so manchen Schweitzer hinaus trieb über die majestätischen Gebirge der geliebten Heimath.

Damit die Neigung uns nicht verleiten sollte, die Erfüllung einer schweren Pflicht gar zu lange auszusetzen, so setzten wir den 22sten Septbr. zur Abreise fest, und schrieben nach Kopenhagen diesem Entschlusse gemäß. Alle meine Beschäftigungen standen nun in Verbindung mit der Abreise, der Gedanke an die Trennung von der Schweitz, war der herrschende in meiner Seele. Ich zählte meine Tage, und hatte dabei Veranlassung genug, die ewige

Güte anzubeten, welche sonst den Sterblichen verborgen hat, was zukünftig ist. Eine stille Wehmuth begleitete mich nach allen meinen Lieblingsörtern und Freunden in der umliegenden Gegend. Ich suchte Gesellschaft, aber ich fand keine Unterhaltung, ich sah die Reitze der Thäler und die Pracht der Berge, aber dieses alles entzückte mich nicht mehr. Schwarze Bilder der Zukunft verfolgten mich allenthalben, nirgends fand ich Ruhe.

Am Tage vor unsrer Abreise hatte Pestalozzi Fremde zu Mittage eingeladen. „Wollen doch noch n'mal lustig mit n'ander seyn", sagte er; aber theuerster Vater Pestalozzi! wo ist die Freude, welche den Eingang zu meiner Seele finden kann? Wohin das Auge sich wendete, begegnete es einen geliebten Gegenstand, den ich nun auf ewig verlassen sollte. Nach Tische gab man Concert; aber ich eilte hinweg von Musik und Gesang und fand es erträglicher allein zu seyn.

Des Abends kam Pestalozzi mit seinen Lehrern und den Fremden, welche noch länger in Burgdorf bleiben sollten, in unser Logis, um, wie sie sagten, uns den letzten Abend zu verkürzen. Sie brachten Violinen, Flöten und allerlei Instrumente mit sich, um alle Bekümmernisse weit von uns weg zu spielen; aber mit allen diesen wollte die entflohene Freude nicht in unsern Kreis zurückkehren. Gegen Mitternacht giengen sie nach dem Schlosse, und wir zur Ruhe.

Stille Nacht! die du doch sonst dem Schwachen Stärke und dem Müden Ruhe giebst, die du doch sonst so manche stille Thräne trocknest und so viele Bekümmernisse der Tage auf einige Stunden vergessen machst, vergebenst lagertest du dich um meine Ruhestätte, vergebens luden deine Schatten die müden Augen zum Schlummer ein. Hätte ich, begünstigt durch deine Finsterniß, die Hand zu einer Freveltat ausgestreckt, ich würde nicht unruhiger im Innern dabei haben seyn können, als ich bei dem Gedanken war: diese Nacht ist die letzte! Wiederhole dir, meine Seele, einige von den wehmuthsvollen Erinnerungen, welche diesen Gedanken begleiteten, und laß das Andenken an jene Nacht den Werth der Dinge erhöhen, deren Verlust du betrauertest.

Kein Misgeschick, welches im dunkeln Hintergrunde der Zeit etwa auf mich lauern könnte, schien mir härter zu seyn, als der Gedanke: diese Nacht ist die letzte! Was waren die süßesten Reminiscenzen meines goldnen Knabenalters in Vergleichung mit den Tagen, welche sich, mit dem Verschwinden jener Nacht, aus der Reihe der Wirklichkeit verloren. Was würde ich nicht alles aufgeopfert, vermißt und geduldet haben, wenn ich dadurch diese Tage, mit allen ihren Auftritten und Freuden, aufs Neue hätte ins Daseyn zurückrufen können. Wie glücklich warst du, dachte ich bei mir selbst, als du unabhängig und frey

über Berge und Thäler dahinliefest, da jener Wald dir Schatten, jene Quelle Erquickung dir gab; und was behälst du zurück, wenn du keine Schweitz, kein Burgdorf und keinen Pestalozzi mehr hast? Schon die Trennung von ihm mußte das Herz schwer verwunden, aber die Trennung von ihm und von seinem ganzen Hause, von Burgdorf und von der Schweitz konnte nicht anders, als das Herz zermalmen. Unvergeßliche, selige Zeit! warum sollte auch die Wirklichkeit so bald und so grausam deinen tausendfältigen Zauber zerstöhren? Warum müssen wir so oft, auf Kosten unsrer Ruhe und Zufriedenheit, die alte Sage bestätigt finden, daß alles unter der Sonne eitel ist.

Indessen rückte der traurige Tag heran, der das liebliche Band zerreißen solte, welches Zeit, Neigung und warme Freundschaft geflochten hatte. Während der Reisewagen bepackt wurde, waren wir auf dem Schloße um Abschied zu nehmen. Wir fanden alle beym Frühstücke; jedes frohe Gesicht wurde ernsthaft, als wir in Reisekleidern in die Stube hinein traten. Wie von tausend Dolchen durchbohrt, eilte ich zurück in den Schloßhof, um frische Luft zu schöpfen. Eine sanfte Hand legte sich auf meine Schulter, eine zärtliche und väterliche Stimme fragte: Sind wir Euch denn so lieb? Es war Pestalozzi! Ein Strom von Thränen — Thränen, welche selbst

der Leichtsinn respectirt, und deren auch der festeste Mann sich nicht zu schämen hat, erstikten meine Stimme, und thaten doch dem beklemmten Herzen so wohl. „Kommt, sprach er, ich nehme Abschied für Euch“. Ich folgte ihm ohne Einwendung nach meinem Logis.

Schon hielt der Wagen vor der Thüre, und viele unsrer Freunde hatten sich um denselben her versammelt, um uns das letzte Lebewohl zu sagen. Mit stiller Wehmuth empfieng ich manchen Souvenir, der mir eben so lieb ist, als die Reliquie den Mönchen. Auf unser ausdrückliches Verlangen verschonte man uns mit den Begleitungsreisen, welche im Burgdorf Mode geworden waren. Nur Pestalozzi und verschiedene Freunde giengen mit uns bis vors Thor der Stadt. Hier sprang ich in den Wagen, dessen schnelle Fahrt die Zurückbleibenden bald aus meinen Augen entzog. — Ja, gewiß aus den Augen; aber nie, nie aus dem Sinne. Mögen Meere und Königreiche mich von ihnen trennen — mein Herz soll ihnen immerdar nahe seyn.

Sechs und dreysigster Brief.

Die Reise nach Strasburg.

In tiefe Wehmuth hingesunken und von entsetzlichen Kopfschmerzen gepeinigt kam ich, nachdem ich in

Kilch-

Kilchberg von der Familie Tschanz Abschied genommen hatte, nach Solothurn. Wie viele theure Erinnerungen banden mich nicht auch hier an manchen geliebten Freund, an manchen Lieblingsort in der Gegend. Es war ja hier, wo ich in Kirchen und Klöstern, auf dem Weissenstein und in Voitels Hause, so viele frohe Stunden verlebt hatte. Alle Qualen der Trennung stürmten mit erneuerten Kräften auf mich los. Nach einem zweystündigen Auffenthalte bey Pfeiffer setzten wir die Reise nach Ballfall fort.

Hier war es, wo uns die Passage über den Hauenstein in der Jurakette bevorstand. Frühe am folgenden Morgen marschirten wir den Berg hinan, und ließen den Wagen hinterher fahren. Auf dieser letzten Bergpassage befand ich mich ganz in der nehmlichen Stimmung, in welcher Reichard war, als er sagte: „O ihr Freuden der Erinnerung, süßer „Nachhall des Reisens! Euer wohlthätiger Zauber „versetzt mich noch einmal unter Giornicos Lauben und in die Rosmariengebüsche am Tessino*), „wenn er, nicht mehr in Schaum und Wasserstaub „aufgelöset, sanft neben dem Wanderer hingleitet“. Ich sah mich zum letzten Mahl von einer Natur umgeben, auf der es sich anwenden läßt, was Bonstetten von St. Gotthard sagt: „Ueberall thür-

*) vorhin erwähnte Oerter.

„men sich alternde Berg-Pyramiden, wo Donner „Schnee und Nebel in Ungewittern wandeln, wo die „Natur erstikt, und nichts sich regt als Stürme und „Tod und fallende Ruinen".

Gegen Mittag hatten wir den Hauenstein im Rücken. Mit schneller Fahrt rollten wir durch muntre Dörfer und lächelnde Gegenden, und kamen des Nachmittags nach Basel. In dem Gasthofe der 3 Könige sammelten sich eine Menge dienstbare Geister um uns her. Um sie nicht in ihren Erwartungen zu täuschen, sagten wir ihnen gleich nach unsrer Ankunft, daß wir nur Kaffee und Vorspannspferde wünschten, und gleich die Reise fortsetzen wollten. Hier ließen wir unsern Burgdorfschen Kutscher zurück, gaben ihm einige Briefe und tausend Grüße auf den Weg mit, und verließen Basel.

Lange uneins mit uns selbst, ob wir von hier nach Strasburg an dem rechten oder linken Rheinufer passiren sollten, welches in Absicht der Zeit und des Geldes auf eins hinaus läuft, beschlossen wir auf deutschen Gebiete zu bleiben, um das unaufhörliche Visitiren der Franzosen, welches besonders in Elsas den Reisenden sehr beschwerlich seyn soll, zu entgehen. Mit zwei starken und muthigen Pferden aus Basel, jagten wir mit sausender Fahrt über die helvetische Gränze, und kamen also viel schneller zur

Republik hinaus, als wir hinein gekommen waren.*) Dankbar sah ich nach dem Lande zurück, welches meinem Herzen so theuer war, und von dem ich nun mit jedem Augenblicke weiter entfernt wurde. Gegen Abend kamen wir auf der Station Kaltenherberge an, wo wir einen Kurfürstlich Badenschen Postillion bekamen, welcher uns noch am nehmlichen Abende nach Mühlheim brachte. Hier trafen wir mit der Deligence von Strasburg zusammen. Die Passagiere waren beyderley Geschlechts, verschieden in Absicht der Nation, des Standes und des Glaubens. In dieser gemischten Gesellschaft hatte ich einen recht vergnügten Abend.

Ich glaube, daß man in keiner Lage des Lebens geneigter ist, sich den Menschen, mit denen der Zufall einen zusammenführt, anzuschließen, als auf Reisen. Man hört so gerne die Abendtheuer und Anecdoten von Andern, man macht so gern ihre Beobachtungen und Erfahrungen zu den seinigen, man späht so gerne den Zweck, Plan und die Art ihrer Reise aus. Um diese Neigung zu befriedigen, setzt man gern alle politische und religiöse Vorurtheile, welche im häuslichen, conventionellen und bürgerlichen Leben so sehr viel Gewicht haben, zur Seite. Reisende, welche sich auf der Landstraße oder in den Wirthshäusern begegnen, fühlen es gleichsam bey sich selbst,

*) Siehe die Reise von Stuttgard nach Schafhausen.

daß sie alle eines und desselben Ranges sind, sie sind Fremde: sie fühlen es, daß sie alle einen und den nehmlichen Beruf haben, sie sollen reisen. Hier realisirt sich das Gleichheits System von selbst; man sieht in jedem Menschen einen Freund und Bruder. Ohngefähr so dachte auch Reichard, als er dem Reisen folgende Lobrede hielt:

„Dürfte ich mir einen Stand wählen, so wäre „es der Stand des Reisenden, und wünschte „ich zu einem Volke zu gehören, so wäre es zum „Volke der Fremden. Wo ist unter allen Stän„den unterm Monde einer, welcher Ehre, Gesund„heit, Gleichheit und stete Neuheit, die Seele des „Vergnügens, in dem Grade vereinigt, und von den „zahllosen Peinigern des einheimischen Lebens; den „Rücksichten und Verhältnissen, so frey ist, wie dies„ser? — Es ist ein Fremder! — Diese ma„gischen Worte entschuldigen so Manches, was bey „dem Einheimischen nicht entschuldigt wird, und öff„nen manche Thüre, die jenem verschlossen bleibt."

Am folgenden Morgen kamen wir über die Station Krotzingen nach Freyburg, der Hauptstadt im Vorderöstreichischen Breisgau, dem Herzoge von Modena vormals angehörig. Schon von weitem sieht man den prächtigen Münsterthurm, welcher die Domkirche ziert. Die entzückende Lage der Stadt, auf einer äußerst fruchtbaren und unermeßli-

den Ebene, begränzt von den vogesischen und den Schwarzwalds Gebirgen, ihre herrlichen Alleen und Promenaden, breite Straßen und große Plätze fallen gleich in die Augen. Hier ist eine Universität, eine Bibliothek und ein Naturalienkabinett. Wir wechselten hier nur Pferde. Während dem wurden wir von einer sehr gesprächigen Wirthin unterhalten. Sie führte uns in ihrem ganzen Hause umher, und zeigte uns Sammlungen von Gemählden und Kupferstichen, welche, ihrer Meinung nach, nicht ihres Gleichen im ganzen Breisgau hatten.

Auf der vortreflichsten Chaussee, die man sich denken kann, in einem Kreise von lauter singenden und tanzenden jungen Bauersleuten beyderley Geschlechts, welche die reichen Schätze der Erde einsammelten, in einem Labyrinthe von goldnen Aeckern, weinreichen Anhöhen und prächtigen Wäldern, reisten wir, über die Stationen Emmendingen, Kenzingen, Friesenheim, Oerter, bekannt durch Turennes Feldzug, und durch die vielen Gefechte, welche 1796 in dieser Gegend vorfielen, nach Offenburg. Man rühmt den hiesigen Zellerwein, und die Aussicht nach Straßburg. Die Stadt ist mit den herrlichsten Alleen umgeben. Wir kamen erst nach Mitternacht hier an.

Nach einen Paar Ruhestunden reisten wir weiter. Es war ein schöner, aber kalter Herbstmorgen.

Rings um uns her athmete alles Wohlstand, Zufriedenheit und Geschäftigkeit. Ich pries den Fürsten glücklich, welcher ein so gesegnetes Land beherrschte, und freute mich mit dem Volke, welches sich, unter der väterlichen Regierung eines Carl Friedrichs, Kurfürsten von Baden, so frey, so glücklich und so groß fühlt. Wir hatten die große Chaussee verlassen und befanden uns auf einer Seitentour nach Kehl. Diese Stadt, von der im Revolutionskriege beinahe kein Stein auf dem andern blieb, war größtentheils schon wieder aus der Asche auferstanden. In einem von den hiesigen Gasthöfen gaben wir unsern Wagen und unser Gepäcke in Verwahrung, kleideten uns um und spazierten nach — Strasburg. Da die Tour sehr kurz und der Morgen ausserordentlich reitzend war, so war das Gehen eine angenehme Veränderung für uns. Zugleich hatten wir den Vortheil davon, daß unsre Sachen ruhig und unangetastet stehen konnten, statt daß, wenn wir dieselben mit über die Gränzen genommen hätten, kein Stück auf dem andern geblieben wäre.

Gleich ausserhalb der Stadt kamen wir auf die lange, lange Rheinbrücke, an deren einem Ende eine badensche, und am andern eine französische Wache stand. Hörbar pochte mir das Herz beym Anblicke des göttlichen Flusses, von tausend wehmüthigen Erinnerungen bestürmet, stand ich lange da und sah dem

schnellen Laufe desselben zu. In Graubünden, dachte ich, sah ich dich in deiner Geburt; als ein schmeichelndes Kind liefst du ganze Tage mit zur Seite; in Via mala bewunderte ich deinen Kampf mit jenen Felsen, welche deinen Lauf zu hemmen sich erkühnten; in Schafhausen zitterte ich bei deinem erderschütternden Falle; in Basel entzückte mich dein männlicher und fester Gang zwischen traubenreichen Ufern, und hier zeigst du dich in einer Größe, welche Matthison singen machte: „der deutschen Flüsse König bist du, Rhein“ *).

Während ich in diesen Betrachtungen vertieft da stand und in die Wogen des pfeilschnellen Flusses hinein schaute, hörte ich, daß man sowohl am rechten, als am linken Rheinufer, nemlich in Deutschland und in Frankreich, zur Kirche läutete, und erinnerte mich dabei, daß es Sonntag sey. Es war am 25sten Septbr. Dieses brachte mich auf andre Gedanken. Wie, sagte ich zu mir selbst, du stehst in der Mitte von zwei mächtigen Ländern. In dem einem spricht man deutsch, und in dem andern französisch, auf der einen Seite ist man protestantisch, und auf der andern katholisch. Und in diesen verschiedenen Ländern will man, zu einer und derselben Zeit, einen und denselben Gott anbeten. Und dieser Gott, den diese verschiedenen Länder in verschiedenen Sprachen und

*) Siehe dessen Gesang: Der Genfer-See.

durch verschiedene Ceremonien verehren wollen: er höret Aller Ruf, Alle nennen ihn Vater. Sind denn die Bewohner dieser beiden Länder Kinder eines Vaters, ist ein und derselbe Erdball ihre Wohnung, ein und derselbe Himmel ihr Obdach, gehen sie alle einerlei Weg durchs Leben, haben sie alle einerlei Hofnung nach dem Tode: Warum waren sie denn seit so langer Zeit die bittersten Feinde? Woher denn die blutigen Zänkereyen um eine Handbreit Landes mehr oder weniger? Woher das Morden und Brennen, die Verheerung und der Jammer, der noch vor kurzen diese Gegenden befleckte? Krieg schien mir in jenem Augenblicke ein Ungeheuer; Nationalhaß und National-Verachtung ein Unding. Friede war mir das erste Gebot eines gemeinschaftlichen Vaters; Bruderſinn und allgemeine Harmonie die Gottheit, welche den Vorsitz auf Erden haben sollte.

Die französische Schildwache hielt uns vermuthlich nicht für Fremde; denn sie ließ uns ungehindert in die Republik hinein marschiren. Von der Rheinbrücke kamen wir bald unter die weitläuftigen Festungswerke der Stadt, nachher zum Thore mit der Ueberschrift: la loi, (wie doch die Franzosen mit Worten von Gewicht um sich her werfen)! und endlich in die Stadt selbst. Glänzende Krambuden und Kaffeehäuser, prächtige Gebäude und Equipagen,

das Geräusche und Wogen auf den Straßen, verrieth uns gleich das große und volkreiche Strasburg.

Wir begaben uns gleich ins Münster; so nennt man die Cathedralkirche, welche als das bewundernswürdigste Monument menschlicher Stärke und Beharrlichkeit angesehen wird. Schüchtern lief das Auge in diesem ungeheuer großen, finstern Tempel umher. Unter den zahllosen Pfeilern, Gemälden, Zierrathen und Figuren fand ich keinen einzigen angenehmen Gegenstand. Ich merkte gleich, daß es, um alles Stück für Stück zu besehen, viele Tage erfordern würde, und hielt mich blos an das, was in der Kirche vorgenommen wurde. In der einen Ecke wurde gepredigt, in der andern las man Messe, hier theilte man das Sacrament aus, dort verließ man die Sünden. Bei meiner Umwandrung in der Kirche traf ich Leute, von denen einige Früchte und andre Galanteriewaaren feil boten, bald stieß ich auf eine Gruppe von lauten Franzosen, welche im hitzigen Gespräche begriffen waren, bald begegnete mir ein Trupp von jungen Herren, welche, mit den Hüten auf den Köpfen, in den Gängen umher promenirten. Freilich ist hier Platz genug zu allem diesem, dachte ich bei mir selbst; aber hier sollte doch nur ein Bethaus, und keine Krambude oder Promenadeplatz seyn.

Wir verließen die Kirche und giengen nach der Wachtparade. Die hinreißendste Kriegsmusik, welche ich jemals gehört habe, kitzelte hier mein Ohr. Mein Auge konnte es nicht satt werden, das Militär zu besehen. Die Leichtigkeit in der Bewegung, das Leben in allen Gesichtern, die geschmackvolle Uniform, und noch vieles andere, dessen ich mich aber jetzt nicht erinnre, machte es mir begreiflich, warum der französische Soldat so unüberwindlich im Felde, und seines Sieges so gewiß beym schönen Geschlechte ist.

Bei der Wachtparade trafen wir einen dicken und verfressenen Bayer, den wir schon in Bern gesehen hatten. Er empfahl uns das Hotel la maison rouge, als das beste. Die Bewirthung war hier vortreflich, die Tischgesellschaft zahlreich und munter. Mein guter Genius wieß mir einen Platz bei Tische zwischen zwei Studenten von Stuttgard an. Da ich in dieser Stadt wohl bekannt war, so hatte ich nach vielem zu fragen. In der Fortsetzung des Gesprächs zeigte es sich, daß ich zwischen zwei Schweizern saß: der eine war ein Lausanner, und der andre ein Burgdorfer. Was war Strasburg, ja Frankreich selbst gegen den Gedanken an dich, himmlische Schweitz! Ich saß zwischen zweien deiner Söhne, die ich vom Augenblicke an für meine Freunde hielt. Schnell, aus Burgdorf, konnte nicht genug nach seiner Familie, seinen Brkannten u. s. w. fragen;

und ich wurde des Antwortens nie müde. Wir versprachen uns in Strasburg zusammen zu halten; wir giengen auf den Promenaden und in den Kaffeehäusern, in den Kirchen und Schauspielhäusern herum, und verweilten beym Gedanken an die Schweitz, Lausanne und Burgdorf bis spät nach Mitternacht. Meine besten Wünsche begleiteten diese Schweitzer den folgenden Morgen nach Stuttgard.

Ströhm und ich besuchten die deutsch-lutherische Schule, welche einen würdigen alten Mann zum Lehrer, und seinen Sohn zum Gehülfen hatte. Unter den Uebungen, die angestellt wurden, fand ich das Lesen der Kinder im Takte besonders merkwürdig. Alle lasen auf einmal, wie aus einem Munde mit Ausdruck, Fertigkeit und Pünktlichkeit. Zwei von den Vorstehern dieser Schule, der Herr Professor und Pastor Bleffig, und sein College empfiengen uns hier. Der erste schenkte mir sein Lesebuch, zur ersten Bildung der Jugend in niedern Schulen, und seine Sammlung von Beispielen des Guten; er begleitete uns nachher zur Bibliothek im Bischöflichen Pallaste, zu einigen Naturalien- und Kunstkabinetten und bewieß uns viele Aufmerksamkeit und Theilnahme. Die pestalozzische Methode interessirte ihn so sehr, daß er die Sendung zweier Schulleute nach Burgdorf zu veranlassen suchen wollte.

Als wir ins Logis zurück kamen, fanden wir, o Freude über Freude! wir fanden Plamann aus Berlin. Zwölf Tage vor unsrer Abreise hatte er Burgdorf verlassen, und sich seitdem unter den romantischen Bergen des helvetischen Münsterthals aufgehalten. Wir wurden darüber einig bis Darmstadt zusammen zu reisen. Er begleitete uns nach einigen Kirchen hin. In der St. Thomaskirche sahen wir das berühmte Meisterstück von Pigal: das Monument des Grafen Moritz's, Marschall von Sachsen. Dieses große und vortreffliche, aus Marmor gehauene, Werk, wird also beschrieben:

„Der Held, in kriegerischer Rüstung, mit von „Lorbeeren umwundenen Scheitel und mit dem Com„mandostab in der Hand, steigt ruhig in den zu sei„nen Füssen geöffneten Sarg, während Gallia „weinend, in verzweifelter Stellung, ihn mit der „rechten Hand zurück zu halten, und mit der linken „den Tod, dessen Gerippe, im Leichentuche einge„hüllt, den Deckel öffnet, weg zu stoßen sucht. Auf „der andern Seite der Hauptfigur sieht man einen „flüchtenden Adler, einen weichenden Löwen und un„ten, am andern Ende des Sargs, gerade dem To„de gegenüber, den betrübten Herkules, sich auf „seine Keule stützend; hinter dem Helde, etwas zur

„Linken, steht ein Genius mit umgewandter „Fackel“.

Wer hat nicht vom Strasburger Münsterthurm gehört oder gelesen? Er wird ja als das Wunder der Erde, als die größte Geburt der menschlichen Kraft-Aeußerung, als der Triumph der Baukunst vorgestellt. Schon lange hatte ich nach diesen ungeheuern Kolloß hinauf gesehen, ich mußte doch auch einmal von demselben herab sehen. Die ganze Welt sagt: dieser Thurm ist hoch, höher, als alles, was Menschenhände hervorgebracht haben; aber der Anblick dieser Höhe frappirte mich nicht, denn ich hatte die unendlich höhern Schweitzeralpen gesehen.

Gleich nach dem Mittagsessen, und folglich zu einer für eine solche Excursion sehr unpassenden Zeit, begaben wir uns mit Plamann auf die Reise hinauf zum Thurme. Nach einigem Steigen auf den breiten und gemächlichen Treppen, kamen wir in ein kleines Zimmer, wo wir die Entreekarte und einen Führer erhielten. Wir stiegen nun immer höher, und kamen über zwei Stationen, nemlich die Rose, wo man allerlei Inschriften gewahr wird, und dem Gitter, wo die silberne Glocke und andre große Glocken hängen, hinauf zur Platteforme, wo die Wächter residiren. Von hier bis zur Thurmspitze ist es gerade noch eben so hoch, als es tief bis zum Pflaster ist. Von hier werden die Treppen schmäler,

das Steigen beschwerlicher, die Gefahr größer. Wir blieben auf halbem Wege stehen, waren also nicht höher, als bis zur Platteforme, welches ohne Zweifel der herrlichste Saal auf Erden ist. Die Aussicht ist unermeßlich, unbeschreiblich und entschädigt reichlich für einige beschwerliche Stunden und müde Glieder. Strasburgs stolze Paläste und hohe Thürme gleichen hier Kartenhäusern, auf den Straßen scheinen Mücken zu wogen. Elsaß, Baden, Breisgau, diese unabsehliche Fläche, umgränzt von Lothringens und den Schwarzwalds-Gebirgen, durchschnitten vom Rheine, bestreut mit zahllosen Dörfern, Wäldern, Schlössern und Ruinen, alles dieß liegt vor dem Auge ausgebreitet da. Am längsten starrte ich nach der Gegend hin, wo die Alpen sich zeigen sollten; aber, ach! Strasburg ist ja weit von den Alpen.

Sieben und dreißigster Brief.

Mannheim. Heidelberg. Darmstadt.

Es war schon gegen Abend, als wir in unser Logis zurück kamen. Wir genossen einige Erfrischungen und giengen zurück nach Kehl. Lebe wohl, o Rhein! In Maynz sehen wir uns wieder. Während wir in Kehl alles zur Abreise anschickten, gab Plamann sein Gepäcke auf die Post in Strasburg und nahm

Platz in unserm Wagen. Wir reisten die ganze Nacht auf badenschem Gebiete, über die Stationen Bischofsheim, wo der Postmeister unter dem Commando einer herrschsüchtigen Frau seufzte; Stollhofen, in der Nähe von Sosbach, berühmt durch Turennes Tod, den 27sten July 1675; Rastadt, wo der Congres 1798 gehalten, und die Französischen Deputirten ermordet wurden, und kamen bei Anbruch des Tages nach Carlsruhe, wo der Senior aller deutschen Fürsten, der verehrungswürdige Carl Friedrich von Baden seine Residenz hat. Die Königlich Schwedische Herrschaft war hier zur selbigen Zeit. Wir besahen nur das Auswendige des weitläuftigen Schlosses und die merkwürdigsten Gebäude der Stadt, und setzten nach einem Auffenthalte von zwei Stunden die Reise fort.

Auf der gesegnetesten Ebene und der herrlichsten Chaussee, die man sich nur denken kann, rollten wir, über goldne Aecker und lächelnde Wiesen, neben fallenden Ruinen und durch wohlhabende Dörfer, nach Schwetzingen. Unterwegs sahen wir den ehrwürdigen Dom von Speyer. Von dem Kurfürstlichen Garten in Schwetzingen sagt man, daß er nicht seines Gleichen habe, und daß er der Anfang und das Ende aller Pracht und Zauberey sey. Ich habe auch nirgends einen solchen Garten gefunden; allein die Kunst hat alles, die Natur nichts gethan. Die

Hügel des Gartens sind aufgeworfen, die Gewässer herbei geführt. Die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind folgende: die türkischen Boskette, die Moskee, das Grab des Ninus, der Apollo-Tempel, das Marmorbad, das Fresko-Gemälde, ein optischer Betrug, die Statue des Feuers und seine Grotte, der Tempel der Botanik, der Obelisk ꝛc. Mit jenem optischen Betruge meint man die Ruinen der Tempel, Thürme und Mauern, wo die Kunst die Zerstöhrungen der Zeit meisterlich nachgeahmt hat. Alle diese Anlagen sind bei weitem nicht auf einander gehäuft, sondern haben Platz genug; denn der Garten ist sehr groß, reich an Abwechslungen, an reizenden, romantischen und melancholischen Parthien. Um 6 Uhr des Abends kamen wir nach Mannheim.

Das hiesige Theater, Ifflands vieljähriger Wirkungskreis, ist den Fremden besonders wichtig. Wir besuchten es auch gleich nach unsrer Ankunft. Wie alle öffentliche Gebäude der Stadt, ist auch das Schauspielhaus, von aussen und innen, groß, solid und prächtig. Die Vorstellung, Decoration und Musik schienen mir so befriedigend, daß ich in der ersten Begeisterung dieses Theater für das beste hielt, welches ich in Deutschland gesehen hatte; aber kunstverständige Richter, mit denen ich des Abends zu Tische saß, sagten, daß ich irrte.

Frühe

Frühe am folgenden Morgen verließen wir unser Logis im Pfalzerhof, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. In der Stadt selbst kann man sich, ihrer beträchtlichen Größe ungeachtet, leicht orientiren; denn alle Straßen sind schnurgerade, und das eine Viertel der Stadt eben so, als das andre. Die Straßen sind alle breit, die Plätze groß, die Häuser sauber, die öffentlichen Gebäude und Kirchen prächtig. Nahe vor der Stadt vereinigt sich der Neckarfluß mit dem Rhein. Die Natur scheint diese Ebene zu einem Tanzplatze bestimmt zu haben, aber im Revolutionskriege 1795 wurde sie in ein Kriegstheater verwandelt. Reichard sagt: „einen eignen traurigen Anblick gewähren die gesprengten Wälle, die halbverschütteten Gräben, und die schönen, von Trümmern umringten Stadtthore, die so verwayset da stehen".

Von einem sehr artigen Manne begleitet, welcher Inspecteur übers Demolitionswesen war, und an den Plamann Addresse hatte, besahen wir das entsetzlich weitläuftige, nur in der Carnevallszeit bewohnte Kurfürstlichbadensche Residenzschloß. Die Königlich Schwedischen und Kurfürstlichen Säle waren sehr groß und prachtig, die Meublirung reich und geschmackvoll. Die Bildergallerie, welche bei Mannheims Uebergang von Bayern an Baden, sehr

viele vortrefliche Sachen verloren haben soll, hält man, nächst der Münchener, Dresdener und Düsseldorfer, für die sehenswürdigste in Deutschland. Wir hatten nur Zeit, die Säle durchzulaufen, in denen man sie sieht.

Des Abends waren wir beym Vauxhall, ausserhalb der Stadt, in einem englischen Garten. Mannheims schöne Töchter streiften hier in verführerischer Hülle umher. Man tanzte in prächtig erleuchteten Sälen. Musik und Bewirthung waren vortreflich, die Gesellschaft, in der sich auch zwei Prinzen befanden, war zahlreich und munter. Den folgenden Morgen verließ ich Mannheim und kam gegen Mittag nach Heidelberg.

Auf der Ausreise sah ich Heidelberg vom Monde, jetzt von der Sonne erleuchtet. Das erste Mahl erschreckte, jetzt entzückte mich diese malerische Stadt. Sie liegt längs dem Neckarflusse, im Schooße des Seegens und üppiger Fülle, unter hohen Bergen, deren Fuß traubenreiche Reben begränzen und auf deren Gipfel majestätische Wälder wogen. Vergebens sucht das Auge diese Gruppen und Parthien zu einem Ganzen zusammen zu setzen, vergebens sucht man das auszudrücken, was man sieht; man verliert sich im Anschauen. Unsre erste Tour gieng hinauf zu den Ruinen des, gleichsam über der Stadt schwebenden, merkwürdigen Schlosses, wo man die aus-

gedehnteste, entzückendste Aussicht hat. Der schnekkenförmige Fluß, (der Neckar) die gesegnete, mit zahllosen Dörfern und Städten besäete Ebene, das liebliche Neckarthal, die sanften Hügel, die hohen Berge — kurz das Ganze stellt das unnachahmlichste Gemälde dar. „Der Anblick der Ruinen des Schlosses und Gartens von Heidelberg erzeugt schwermüthige Empfindungen, sagt Frau von la Roche. Die große Schönheit der Natur bei Ueberresten von alter deutscher Fürstenpracht, durch die Wuth des Krieges zerstört, das durch die fürchterlichste Gewalt abgerissene, in die Graben gestürzte Stück des Thurms, der in seinen Trümmern noch die Idee von Macht giebt, und Ehrfurcht vor seinem Erbauer einflößt — die feierliche, tiefe Stille im Schloßhofe — die Bildsäulen der alten Pfalzgrafen und Kurfürsten an der Vorderseite des Schlosses, theils noch ganz, theils zerstümmelt, die Reste des Rittersaals, vom Blitze verzehrt, — die Granitsäulen, welche ehemals einen Theil des kaiserlichen Pallastes zu Ingelheim, ohnweit Mainz, stützen halfen, und jetzt das schlechte Dach des zerfallenen Ziehbrunnens im Schloßhofe zu Heidelberg tragen. — Alles dieses, bis auf den Platz, wo ehemals die Orangerie stand, wegen welcher das erste Gewächshaus in Europa gebaut wurde, alles dieses erweckt in dem Betrachter Gedanken an

die Unbeständigkeit des Glücks, und den Wechsel menschlicher Herrlichkeit und Unternehmungen".

Hier im Schloßkeller sieht man unter andern großen Fässern das berühmte Heidelberger Faß, welches ein Symbol des Reichthums der Gegend an Wein seyn soll, und das größte ist, welches man kennt. Des Nachmittags besuchte uns der Doctor und Kirchenrath Mieg, ein berühmter Theologe und Senior der protestantischen Prediger in der Gegend. Er führte uns nach einem Landhause am jenseitigen Ufer des Flusses, wo wir seine Familie, den Hofrath und Augenarzt Jung und andre, bei einer Madam Rudolphi aus Hamburg, die Vorsteherin eines Erziehungs-Instituts für Mädchen war, antrafen. Wir tranken hier Thee in einer muntern Gesellschaft, in einem herrlichen Garten und im Kreise von den entzückenden Naturscenen, welche Heidelberg so interessant und merkwürdig machen. Während allen diesen machte Plamann eine Tour im Neckarthale, welches eine Schweitz im kleinen seyn soll.

Mit einem Paar übermüthigen Pferden vor dem Wagen verließen wir Heidelberg Abends um 7 Uhr. Der unbeschreiblich sanfte Mond leuchtete uns auf unserm Wege vor und erhöhte den Zauber, welcher der Gegend um Heidelberg eigenthümlich ist. Spät am Abend kamen wir auf die Station Weinheim.

Wir wollten die Nacht durch fahren, allein im Wirthshause machten wir die Bekanntschaft eines Predigers aus dem, an Räuberabendtheuern so reichen Odelwald, welcher hinter der hohen Bergkette liegt, die bei Heidelberg den Anfang nimmt. Seine Erzählungen von den vielen Räubernestern des Odelwaldes, von den besondern Sitten der dortigen Kohlenbrenner, von der 32 Fuß langen Riesensäule und dem Riesenaltare, und von anderweitigen Merkwürdigkeiten dieses abendtheuerlichen Waldes, waren so unterhaltend, daß wir uns entschlossen zu übernachten. Plamann ließ sich's sogar verlauten, daß er wohl eine Excursion nach diesem Walde machen möchte; wir waren auch eben nicht abgeneigt, zumahl da diese Tour hin und zurück sich in zwei Tagen machen ließ; aber an unserm Weiterkommen war uns mehr, als an allem andern gelegen. Wir setzten also am folgenden Morgen die Reise mit Plamann fort.

Deutschlands herrlichste Passage, die berühmte Bergstraße, gab dem Auge eine Mannigfaltigkeit von entzückenden Parthien. Das terrassenförmige Berggelände, reich an Wein, Mandeln, Wallnüssen und andern Früchten, sorgfältig angebaut und stark bewohnt, hebt sich auf der einen Seite des Weges hoch empor. Auf der andern Seite schwebt das Auge über eine unermeßliche, fruchtbare und volkreiche Ebe-

ne hin, wo Fluren und Wiesen, Bäche und Hayne, Städte, Flecken und Dörfer an einander gereiht sind.

Auf dieser Tour hatten wir unsre Plage mit den Baumleuten. Sie hielten uns für reisende Kaufleute und wollten, daß wir, als solche, das vorgeschriebene Geleitegeld bezahlen sollten, welches in der Zeit der Frankfurter Messe mehr als das Doppelte von dem ist, was man sonst bezahlt. Dieses konnte noch so hingehen; da man uns weiterhin aber für Juden hielt, und durchaus darauf bestand, daß wir für jeden Judenkopf, ich glaube 12 Kreutzer bezahlen sollten, sah es noch bedenklicher für uns aus. Da man uns indessen keines Judenthums überführen konnte, mußte man uns für das passiren lassen, was wir zu seyn behaupteten — ächte protestantische Christen.

Gegen Mittag kamen wir in die landgräflich Hessendarmstädtsche Residenz Darmstadt. Hier trennte sich Plamann von uns, und gieng mit der Deligence über Frankfurt nach Berlin. Wir hatten hier an dem Kirchen- und Schulrathe Wagner, welcher durch sein neues Handbuch der Jugend in Bürgerschulen aufs vortheilhafteste bekannt ist; an dem Candidaten Wiener, der, so wie Wagner, ein Burgdorffscher Pestalozzianer war und an dem Lieutenant Carlsee, einem muntren Landsmanne von uns, drei herrliche Freunde. Hier war

so bald an unsre Abreise nicht zu denken. Wir verließen unser Logis, im hessischen Hofe, und zogen bey Wagner ein. In, seinem vortrefflichen Familienkreise lebten wir zehn unvergeßliche Tage. Wir wiederholten uns alle jene Scenen aus unserm Burgdorfschen Leben und theilten uns unsre gegenseitigen Beobachtungen und Erfahrungen in Absicht der Methode mit. Hier wurden die Mittel zum frohen Lebensgenuße nicht mühsam gesucht; sie boten sich vielmehr von selbst in Menge dar. Die umliegende Gegend und ihre Herrlichkeiten, die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten, gaben uns täglich andre Beschäftigungen. Wiener, dieser Feuerkopf, dem die ewigen Zweykämpfe im Reiche der Philosophie schon Obstruction im Unterleibe und Verirrungen im Gehirne verursacht hatten, hielt uns warm mit Paradoxen und lustigen Trinkgelagen. Carlsen konnte uns ganze Tage lang mit seinen Bravour-Abendtheuern im Kriege, und mit seinen vielen Duellen und Händeln in der Garnison, unterhalten.

Keiner konnte uns besser den Eingang zur galanten Welt in Darmstadt eröffnen, als Wagner. Als Liebling des Fürsten, als brauchbarer und rechtschafner Geschäftsmann, hatte er die meisten Leute von Ansehen zu Freunden. Wir trieben uns in einem Kreise von lauter Räthen umher: Räthe des Hofes, Räthe des Consistoriums, Räthe der Kammer,

Cancelleyräthe, Justitzräthe, Commerzienräthe, Räthe, die Rath für alles wusten, Räthe, die gar keinen Rath geben konnten. Hier war einer Mahlzeit beyzuwohnen, dort eine Landtour zu machen, bald eine Harmonika zu hören, und was weis ich alles, dem wir nachjagen sollten. Der Hof war nicht in der Residenz, sondern auf dem Sommerschlosse Auerbach. Der jetzt regierende Landgraf ist sehr geliebt und hat das liebliche Loos, für einen thätigen Chef des Landes, einen unverdroßnen Freund der Aufklärung, einen Freund und Vater des Volks gehalten zu werden. Wenn es sonst wahr ist, daß jeder Fürst sein Steckenpferd hat, so schließe ich aus Darmstadts prächtigen Pallästen, daß die Baukunst das seinige ist. Der fürstliche Garten ist groß und im englischen Geschmacke. In einem von dessen dunkeln Haynen sieht man ein einfaches, aber rührendes Monument, welches Friederich der Einzige, seiner Freundin, der verwittweten Fürstin von Hessen Darmstadt errichten lies. Die öffentliche und private Bibliothek, welche unter Wagners Aufsicht steht, so wie auch das Naturalien- und Kunstkabinet, hat seltene Produkte. Das Militair wird hier sehr geachtet und das fürstliche Gymnasium, unter des verdienten und bescheidenen Professor und Rektor Zimmermanns Direktion, ist in vollem Flor.

Durch die ausgezeichnete Gastfreundschaft und Gefälligkeit der Einwohner gegen Fremde, wird der Aufenthalt in Darmstadt jedem Reisenden sehr angenehm werden. Indessen mußten wir auch hier wieder davon. Am 11ten October giengs nach Frankfurt am Mayn. In unserm vormaligen Gasthofe, englischer Hof, wurden wir als Bekannte des Hauses freundlich aufgenommen.

Acht und Dreisigster Brief.

Frankfurt. Eine Seitentour.

Daß auch Frankfurt eine Stadt ist, von der man sich ungerne trennt, fühlte ich auf der Rükreise lebhafter, als auf der Hinreise. Vielleicht kam dies daher, daß ich damahls dem Frühjahre und der Schweitz, jetzt aber dem Winter und dem unsanfteren Norden entgegen gieng. Beym täglichen Beiwohnen der Messe in der Krönungskirche, beym Besuchen der Schauspiele, Promenaden, des Cassinos, der Natur- und Kunst-Seltenheiten, beym Umgange vieler interessanten Menschen und s. w. verlief uns eine Woche hier so schnell, als der gestern vergangne Tag. Der Gasthof war voll von Fremden, die Stadt von reisenden Kaufleuten, welche die neulich geendigte Messe herbey gelokt hatte. Die Gegend war mit den Reitzen des sinkenden Sommers

geschmükt, und die Weinlese vor der Thüre. Der letzte Umstand, die Weinlese, hielt uns besonders fest. Hätten wir es auch für uns selbst verantworten können in der Heimath des Weins gewesen zu seyn, und nicht dem allgemeinen Jubel und den vielen Festlichkeiten beygewohnt zu haben, welche die Weinlese in Begleitung hat? und was konnte am Ende eine Woche mehr oder weniger zur Sache thun? Doch war es nicht dem simplen Maynwein, dem wir dieses Opfer bringen wollten; nein —

„Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben,
„Gesegnet sey der Rhein!
„Da wachsen sie am Ufer hin und geben
„Uns diesen Labewein."

Es war also eine Rheinreise welche gemacht werden sollte. Ein Banquier Rüppel, wollte eine solche Tour mit seinen beyden Töchtern vornehmen und hatte uns dazu eingeladen. Eine solche Reise und in einer solchen Gesellschaft, läßt man sich nicht gerne zweymal anbieten. Wir nahmen auch gleich die Einladung an und der 19te October wurde zur Rheinreise festgesetzt.

Abends vorher fiel mir zufälliger Weise das Verzeichniß der Fremden im Gasthofe in die Hände und ich wurde gewahr, daß ein Kaufmann aus Mallage, Nahmens M . . ., des Nachmittags abge-

reist sey. Der Name lies mich vermuthen, daß dieser M. ein Sohn des verstorbenen Prediger M.. in Kopenhagen seyn müsse, und der Tafeldecker versicherte, daß dem also sey. Es that mir ungemein leid einige Tage hindurch mit einem Dänen unter einem Dache gelebt und an einem Tische gespeist zu haben, ohne näher mit ihm bekannt zu werden. Bey der Abendtafel erzählte ich diese Fatalität einem Oestreicher, der mir grade zur Seite saß; er fühlte sich dadurch veranlaßt uns Dänen folgende Strafpredigt zu halten: „Der Franzose kennt seine Landsleute, wo er sie findet, und der Engländer ist ein Engländer, wohin er auch immer kommen mag; aber Euch Dänen kann man in alle Formen gießen; denn Ihr habt keine Originalität.“ Warte nur, dachte ich, dir soll mit dem nehmlichen Scheffel gemessen werden, und beschloß, mich in dem Stammbuche zu rächen, welches ich von ihm in Händen hatte. Ich bediente mich dazu folgende Linien, welche ich irgendwo gelesen hatte:

„Der alte Römer sagte: Du,
„Der Franzmann bleibt bey seinem vous,
„Der Deutsche faselt hin und her:
„Bald Du, bald Sie, bald Ihr, bald Er.

Am folgenden Morgen um 10 Uhr begaben wir uns auf das Marktschiff, welches täglich mit Waaren und Passagieren von Frankfurt nach Maynz geht.

Ryppel, seine Töchter und ihre Gouvernante giengen über Land; denn sie wusten wohl, daß die Schiffsgesellschaft nicht sehr interessant für junge Damen werden würde. Wir kamen in einen Zirkel von reisenden Handwerkern, Tausendkünstlern, schreyenden Kindern und alten Weibern. Wir saßen unter einem Verdek von Hünern, Gartenfrüchten, Obst und allerley Markt-Waaren umringt. Ich wurde es sehr bald satt in dieser Gesellschaft, und eilte aufs Verdek des Schiffs, um freye Luft zu schöpfen. Pfeilschnell flog das Schiff dahin, zwischen den lieblichen Ufern des Mayns. Wir schwebten zwischen stolzen Dörfern, prächtigen Landhäusern und üppigen Weinbergen. Des Mittags giengen wir an's Land um zu speisen. Im Wirthshause fanden wir einen gedekten Tisch, der unsrer wartete. Bey der Abreise wurde die Gesellschaft um einige Personen stärker. Ich weis nicht, ob man es diesem, oder dem getrunkenen Weine zuschreiben soll, daß es so unaussprechlich lustig am Bord wurde; genug, man spielte und sang aus Herzensgrunde und würde gewiß auch getanzt haben, wenn der enge Schiffsraum dies gestattet hätte. Das Sonderbarste bey der ganzen Fahrt schienen mir die Peitschenknalle zu seyn, durch welche man unser Fortkommen beschleunigte. Das Schiff wurde von Pferden gezogen, welche bald auf dem Lande, bald im Wasser am linken Ufer fortliefen.

Was würde der dänische Matrose sagen, dachte ich bei mir selbst, wenn er unserm Gesegel zusähe?

Man fieng an von der Annäherung des Rheins zu reden. Alles was nur Fuß fassen konnte, lief aufs Verdeck zusammen, Alle starrten vorwärts, unruhige Erwartung las man auf allen Gesichtern. Ich stand, als auf glühenden Kohlen. Endlich — o! könnte ich doch noch einmal ein ähnliches Schauspiel sehen — Endlich entfaltete sich ein neuer und entzückender Umkreis unsern Augen. Der Rhein, mit seinen lieblichen Inseln, die berühmte Heimath des Rheinweins, Hochheim, das malerische, aus einem Obstwäldchen hervor tretende Dorf Costheim, das Städtchen Cassel u. s. w., gaben dem Auge auf der deutschen — das ausgedehnte prächtige Maynz, mit den vielen Thürmen, Tempeln, Pallästen und der ganzen lächelnden Umgebung, auf französischer Seite, genug zu schaffen. Unter unaufhörlichem Anschauen sank ich, Maynz gerade gegen über, mit allen Passagieren, mit dem ganzen Schiffe, mit dem Maynstrome selbst, in den Schooß des Rheins. Sey mir aufs neue willkommen, helvetischer Fluß! Mit stiller Wehmuth sehe ich in deiner pfeilschnellen Fahrt das Bild meiner verschwundenen Freuden. Hier, an deinen Ufern, will ich das Andenken dieser verschwundenen Freuden

erneuern, will ihnen als meinen liebsten Abgott auf Erden huldigen.

Mit vieler Anstrengung brachte man das Schiff über den reißenden Fluß und legte an der Zollbude an, unter den hohen Wällen von Maynz. Viele neugierige Zuschauer hatten sich am Wasser versammelt, um die Marktschiffs-Gesellschaft zu betrachten. Die Douaniers, denen wir gleich beym ersten Schritte auf dem Boden der Republik in die Hände fielen, waren sehr strenge, und fuhren so in unserm kleinen Mantelsacke umher, daß alles durch einander geworfen wurde. Einer von den Schiffsleuten begleitete uns zum Hotel de Mayence, wo wir unsre Frankfurter Gesellschaft bereits im besten Wohlseyn antrafen.

Die Zeit war uns hier nur kurz, und der sehenswerthen Dinge waren viele. Wir kleideten uns also gleich um und begannen die Wandrung in der Stadt umher. Die Straßen sind größtentheils schmal und krumm, die Gebäude solid und hoch, die vielen Kirchen, welche alle katholisch sind, sind prächtig und sehr besucht, die Festungswerke weitläuftig und zugänglich für jedermann. Im Revolutionskriege hat die Stadt entsetzlich gelitten. Die berühmte und prächtige Domkirche wurde in ein Heumagazin verwandelt, das Churfürstliche Schloß beinahe zerstört, die Churerzcanzlerischen- und Bischöflichen Paläste sind Steinhaufen geworden, welche selbst in ihren

Ruinen die Idee von dem Umfange und der Majestät dieser Gebäude erwecken. Des Abends waren wir im Schauspiele. Wir speißten zu Abend im Hotel de Mayence, in Gesellschaft mit unsern Frankfurtern, mit zwei Hessischen Assessoren, von Ryppels Bekanntschaft, und mit vielen Fremden. Die Bewirthung war vortreflich. Der unverfälschte Rheinwein krönte die Mahlzeit und brachte Leben in die Conversation, zu der Schinderhans, welcher hier damals gefangen saß, und die Auftritte der Revolution in und um Maynz, hinlänglichen Stoff darboten.

An dieser flüchtigen Uebersicht von Maynz mußte ich mirs diesmal genügen lassen, und die speciellen Besuche bis zur Rückkehr von der Rheintour aussetzen. Wir und unsre Frankfurter, nebst einigen französischen Officieren und andern Reisenden schifften uns in der Wasser-Deligence ein, welche täglich zwischen Maynz und Coblenz geht. Der Strom diente uns statt der Pferde und Segel, und brachte uns unaufhörlich neue Gegenstände vor die Augen.

Wäre auch nicht der Rhein, schon als eine Geburt der Schweitzer-Alpen, mein Lieblingsfluß, ich könnte doch nicht anders als mir die Gabe wünschen, demselben eine Lobrede zu halten.

Als Gränzfluß zwischen zwei mächtigen Staaten behauptet der Rhein den ersten Rang unter allen deutschen Flüssen, und rechtfertigt diese Forderung durch

die Eigenschaften, welche ihn auszeichnen. Mag auch die Donau, in Hinsicht ihrer Breite, Tiefe und ihres langen Laufes, so wie auch in Hinsicht der Bedeutung, Größe und Menschenzahl der an ihr liegenden Städte — und die Elbe, in Absicht der Schifffahrt und des Handelsverkehrs, vieles vor dem Rhein voraus haben: der Rhein bleibt deswegen doch immer der Rhein. Wo ist der Fluß in Deutschland, welcher ein geistreicheres Wasser, einen reineren Boden, eine hellere Oberfläche hätte, als der Rhein? Immer geschäftig und lächelnd läuft er in seiner geräumigen Bahn fort, bald als ein schmeichelhaftes Kind, bald als ein thätiger Mann, bald als eine verständige sorgfältige Hausfrau. Er verschönert, bereichert und segnet alles, so lange er in seinen Gränzen bleibt; aber wenn der Schnee der Schweitzergebirge plötzlich schmilzt, dann wächst er an aus übermüthiger Fülle, seine Wellen wälzen sich fort mit zerstöhrender Kraft, und nackte verkrüppelte Gewächse trauern an seinen Ufern.

Wo ist der Fluß in Europa, dessen Ufer einen solchen Reichthum an abwechselnden Naturschönheiten, an Ueberresten alter Kunst und Pracht, an Spuren von den Anlagen der neuern Zeit und von den Zerstöhrungen der letzten Revolution darbieten, als der Rhein. Wer sieht die wundervolle Mischung dieser Ufer von Anhöhen und Ebenen, belebt von einer

ner blühenden Pflanzenwelt — die Felsen und Berge, welche den Betrachter in dräuenden Gestalten überm Kopfe hängen, — die Fluren und Wiesen, welche nahe und ferne ihn anlächeln, ohne sich von den Zaubereyen der Fabelwelt träumen zu lassen? Wer nennt alle die Ueberreste des Alterthums: die Burgen und Kapellen, die Thürme und Klöster, deren Ruinen gleichsam über dem Flusse schweben? Wer vermag die Städte und Dörfer, die Landhäuser und Schlösser, die heiligen Bilder und Krucifixe, die Eremitagen und Gärten zu zählen, welche, in Verbindung mit den vorhin erwähnten, der Rheinreise so viele Mannigfaltigkeiten und Abwechslungen, Contraste und Situationen geben, daß dieses alles schlechterdings unbeschreiblich ist.

Wo ist der Fluß auf Erden, welcher köstlicheren Wein hat, als der Rhein? Wie erquickt und stärkt und erfreut uns doch seine goldne Traube! Wie laut erschallt doch ihr Lob über der ganzen bekannten Erde! Wann singen wir lieber aus Herzens ganzer Fülle, wann vergessen wir leichter unsre Bekümmernisse, wann versöhnen wir uns williger mit der Widerspenstigkeit des Geschicks, wann finden wir den Weg durchs Leben ebener als dann, wann uns der wunderthätige Traubensaft des Rheins erwärmt. Nimm dem Rheine alle seine Herrlichkeiten, den Wein abgerechnet; laß nur Hochheim, Rüdersheim,

Johannisberg, Aßmannshausen, Bacherach und andre berühmte Weinörter leben, und der Rhein wird nimmermehr sterben.

Von allen jenen Zaubereyen umgeben, unter unaufhörlichem Anschauen und Bewundern kamen wir, ohne Auffenthalt, nach Bingen, einer nach der Revolution zur Festung erklärten Stadt, am linken Rheinufer, wo der Rhein, von Basel an, seine größte und ansehnlichste Biegung macht. Bingen gegenüber tritt eine Landspitze hervor, jenseits welcher der Rhein, der bis dahin ruhig strömte, tobend und schäumend rauscht, indem er sich zwischen Klippen drängt, über welche das Schiff mit einem knisternden Getöse hinfährt. Dieß ist das Bingerloch, welches so vielen Reisenden ein Gegenstand des Schreckens ist. Es ist aber keine Gefahr dabei, sobald man nur einen Schiffer hat, der die Oefnung von 50 Fuß Breite gehörig trifft, die vor ein Paar hundert Jahren von den Holländern, zur Erleichterung der Schiffahrt, gemacht worden ist.

Von hier aus nimmt der Rhein immer mehr den Karakter des Imposanten und Großen an. Er geht nicht länger einher in leichten Wogen, sondern in einer schwermüthigen und rauschenden Fahrt. Die sanften Naturscenen der Ufer, jene blühenden und lachenden Fluren und Gärten, jene fruchtreichen Hügel und friedlichen Dörfer verschwinden; einsamer,

größer, wilder und romantischer wird die umliegende Gegend. Nackte, oder mit verkrüppelten Gewächsen gekrönte Berge, heben sich, als Riesengestalten höher und höher. Ehrwürdige, von allen Luft-Veränderungen durchwitterte, der Gewalt des Sturms, des Blitzes und des Krieges trotzende Rudera, welche Jahrhunderte über ihre Scheitel hingleiten sahen, hängen an diesen Bergen, und laden zum Ernste, zur Melancholie und Wehmuth ein.

Spät am Abend landeten wir in Aßmannshausen. Das kleine Wirthshaus hatte kaum für die Gesellschaft Platz, die im Schiffe war. Nur die französischen Officiere übernachteten hier mit uns; die andern Passagiere setzten die Reise mit der Wasser-Deligence nach Coblenz fort. Wir bekamen hier ein Paar sehr schmackhafte Gerichte, und da ich, nach dem Vorschlage der andern, mich für einen reisenden Weinhändler ausgab, so kam der Wirth mit allen seinen ältern und neuern, rothen und weißen Rheinwein-Sorten zum Vorschein. Hier wurde geprüft und geprüft, und der Wirth konnte es wohl aus der Herzlichkeit, mit der wir Asmus's berühmtes Rheinweinlied:

„Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher,
„Und trinkt ihn fröhlich leer;
„In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
„Ist solch' ein Wein nicht mehr ꝛc.

anstimmten, abnehmen, daß wir zuletzt alle Sorten gleich gut fanden.

Am folgenden Morgen machten wir eine lange Tour in die Weinberge. Tausend Hände waren hier mit Traubenlesen beschäftigt. Frohe Lieder stiegen von der freudenvollen Erde zum guten Geber der Trauben empor. Gegen Mittag nahmen wir ein Boot, welches uns zurück nach Bingen bringen sollte. Der vorhin erwähnte schwermüthige Charakter des Rheins, wird durch die Schiffahrt, so wie man sie hier treibt, nicht erheitert. Kein Schiff führt einen Segel, eine Zierde, die jedem an sich todten Gewässer Leben, und der schlichten, eintönigen Oberfläche Mannichfaltigkeit giebt. Die einsamen, geruderten, oder blos herabgesteuerten Fahrzeuge gleiten wie menschenleere Schiffs-Wrake dahin. Die, welche dem Strome entgegen gehen, werden durch eine Menge Pferde langsam, und wegen des unwegsamen felsigten Pfades, mit Gefahr hinauf gezogen. Ein von Menschen gezogenes Rheinschiff ist ein noch widrigeres Schauspiel. Ein solches war das unsrige. Vier bis fünf Mann hatten sich vor demselben angespannt, und zogen uns mit vieler Anstrengung gegen den Strom an, während wir ganz unthätig ihnen zusehen mußten.

Gleich nach unsrer Ankunft in Bingen fand sich Kleinschmidt ein, den wir durch ein Briefchen zu dieser Zusammenkunft eingeladen hatten, um uns

recht unsers Beieinanderseyns in Burgdorf zu erinnern. Er hätte uns beinahe überredet, eine Tour mit ihm durch einen Theil der vorigen Pfalz, jetzt Rhein- und Mosel-Departement, nach seiner pestalozzischen Schule in Kreuznach, zu machen. Allein die Zeit war uns zu kurz, und die Gesellschaft, in der wir uns befanden, zu angenehm. Er verließ uns am folgenden Morgen. Wir verließen Bingen mit Extrapost und kamen gegen Mittag zurück nach Maynz.

Hier war noch diese und jene Merkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen.

Ich genoß die entzückenden Aussichten, welche sich von den Wällen darbieten, besah die römischen Wasserleitungen außerhalb der Stadt, welche, als Ueberreste des Alterthums nicht nur geduldet, sondern sogar unterhalten werden; ich besuchte einige von den Klöstern, die in geheimnißvoller Stille unter den Wällen zerstreut liegen. Des Abends beschloß ich meine Wandrung in der St. Ignatius-Kirche, der prächtigsten in ganz Maynz. Sie war herrlich erleuchtet und mit andächtigen Menschen angefüllt, welche, unter Wohlgeruch athmenden Wolken, den himmlischen Tönen der Messesänger zulauschten. Noch keine religiöse Versammlung habe ich mit so vieler Wehmuth verlassen, als diese. War es die Pracht des Tempels, oder das Feyerliche dieser nächtlichen

Gottesverehrung, welches mich ergriff, oder war es der Gedanke an meine nahe Trennung von Maynz, vom Rheine, welcher mir die Aussicht in die Zukunft verfinsterte? Genug, Maynz schien mir der Ort zu seyn, den ich mir, selbst nach seiner Einverleibung im französischen Staatskörper, zum bleibenden Aufenthalt wünschen möchte, und ich stimmte völlig dem Berliner bei, welcher vor der Revolution Maynz folgende Lobrede hielt: „Man lebt doch nirgends auf Erden besser, als in Maynz. An allen guten Dingen hat man hier Ueberfluß: köstliche Früchte, treflichen Wein, die schönsten Gegenden, den herrlichsten Fluß in der Welt, um weiter zu schiffen, reitzende Mädchen, Ablaß, so viel man bedarf, kurz, alles was man sich wünscht, hat man hier".

Am 23sten October verließen wir Maynz. Eine stille Thräne entrann dem Auge, beym letzten Anblick des Rheins. Zur Schauspielzeit kamen wir wieder nach Frankfurt, wo ich angenehme Briefe aus der Schweitz und aus Dännemark vorfand. Folgenden Tages feyerte Frankfurt und die umliegende Gegend das Weinlesefest. Dieses Volksfest zeichnet sich durch die allgemeine Theilnahme, an den Freuden desselben aus. Alle Geschäfte und Gewerbe ruhen, alles, was sich nur rühren kann, läuft vor die Thore. In allen Gärten findet man des Nachmittags Gesellschaft, Musik, Gesang, Tanz und allerlei Spiele.

Des Abends ist die ganze Gegend durch zahllose Feuerwerke erleuchtet. Bei Alten und Jungen, Reichen und Armen äußert sich die Freude in allen möglichen Gestalten. Der allgemeine Jubel, das unaufhörliche Spielen, Trinken und Schwelgen, ist durchaus unbeschreiblich, und kostet gewiß weit mehr, als aller Wein, um den Mayn her, werth ist. Ein hiesiger Kaufmann hatte uns, nebst einer großen Gesellschaft, in seinen Garten zu diesem Feste eingeladen. Erst nach Mitternacht gieng's nach Hause.

Neun und dreysigster Brief.

Hamburg. Kiel. Kopenhagen.

Ausser einer kleinen Seitentour zum Prediger Schwarz in Münster, welcher als Erzieher und als einer der ersten Sachwalter des pestalozzischen Systems bekannt ist, erlaubten wir uns keinen erheblichen Auffenthalt zwischen Frankfurt und Göttingen. Von dieser Tour, welche wir zwischen den 25sten und 28sten October zurück legten, habe ich weiter nichts anzuführen, als daß wir von Frankfurt bis Marburg einen sehr interessanten Reisegefährten in dem Herrn Bretano hatten, mit dessen Familie wir in der Schweitz bekannt geworden waren.

Statt daß man sonst in Göttingen keine Philister für lauter Bursche sieht, sahen wir jetzt keine

Burſche für lauter Philiſter; denn es war Markt. Die Minerva hatte dem Merkur Platz machen müſſen. Doctor Herbart hätte uns gerne über Bremen reiſen, und die peſtalozziſche Schule daſelbſt in Gang ſetzen ſehen, welche durch Blendermanns Krankſeyn ins Stocken gerathen war; aber großen Dank! Wir waren keine Cosmopoliten oder wandernde Apoſtel, die ſich in der Welt umher ſenden ließen; ſondern wußten beſſer unſern Beruf zu pflegen. Wir blieben alſo auf dem geraden Wege nach Hannover. Am 30ſten, gegen Mittag kamen wir hier an, zwar nicht im beſten Wohlſeyn, wie es wohl ſonſt von hohen Reiſenden angemerkt zu werden pflegt, ſondern müde, erfroren, zuſammengeſchüttelt und ſchläfrig nach einem beinahe dreißigſtündigen Reiſen und Wachen.

Daß wir auf dieſer Tour weder den Wagen noch die Hälſe zerbrachen, kann weder den Wegen noch den Poſtillionen, ſondern lediglich einem höhern Schutze verdankt werden. Die Franzoſen hatten ſich diesmal ſchon im Hannöverſchen einquartiert, dies war an den vielen ſchwangern Mädchen, und an der Geläufigkeit abzunehmen, mit welcher der hannöverſche Poſtillion mit ſeinen Pferden diaboliſirte und ſacramentirte. Daß die Franzoſen von den Hannoveranern gefürchtet wurden, ſchloß ich aus der Devotion der Baumleute, wenn die Poſtillione ihnen ein-

bildeten, daß wir Franzosen wären. „Dort sünd Franzosen“, sagte ein Postillion zu einem alten Baummanne. „So brik de Hunde den Hals entwey“, antwortete dieser, in der nach seiner Meinung uns unverständlichen plattdeutschen Sprache, und legte dadurch das untrüglichste Zeugniß ab, daß der Franzose von den Hannoveranern wohl gefürchtet, aber nicht geliebt wurde.

Indessen schien diese Stimmung des Baummanns gegen den Franzosen doch nicht die allgemein herrschende zu seyn. Ich sprach mit andern Hannoveranern, welche sich ohngefähr so verlauten ließen. „Den Feind im Lande haben, ist immer ein drükkendes Uebel. Kann es indeß nicht anders seyn, so ist der Franzose noch immer der erträglichste. A. ist grob, B. grausam, C. stiehlt; aber der Franzose ist schonend, behülflich, und selbst das Uebel, welches er thun muß, thut er mit Geschmack und guter Manier“. Meine eignen Beobachtungen in Hannover zwingen mich, den Franzosen das Recht wiederfahren zu lassen, welches ihnen selbst ihre Feinde nicht streitig machen können. Ich sah den französischen Soldaten auf alle mögliche Weise seinem Wirthe zur Hand gehen; er bearbeitete seinen Garten, spaltete das Holz, und wiegte die Kinder des Hauses. Ich sah ihn froh mit den Fröhlichen, genügsam mit

Wenigem, und geliebt von denen, welche ihn als einen Feind ansehen mußten.

Wir kamen früh genug zur Hauptstadt, um der Wachtparade beizuwohnen, von der wir schon in Göttingen, als einem Schauspiele, hatten reden hören, welches man ja nicht versäumen sollte. Ich eilte also gleich nach der Ankunft zum großen, mit Leibnitzens Monumente gezierten Paradeplatz, und fand die auf Hannovers Unkosten wohl armirte und muntre Garnison in unabsehlichen Reihen aufgestellt. Man erwartete nur noch die Ankunft des General Mortier's. Endlich (denn es ist nun einmal so, daß man lange auf die Großen warten muß) kam er daher gallopirt, begleitet von einer zahlreichen Schaar von Adjutanten und Officieren. Die vortreflichste Kriegsmusik, welche ich nur mit der Strasburger zu vergleichen weiß, begann mit den Waffenübungen. Unzählige Zuschauer machten diese, an sich selbst sehenswürdige Parade noch interessanter.

Des Abends war der hannöversche Adel, welcher, der Sage nach, ziemlich wohl von dem Hoffahrts- und Uebermuths-Schwindel kurirt seyn soll, welcher denselben vor der französischen Visite in Hannover sehr geplagt hat, und womit er alle andre Menschen von unedler Herkunft aufs Aeußerste geplagt haben soll, zur Cur beym General Mortier. Seine Wohnung, der Pallast des Herzogs von Cam-

bridge, war prächtig erleuchtet. Zwei 48 Pfünder, welche das gefährlichste Ende gegen die Stadt wandten, waren an jeder Seite des Eingangs gepflanzt. Französische Dragoner ritten mit blanken Säbeln vorm Pallaste auf und ab; viele Schildwachen hatten ihre Posten an den vielen Gängen und Thüren. „Der Franzose weiß sich bei uns in Respect zu setzen", sagte ein hannöverscher Geschäftsmann, mit dem ich des Abends zu Tische saß, und wahrlich, der Mann hatte recht. Das Königlich-Kurfürstliche Wappen von Georg dem Dritten hatte man indessen über den öffentlichen Gebäuden in Ruhe hängen lassen.

Den folgenden Morgen besuchte ich das Schullehrer-Seminarium, und äußerte den Wunsch, dem Unterrichte beizuwohnen. Mit einer wichtigen und zweifelhaften Miene, und nach langem Kratzen hinter den Ohren, ertheilte man mir endlich eine Erlaubniß, welche man einem reisenden Schulmanne nicht recht wohl versagen konnte. Warum man sich so kostbar machte, das begriff ich nicht, verlangte es auch nicht zu wissen. Ich machte mir um so viel höhere Gedanken von dem, was ich hören würde, und träumte mir hier ein wahres pädagogisches Laboratorium. Ich wurde in ein Lehrzimmer geführt. Ein Seminarist sollte, unter dem Präsidio eines Lehrers, und in Gegenwart der andern Seminaristen, die

versammelte Jugend katechisiren. Der Katechet trat hervor, machte sein Compliment und setzte sich in Positur. Die übrigen Seminaristen spitzten die Ohren und gafften ihn dermaßen an, als wolten sie ihm jedes Wort aus dem Munde holen. Mit einem Selbstvertrauen, dem die Auflösung der geheimnißvollen Räthsel des Johannes eine Kleinigkeit scheinen müßte, las der Katechet seinen Text auf. Nicht der königbergische Philosoph, nicht Socrates selbst, hat sich jemals so triumphirend in seinem Auditorium umher gesehen, als dieser Katechet auf seine Kinderschaar herab blikte.

Erstlich gieng er seinen Text der Länge, nachher der Breite nach durch, endlich kam er auf den Grund. Nun gieng's auf's Quästioniren, Gesticuliren, Distinguiren und Definiren los. Es nahm kein Ende mit seinen Subtilitäten, Spitzfindigkeiten, Einwendungen und Beweisen. Das Verständliche machte der Katechet verwickelt, das Helle finster, das Gerade schief, das Runde eckigt, und nachdem er sattsam in der Materie hin und her gefaselt hatte, so blieb doch zuletzt alles eben so, als es von Anfang an gewesen war. Alle beweglichen Theile vom Leibe des Katecheten waren in voller Arbeit: er focht mit den Armen, stampfte mit den Füßen, schüttelte den Kopf, doch schien die Zunge am meisten beschäftigt

zu seyn; denn er fragte weit mehr, als alle wir Anwesende zu beantworten im Stande waren.

Vater Pestalozzi! ich dachte an dich und deine Klagen über die Maulwäscherey und Zungendrescherey unsrer Zeit. So ganz Unrecht kannst du doch wohl nicht haben, wenn du behauptest: „Das mühselige Reden, und die vielseitigen Umtriebe wirken nicht mehr gegen Irrthum und Vorurtheile, als das Glockengeläute gegen die Gefahr des Gewitters.“ Wer konnte diesen hannöverschen Sokrates hören, ohne dir beyzufallen, wenn du sagst: die Sokratik ist eine hohe und edle Kunst, aber verpfuscht durch Schulmeister-Formen. Bey dir athmet alles Leben und Kraft, hier war nichts, als tönend Erz und klingende Schelle.

Ziemlich verwirrt von den vielen Ideen, die mir recht par force in den Kopf hinein katechisirt waren, verlies ich das Seminarium, und erholte mich erst etwas, als ich ein Stündchen in der freien Luft herum geschlendert, und mich über Hannovers großen Vorrath an herrlichen Promenaden und schattigten Plätzen belustigt hatte. Die Mittags Mahlzeit vollendete meine Genesung; denn die gemischte Tischgesellschaft, bestehend aus französischen Officieren, hannöverschen Beamten, Reisenden u. s. w., gab mir so viel Anderes zu bemerken, das das Seminarium und der Katechet darüber vergessen wurden.

Gleich nach dem Essen setzten wir die Reise fort. Ich würde mich, ohne sonderlichen Verlust für den Leser, mit meiner Beschreibung gleich an den Ufern der Elbe, in Altona, Hamburg, oder an irgend einem andern angenehmen Orte postiren können, und also gänzlich die leere Sandwüste überspringen, welche unter dem Namen Lüneburger-Heide, den Reisenden ein Gegenstand des Schreckens und ein Hinderniß ihres schnellen Fortkommens ist. Aber unbillig wäre es, wenn ich über die Widerwärtigkeiten des Weges die Menschen vergessen wollte, welche uns dieselben überwinden halfen. Ich werde also den Leser bitten mich nochmals durch diese unabsehliche Sandfläche zu begleiten, — eine Tour, die wir dies Mahl nicht kürzer, als in 48 Stunden zurük legen können.

Gleich ausserhalb Hannover kamen wir in den Sand, und pflügten bis Schilderschlagen fort. Der Zufall gab uns hier 4 muthige Pferde, anstatt 2 vorm Wagen, einem lebhaften Kutscher im Sattel und zwei lustige Passagiere auf dem Bocke, und so kamen wir, in sausender Fahrt, und unter frohen Liedern nach Celle, wo wir, vermittelst der Beschwerlichkeiten des Weges, übernachten mußten. Obgleich wir am folgenden Tage, vom frühen Morgen, bis zum späten Abend auf dem Wege waren, so kamen wir doch nicht weiter, als zwey Stationen

von Celle; denn es wurde den Pferden zu schwer, uns durch den Sand zu ziehen. Es war unser ernsthafter Vorsatz, die ganze Nacht hindurch zu reisen; aber der Postmeister in Soltau machte es uns so wahrscheinlich, daß wir auf dieser nächtlichen Tour mehr Zeit verlieren, als gewinnen würden, daß wir diesen Vorsatz fahren ließen. Dieser brave Postmeister gab uns aufs deutlichste zu verstehen, daß es nicht die Begierde nach unserm Gelde war, welche ihn unserntwegen so besorgt machte; denn er versprach uns freyes Logis, und fügte hinzu: es würde ihn freuen, wenn wir mit der geringen Bewirthung, die er unter jetzigen Umständen (unter französischem Drucke) zu Wege bringen könnte, verlieb nehmen wollten. Ein solcher Wirth verdiente wahrlich einen bessern Platz, als den auf der Heide.

Da wir zum folgenden Abend Hamburg erreichen sollten, so begaben wir uns schon Morgens um 2 Uhr, bey hellem Mondscheine auf den Weg. Unser sorgfältiger Postmeister hatte uns starke Pferde und einen Kutscher gegeben, welcher unsern Wienerwagen, welcher nicht hannöversche Spur hielt, zu fahren verstand; denn diese Spur ist 5 Schuh 5 ½ Zoll breit, unser Wagen hingegen hielt nur eine Breite von 4 Schuh 2 ½ Zoll. Es ist, besonders auf schlechten Wegen eine beschwerliche Arbeit, wenn der Wagen nicht Spur hält. Die Pferde leiden un-

glaublich dabey, der Wagen wird leicht beschädigt, hin und her geworfen, läuft an in Hohlungen und fällt um, wenn er nur zu hängen scheint. Ohnedem muß der Reisende hie und da doppeltes Wegegeld bezahlen, weil man glaubt, ein Wagen, welcher nicht die authorisirte Spur hält, beschädige die Wege.

Mit einem soliden Frühstück, womit uns die vorhin beschriebene, ole Fru op de Moor aufwartete, und mit Hamburgs hohen Thürmen im Anblicke, reisten wir bis nach Haarburg. Es war schon über Mittag, als wir hier ankamen, und wir hatten also keine Zeit zu verlieren, wenn wir Hamburg, vorm Thorschlusse erreichen wolten. Glücklicher Weise fanden wir gleich einen Eber, (so nennt man die Expeditionsschiffe der Elbe) welcher uns und unsern Wagen übersetzen konnte. Mit der Schnelligkeit des Stroms kamen wir innerhalb zwey Stunden nach Altona, wo viele dienstfertige Hände mit Aufwindung und Anspannung unsers Wagens beschäftigt wurden. Unser landesväterliches Wappen, welches die Thore und Schilderhäuser dieser Stadt zierte, lies uns recht die Freude fühlen, innerhalb den Gränzen unsers glücklichen Landes zu seyn. Aber diese Freude dauerte nicht lange; denn huy — und wir waren in Hamburg.

Hier verschwanden mir die Stunden wie Minuten, und Tage wir Stunden. Ich hatte nicht so

bald

bald Hamburgs geräuschvolles Leben liebgewonnen, als ich es schon wieder verlassen mußte. Verschiedene große Häuser nahmen uns sehr gastfreundlich auf. Mittagsgesellschaften und Feste, Visiten und Contravisiten, Schauspiele und Assemblee's waren hier in großer Menge. Auch in Altona hatte man uns mehrere Belustigungen zugedacht, als wir, wegen Mangel an Zeit, genießen konnten; denn unser Auffenthalt dauerte nur vom 2ten bis zum 9ten Novber.

Schon am 10ten des Abends kamen wir in Kiel an. Von Hamburg bis hier, giengs wieder über die Heide, welche eine Fortsetzung der Lüneburger ist. Um so viel schneller das Ende derselben zu erreichen, verdoppelten wir auf einigen Stationen Pferde, wo der Sand am tiefsten war. Das einzige Vergnügen auf der Reise durch diesen sandigen Theil von Holstein, verdanke ich einem Bauer, welcher, während des Frühstücks, auf seine Weise politisirte. Die Kampirung der dänischen Armee im verflossenen Sommer veranlaßte den Discurs. Er behauptete: kein Franzose würde mit gesunden Gliedern aus Holstein gekommen seyn, wenn die französische Legion in Hannover den Versuch gemacht hätte, disseits der Elbe zu fouragiren. Glaubten sich alle Holsteiner so sicher unter dem Schutze der dänischen Macht, als dieser Bauer, und entspräche die dänische Armee den Erwartungen dieses Mannes, so nür-

den die Franzosen, durch feindliche Operationen diesseits der Elbe, wahrlich nicht gewinnen — Dännemark wäre unüberwindlich.

In Kiel empfiengen wir viele Beweise von Freundschaft, Gastfreiheit und Interesse für den Zweck unsrer beinahe vollendeten Reise. Die offne See — ein Anblick, den wir schon lange vermißten, und den der Schweitzer sich eben so majestätisch vorstellt, als sich die Bewohner des flachen Landes den Anblik der Alpen denken — entfaltete sich hier vor unsern Augen. Des vielen Durchschüttelns auf dem Lande überdrüßig, sahen wir eine Seereise, als eine angenehme Veränderung an. Der Wind begünstigte diese Reise und es war also wahrscheinlich, daß wir weit eher und wohlfeiler zur See, als zu Lande nach Kopenhagen gelangen würden. Wir giengen also den 13ten November mit dem Packetschiffe unter Segel, und schon den 14ten des Vormittags stiegen wir in Kopenhagen ans Land.

So endigte sich denn die interessanteste Periode meines Lebens. Sollte ich auf dieser Reise reicher an Einsichten und Erfahrungen im Fache des Unterrichts, tauglicher zu meiner Bestimmung als Schulmann, und nützlicher für die Jugend des Vaterlandes geworden seyn, als ich vorher war, so verdanke ich diesen Gewinn unsrer erleuchteten Regierung.

Daß auch der wohlthätige Zweck dieser Reise dem Elementar-Unterrichte nützlich seyn werde, berechtigen uns die Versuche, welche sowohl in Dännemark, als im Auslande, mit der pestalozzischen Methode gemacht worden sind, zu hoffen. Sie wird, frühe oder spät, über alle Einseitigkeiten und Vorurtheile, gegen welche sie zu kämpfen hat, siegen, und eine unverwelkliche Blume auf dem Grabe Pestalozzis seyn.

Es kann den Lesern dieses Buchs nicht unangenehm seyn, daß ich dasselbe mit einigen Bemerkungen, die Aufnahme der Pestalozzischen Methode betreffend, beschließe.

Die von Pestalozzi unternommene Reform des Elementarunterrichts wurde in einem so hohen Tone angekündigt, und erregte während der ersten Versuche ein so allgemeines Aufsehen, daß sie, sowohl im hiesigen, als in jedem andern Publikum nicht anders, als auf sehr verschiedene Art aufgenommen werden konnte. In einem Lande, wo die Erziehung und Bildung der Jugend ein so vorzüglicher Gegenstand des Nachdenkens und der Untersuchung geworden ist, wo

diese Angelegenheit eine so thätige Theilnahme erregt, wo ihre Wichtigkeit so tief empfunden, und ihr Einfluß auf die Wohlfahrt der Staaten, so wie auf ihre einzelnen Mitglieder so deutlich eingesehen und anerkannt wird, als in Dännemark, konnte es nicht fehlen, daß die verschiedendsten Ansichten, die widersprechendsten Darstellungen und vielseitigsten Beurtheilungen dieser neuen Erscheinung sehr bald in Umlauf kommen mußten. Das Gerede darüber war also mancherlei. Durch den Reitz der Neuheit begünstigt, welcher auch in diesem Falle auf eine angenehme, wohlthätige und einladende Weise wirkte, gewann die Pestalozzische Methode anfänglich viele eifrige Anhänger, welche, getroffen von den elektrischen Funken, die der edle Schweitzer geschlagen hatte, den Mängeln des bisherigen Unterrichts nachspürten, und sehr geneigt waren, zu glauben, daß das Pestalozzische System alle Mittel enthalten müsse, wodurch diesen Mängeln für immer abgeholfen werden könnte. Die Macht der behaglichen Gewohnheit, die jeder Einladung zur Veränderung widerstrebt, war auf der andern Seite nicht weniger geneigt, den Werth und die Wichtigkeit dieser neuen Unterrichtsreform in Zweifel zu ziehen, und gegen die ursprüngliche Neuheit derselben, so wie gegen die Brauchbarkeit und Anwendbarkeit des Neuen, welches allenfalls an der Sache seyn möchte, allerlei Verdacht zu erregen. Die

vielerlei Bruchstücke, welche von flüchtigen Beobachtern des Burgdorfschen Instituts, oder wohl gar durch den dritten und vierten Mann, in den Zeitschriften erschienen, waren zu unvollständig, zu einseitig und zu widersprechend, die Elementarbücher selbst zu weitläuftig, zu trocken und zu abschreckend, als daß das neue Erziehungs-System dadurch hätte in ein helleres Licht gesetzt werden können. Kein Wunder also, daß wir, bei unsrer Rückkehr ins Vaterland, aller Augen auf unser Vorhaben mit der Methode, die wir aus der ersten Quelle geschöpft hatten, gerichtet sahen.

Im 20sten Briefe dieses Buchs sind so ohngefähr die wesentlichsten Theile der Berichte enthalten, welche wir, jeder für sich, gleich nach unsrer Ankunft an die Regierung abstatteten. Da sich nun Dinge dieser Art keinesweges auf guten Glauben annehmen lassen, so wurde es, diesen Berichten zufolge, beschlossen, daß eine Pestalozzische Probeschule in Kopenhagen errichtet werden sollte, worin denn auch, mit dem Anfange des Jahrs 1804 der Unterricht nach der neuen Methode eröffnet wurde.

Zur Aufsicht und Beurtheilung dieses Unterrichts wählte man drei Männer, deren Namen ich nur zu nennen brauche, um ihre längst erkannten Verdienste, als öffentliche Lehrer, in Andenken zu bringen. Es waren: der Bischof D. Balle, der

Professor D. Münter und der Stiftsprobst D. Plum. Obgleich sich diese Männer, in der Werthschätzung der Methode sehr von einander trennten, so kamen sie doch darin überein, daß sie alle Hindernisse des Versuchs mit der Methode, mit gleicher Bereitwilligkeit aus dem Wege räumten, und gemeinschaftlich den Fortgang desselben zu befördern suchten. Sie wiesen der Schule ein passendes Lokale an, die zwar einfachen, aber kostspieligen Schulapparate, als Tabellen in großem Formate, Vorschriften nach unsern mitgebrachten Mustern, Schiefertafeln u. s. w. wurden angeschafft, und unsre Vorschläge, sowohl in Absicht der Anzahl und Auswahl der Zöglinge, als auch der Unterrichtszeit und Unterrichtsart genehmigt.

In dem vorhin erwähnten Berichte hieß es: „daß Pestalozzi es für einen Lehrer möglich gemacht „hat, viele Kinder auf einmal zu unterrichten, daß „die Methode sowohl für die hellern, als finsterern „Köpfe berechnet ist, daß sie diese nicht übereilt, und „jene nicht versäumt, sondern daß sie allen einen „reichen Vorrath von Aufgaben darbietet, welche „dem Maaße der verschiedenen Kräfte und den ver„schiedenen Grade der Entwickelung angemessen sind". Damit dieses alles gehörig untersucht und dargethan werden könnte, mußte die Anzahl der Schüler weder zu geringe angeschlagen werden, noch die Auswahl derselben sehr strenge seyn. Das einzige, worauf

wir glaubten Rücksicht nehmen zu müssen, war dieses, daß diese Kinder nicht schon durch vorhergegangenen Unterricht an einem andern Gängelbande zu gehen gewohnt waren. Wir nahmen sie also so, wie sie uns der Zufall in die Hände führte, und brachten sehr bald eine Versammlung von 30 Kindern armer Eltern, verschieden an Geschlechte, Alter, Vorkenntnissen, Anlagen und Fähigkeiten zusammen.

Ström und ich, denen der Unterricht in der Probeschule übertragen war, theilten diese Kinder unter uns, und beschäftigten dieselben zu gleicher Zeit und im nemlichen Zimmer, täglich 3 Stunden, und zwar des Vormittags von 10 bis 1 Uhr. Um den Unterricht so unverfälscht, als wir ihn in Burgdorf empfangen hatten, auf dänischen Grund und Boden zu verpflanzen, überließen wir uns ganz der Wegweisung der Elementarbücher, und leisteten dadurch der Forderung Gnüge, welche wir in unserm Berichte an einen Pestalozzischen Lehrer gethan hatten, dieser nemlich: „Er muß keine Hand breit von der ihm vorgeschriebenen Bahn abweichen; denn die Worte sind so abgewogen, die eine Aufgabe hängt so unzertrennlich mit der andern zusammen und entspringt so natürlich aus der andern, daß man bei der geringsten Abweichung alle Ordnung, allen Zusammenhang und Takt verletzet. Will der Lehrer willkührliche Veränderungen vornehmen, will er berichti-

gen, hinzusetzen oder etwas abgehen lassen, will er auf diese oder jene Weise seine Talente in ein günstiges Licht stellen, so geschieht dies immer auf Kosten der Methode, und er unterrichtet nicht in Pestalozzis Geist".

Während des Unterrichts wurde es uns immer einleuchtender, daß wir uns nicht in der Methode geirrt hatten, wenn wir derselben folgende Vorzüge zuschrieben: „Alle Theile des Unterrichts sind, durch Ordnung und Zusammenhang, zu einem unzertrennlichen Ganzen vereinigt. Er erlaubt sich keine Sprünge, sondern geht lückenlos vom Leichten zum Schwereren, so daß sich das Folgende immer aus den Vorhergehenden entwickelt, und daß das Vorhergehende nur immer als eine Vorbereitung aufs Folgende anzusehen ist". Die Vortheile eines solchen abgemessenen Unterrichts mußten sich natürlicher Weise sehr schnell an den Kindern offenbaren. Die Anfangspuncte wurden daher bald von ihnen aufgefaßt und die weitern Fortschritte dadurch erleichtert und gesichert. Immer an den Leitfaden der Methode sich haltend, gelangten sie im Laufe des ersten halben Jahres zu einer Geläufigkeit in Behandlung der Zahlen- und Maasverhältnisse, die Hand erreichte eine Festigkeit, das Auge eine Sicherheit, die Sprachorgane eine Biegsamkeit, die zwar nicht bei uns, die wir den nemlichen Weg betreten hatten, aber bei al-

len Zuhörern Verwundrung erregte. Alle Uebungen, welche wir mit den Kindern vornahmen, erschienen ihnen im Gewande jugendlicher Freude, ihre anfängliche Schüchternheit verlor sich, sobald sie merkten, daß es vorwärts gieng. Sie besuchten alle die Schule mit seltener Lust, und jeder arbeitete nach dem Maaße seiner Kräfte mit unverdrossenem Fleiße. In ihren zwanglosen Ringen nach einem unbekannten Ziele glaubte ich wieder den nemlichen Geist zu spüren, welcher im Pestalozzischen Institute lebte, und das frohe Getümmel meiner Probeschule schien mir ein lieblicher Wiederhall von dem Jubel der Burgdorfschen Jugend zu seyn.

Unter unaufhörlichen Besuchen von neugierigen Zuhörern, welche sich, von allerlei Vorurtheilen, für oder wider die Methode begleitet, in der Probeschule einfanden, wurde der Unterricht bis im August von uns fortgesetzt. Jetzt aber wurde Ström durch eine Königliche Resolution nach seinen vorigen Posten, am hiesigen Schullehrer-Seminarium zurück gerufen, und die Fortsetzung des Pestalozzischen Unterrichts mir allein anvertraut. Die vielen, und in so mancherlei Rücksichten verschiedenen Kinder, sollten sich nun zu einer Zeit unter der Aufsicht und dem Unterrichte eines einzigen Lehrers versammeln. Natürlicher Weise würden die gleichzeitigen Fortschritte dieser Kinder, sowohl in dieser, als in jeder andern Schu-

le, sowohl bei dieser, als bei jeder andern Methode, fromme Wünsche geblieben seyn, wenn man sich nicht nach der Individualität jedes einzelnen Kindes zu richten gesucht hätte. Dieses konnte nicht anders, als durch die Vertheilung der Kinder in Klassen Statt finden. Allein dieser Klassen-Eintheilung setzten sich in der Probeschule beinahe unüberwindliche Hindernisse in den Weg, welche theils in der kurzen Unterrichtszeit, und theils in dem Mangel eines Gehülfen ihren Grund hatten. Um diesen Hindernissen so viel als möglich entgegen zu arbeiten, ergriff ich einen Vortheil, den die Pestalozzische Methode vorzüglich darbietet, nemlich diesen, daß ich einige von den geübtesten Kindern beym Unterrichte der weniger geübten zur Hand gehen ließ. Indessen ist dieses schon an sich selbst ein Uebel, welches blos deswegen empfohlen werden kann, um einem noch größerem Uebel vorzubeugen.

Auf diese Weise wurde der Unterricht bis im May des folgenden Jahres fortgesetzt. Die öffentliche Prüfung, der nun beinahe anderthalb Jahre lang unterrichteten Kinder, wurde nun endlich vorgenommen. Man fand ihre Geläufigkeit in allen dem, was in den Pestalozzischen Elementarbüchern enthalten war, sehr abstechend gegen die gänzliche Unbehülflichkeit, welche sie in allem dem verriethen, was nicht in Pestalozzis Formen paßte. Die verwickeltsten

sten Aufgaben, welche man aus dem Pestalozzischen Systeme herleitete, waren ihnen leicht, die einfachsten Dinge hingegen, welche nicht in den Rubriken der Tabellen enthalten waren, schienen den Kindern böhmische Wälder zu seyn. Obgleich nun diese Entdeckung sehr leicht dem weitern Fortgange unsers Versuchs hätte nachtheilig werden können, indem sie alles, was man der Methode zum Vorwurf gemacht hatte, als Einseitigkeit, Mechanismus, Hemmung der freyen Entwickelung u. s. w. zu rechtfertigen schien, so wollte man sich doch aus Achtung für die Pestalozzischen Formen noch keines entscheidenden Urtheils über den Werth und das Wesen der Methode erlauben; zumahl da die Berichte der Schulvorgesetzten so sehr verschieden waren. Man überließ es also der fortgesetzten Untersuchung, ein helleres Licht über die Sache zu verbreiten, und schlug vor, den Leitfaden der Methode vorläufig nicht weiter zu verfolgen, sondern erst von dem Gelernten eine Anwendung zu machen. Allein diese Anwendung schien mir zu wichtig, als daß sie der Willkühr eines Andern überlassen werden dürfte; ich glaubte vielmehr, daß der praktische Theil der Methode, eben so wie der theoretische, von Pestalozzi selbst ausgehen müßte. Ich wurde noch mehr in diesen Glauben befestigt, als ich in der Vorrede des 3ten Hefts der Zahlen-Verhältnisse folgende Aeußerung, in Ansehung des Rechnens, las:

„So weit diese Uebungen gehen, sind sie nur „Uebungen der Kraft, in der Anschauung reiner Ver„hältnisse; als Anwendung dieser Kraft auf die „Berechnung der Größe, der Schwere, der Dauer „und des Werthes aller Gegenstände der Wissenschaft „und des Berufs, so wie auf die Fertigkeit, das „reine Bewußtseyn der Zahlen-Verhältnisse mit Ver„kürzungsmitteln, Zahlzeichen, auszudrücken, dazu „bedarf es neue Uebungen, die sich aber wesentlich „an diese Fundamentalübungen anschließen müssen. „Gegenwärtig werden auch diese bei uns bearbeitet, „und wir werden nicht säumen, dieselben dem Pu„blikum ebenfalls mitzutheilen.“

Hierauf gründete sich die Vorstellung, welche ich gegen die willkührliche Anwendung der Methode, und namentlich gegen die Anwendung derselben aufs Rechnen machte. Meine Bedenklichkeiten waren unter andern folgende: daß ich beym Uebergange zum praktischen Rechnen den Weg verfehlen könnte, den Pestalozzi für den einzigen und rechten hält; daß ich durch diesen Fehlgriff die Brauchbarkeit der Methode zweifelhaft machen, und die Kinder um die Vortheile bringen würde, welche aus der hinlänglichen Anschauung der reinen Zahlen-Verhältnisse fürs angewandte Rechnen entspringen müßten. Hieraus ergab sich denn der Wunsch, daß der Unterricht im prakti-

f.ben Rechnen aufgeschoben werden möchte, bis eine Anweisung dazu von Pestalozzi selbst erscheinen würde. Ich unterstützte diesen Wunsch mit folgenden Bemerkungen: daß es mit der Anwendung um so viel schneller und sicherer gehen würde, je besser die Kinder durch den Gebrauch der Elementarbücher zu derselben vorbereitet würden, daß der Versuch desto ächter und untrüglicher ausfallen müsse, wenn man Pestalozzi folgte, und ihm nicht zuvor eilte; daß die einmal errichtete Probeschule noch nicht das Alter erreicht habe, um die angefangenen Uebungen als vollendet ausgeben zu können; ja daß der wesentliche Zweck dieser Uebungen durchaus kein anderer sey, als derjenige, die Vernunftanlage des Menschen zur Vernunftkraft zu erheben, und daß es also unrichtig sey, sie in dem einseitigen und engen Gesichtspuncte eines neuen Mittels, die Kinder rechnen zu lehren, ins Auge zu fassen. Hierauf erfolgte zwar keine förmliche Genehmigung, allein ich nahm das Stillschweigen der Schul-Commission als eine solche an, und fuhr fort, dem Leitfaden der Elementarbücher zu folgen.

Seit der vorhin erwähnten Prüfung sind nun wieder mehr als anderthalb Jahre verflossen, und die Probeschule schließt mit dem Ende dieses Jahres

ein 3jähriges Daseyn. Gleichwohl wissen wir, aller meiner dringenden Vorstellungen an Pestalozzi ungeachtet, noch weiter nichts von der Anwendung der Methode, als was wir schon längst gewußt haben, nemlich, daß die Anweisung dazu bald erscheinen soll. Schon lange würde ich mit meinen Schülern am Ziele des bisher bekannten Theils der Elementar-Uebungen gewesen seyn, wenn der Unterricht in gewöhnlicher Ordnung fortgegangen wäre. Allein es trafen Umstände ein, welche denselben aufhielten und zurücksetzten. Zu diesen rechne ich besonders den Wechsel der Kinder. Sonderbar ist es nicht, daß ein Unterricht, um dessen Werth selbst Pädagogen sich noch zanken, nicht von der geringern Volksklasse in Kopenhagen geschätzt wird. Die Eltern sahen, daß ihre Kinder nichts von alle dem lernten, was sie wußten; sie konnten den Nutzen des Unterrichts, den die Probeschule ertheilte, weder mit Augen sehen, mit Ohren hören, noch mit Händen greifen, und glaubten am allerwenigsten, daß aus den Linien und Quadraten, den Winkeln und Rechtecken, von denen die Kinder die Köpfe voll hatten, ihr künftiges Heil hervorgehen sollte. Sie nahmen also ihre Kinder aus der Probeschule weg, und setzten sie in eine andre Schule. Andre von den Schülern wuchsen heran, und verloren sich in den Geschäften des bürgerlichen Lebens; andre

entfernten sich aus allerlei, mir theils unbekannten, Gründen gänzlich, und jüngere, für die Methode ganz fremde Kinder, kamen an ihren Platz. Die dadurch veranlaßten Wiederholungen haben nicht wenig dazu beigetragen, den Unterricht zu unterbrechen. Zwar wird dieser Unterricht noch immer fortgesetzt, allein, Beharrlichkeit und Ausdauern in gemeinnützigen Unternehmungen, gehören nicht mehr zu den Tugenden, deren sich unser Zeitalter zu rühmen hat. Die Methode, vom Reitze der Neuheit verlassen, gehört jetzt zu den alltäglichen Dingen, die man nicht länger der Rede werth hält. Das Interesse des Publikums an derselben ist verschwunden, das anfänglich so wachsame Auge der Schulmänner auf dieselbe scheint zu schlummern, und, damit ich mich kurz fasse: es ist mit der Methode im Sinken, ich möchte sagen, — sie liegt schon im Grabe. Aber ein günstigerer Zeitpunct scheint mir nicht mehr ferne zu seyn, in welchem sie, mit verjüngter Schönheit wieder hervorgehen wird.

Obgleich, nach Pestalozzis eigner Aeußerung, jede tiefere Untersuchung seiner Methode, und selbst die Frage: warum seine Bildungsmittel auf den menschlichen Geist die Wirkung haben, die er ihnen zuschreibt, nicht in das Gebiet des sie einfach anwendenden Lehrers, noch viel weniger, der sie einfach

anwendenden Mutter gehört, sondern für diese blos das eigne, zu einem hohen Grade der Fertigkeit betriebene Lernen und Lehren derselben, und die Erfahrung ihrer Wirkungen auf ihren Geist selbst sowohl, als auf den Geist derjenigen, die sie unterrichten, entscheiden soll, so glaube ich doch, daß man mir, der ich die Methode aus der ersten Hand empfangen, und drei Jahre lang in derselben öffentlich unterrichtet habe, ein gewisses Vorrecht vor andern, sie einfach anwendenden Lehrern, nicht streitig machen kann. Und diesem Vorrechte zufolge erlaube ich mir einige meiner spätern, in der Probeschule gemachten Erfahrungen schlüßlich beizufügen.

Wenn es in dem oft erwähnten Berichte heißt: „Ich habe bemerkt, daß alle Kinder beym Zusammensprechen im Takte genöthigt sind, gleichen Antheil an dem Unterrichte zu nehmen. Kein Kind kann unthätig seyn, ohne dieses gleich zu verrathen, keins kann voraus eilen oder zurück bleiben, ohne den Takt zu unterbrechen. Und sollte der Lehrer dieses oder jenes Kind wegen Trägheit oder gedankenlosen Nachbetens im Verdacht haben, so kommt es ja blos auf ihn selbst an, dieses Kind besonders abzuhören und sich von dessen Wissen Rechenschaft ablegen zu lassen“ — so hat dieses noch immer gewissermaßen

seine Richtigkeit. Allein ich habe doch erfahren, daß man ein Kind wohl zum Anschauen und Nachsprechen, aber nicht zum Nachdenken anhalten kann. Das Abhören einzelner Kinder, am Schlusse jeder Uebung, beweißt es denn auch zur Gnüge, daß das taktmäßige Nachsprechen bei vielen nichts anders, als ein gedankenloses Nachbeten war. Indessen scheint mir das Zeugniß eines sehr geliebten und hellsichtigen Schülers von Pestalozzi *) zu hart, wenn er behauptet, daß man die Hälfte der Schüler in den Pestalozzischen Schulen schlafen sieht, wenn man sie nicht nach Herzenslust trampeln oder schreyen läßt. Ich gnüge mir blos zu bemerken, daß die Trägheit im Zusammensprechen ein sehr geschicktes Mittel findet, sich den Schein des Fleißes zu geben. Daher ist es denn auch nichts weniger als selten, daß man beym nemlichen Unterrichte, den fähigen, aber zerstreuten Kopf, dem langsamern, aber sorgfältigern weit nachstehen sieht. Dieses verhält sich freilich bei jeder andern Methode auf gleiche Weise, und auf ein ganz gleiches Erkenntnißmaaß bei allen Kindern kann nicht gehalten werden, weil die ursprüngliche Verschiedenheit der natürlichen Anlagen eine große Mannigfaltigkeit der Fertigkeiten, auch in der besten Schule, hervorbringt. Allein bei keiner andern Methode steht es

*) Herrn Blendermann aus Bremen.

weniger in des Lehrers Macht, dem Schwachen nachzuhelfen, als bei der Pestalozzischen. Das einzige Mittel, welches er hierzu in Händen hat, besteht im Wiederholen. Da aber dieses ewige Wiederholen bei den fähigern Kindern Ueberdruß und Langeweile, bei den langsamern Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit, und also eine für den Unterricht höchst nachtheilige Stimmung verursacht, so wird der Lehrer sehr leicht der Versuchung nachgeben, sich ausschliessend mit denjenigen Kindern zu beschäftigen, mit denen er vom Flecke kommen kann. Um Gleichheit in den Pestalozzischen Unterricht zu bringen, und um der unbedingten Regel Pestalozzis: "nichts unvollendet zu lassen, sondern alles was man vornimmt, zum möglichsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, bevor man weiter schreitet," — bei jedem Kinde geltend zu machen, müßte man beynahe so viele Klassen, als Kinder, und so viele Lehrer, als Klassen haben. Da dem nun aber keinesweges also seyn kann, so scheint die Pestalozzische Methode mir schon deswegen nicht so sehr für den öffentlichen, als für den häuslichen Unterricht geeignet, und mithin mehr Sache der Mutter, als Sache des Lehrers zu seyn.

In der Probeschule habe ich Kinder gehabt, welche es in allen Theilen der Methode, in einem Monate weiter brachten, als andere in zwei Jahren gekom-

gekommen waren, und ein 14 jähriger Knabe aus Norwegen, dem ich täglich eine Stunde Privatunterricht in der Methode gab, lies, nach Verlauf von 6 Wochen, alle Kinder in der Probeschule, die drittehalb Jahre lang, täglich 3 Stunden den nehmlichen Unterricht genossen hatten, so weit hinter sich zurück, daß ich ihn als Vorsprecher und Lehrer gebrauchte. Er hatte es in allen Uebungen sämtlicher Tabellen zu einer so unbedingten Fertigkeit gebracht, und wußte alle Aufgaben, die man aus denselben herleiten konnte, mit einer solchen Gewandheit aufzulösen, daß mir selbst im Pestalozzischen Institute kein Beyspiel ähnlicher Art vorgekommen ist. Er hatte nichts vor allen übrigen Kindern voraus, als den Vortheil, daß er das Ein mal eins wußte, von dem das ganze Pestalozzische Rechenwesen nichts anders, als eine auf hundertfältige Weise veränderte Darstellung ist. Er hat die Reihenfolgen der ganzen Anschauungslehre nach ihrer Vorschrift zur Vollendung geübt, aber, von den Wirkungen, welche dieses, der Pestalozzischen Verheißung nach, auf seinen Geist, und auf sein jetziges Rechnen hätte haben sollen, habe ich nichts gemerkt. Wenn Pestalozzi also mit seiner Methode die Ausbildung der gesammten Geisteskräfte beabsichtigt, so scheint mir eine solche Ausbildung, in der man in 6 Wochen so große Fortschritte macht,

nicht rechter Art zu seyn, und ich muß daher glauben, daß man sie erst von der Anwendung der Methode zu erwarten habe.

Ich habe es der Pestalozzischen Methode zum Verdienste angerechnet, daß sie, wegen des festen Fundaments, auf dem sie beruht, wegen ihrer Faßlichkeit, Bestimmtheit, Lückenlosigkeit, Gründlichkeit und Consequenz, alle Misverständnisse unmöglich, und alle Misgriffe anschaulich macht. Es schien mir ein Vorzug der Methode zu seyn, daß sie, aus den nehmlichen Ursachen, keinen deklamatorischen Vortrag, kein inquisitorisches Fragen, kein Erklären und Beweisen von Seiten des Lehrers, kein Errathen und Raisoniren von Seiten der Kinder erfordert, sondern daß sie darauf hinarbeitet, den Schülern mehr Wahrheit, als Schein derselben, mehr Fundament, als Oberfläche zu geben. Ich sahe es als einen großen Gewinn, sowohl für die öffentliche, als häusliche Erziehung an, daß der Pestalozzische Elementarunterricht keiner Lehrer bedurfte, bey denen man von Seiten der Natur große Gaben, oder von Seiten des Glücks viele Zeit zu mühsamen Vorbereitungen voraus zu setzen brauchte, sondern daß selbst der Eingeschränkte und Einfältige zu unterrrichten in Stande wäre, wenn man ihm nur das Buch in

die Hand und die Tabelle vor die Augen gäbe. Gegen alle diese Dinge weiß ich auch jetzt noch nichts einzuwenden, und mit der Aeußerung Pestalozzis: „man muß den Unterricht mechanisiren, daß auch der Dumme damit nützen kann“ — mag es immerhin seine Richtigkeit haben. Da man es nun aber vielen Orten darauf anlegt, geschickte Lehrer zu bilden, so frägt es sich: wie sich diese in eine Pestalozzische Schule zu schicken wissen? Es frägt sich: ob sie bei einer Methode, die jede Mutter mit ihrem Kinde, und beinahe jedes Kind mit den andern treiben kann, die den Schülern so enge Schranken setzt, und den Lehrern nichts zu denken übrig läßt, sondern sie zu gedanken- und willenlosen Maschinen macht, auch ihres Berufs froh werden, und ihr Amt mit Freuden thun können? Es frägt sich: ob sie bey reitz- und sachlosen, bei einfachen und todten Linien, Winkeln, Vierecken und Quadraten, wo alles schon ausgemacht, alles vorher bestimmt, und alles ewig einerley ist, auch den Geist- und Herz tödtenden Ueberdruß von sich verscheuchen und die Heiterkeit des Gemüths bewahren können, welche für den Lehrer der Jugend eine, leider nur so seltene, aber eben deswegen eine um so viel unschätzbarere, Gabe ist? Wer diese Fragen zu Gunsten der Methode entscheiden kann, der entscheidet wahrlich über eine Sache, die er nicht an-

haltend versucht hat. Mir, bey dem die süßesten Rückerinnerungen sich an die Methode anschließen, der ich die Geschichte ihrer Entstehung von einer so liebenswürdigen Seite kennen, und ihrem verehrungswürdigen Stifter ewig zugethan und ergeben seyn werde, mir hat, bey den besten und aufrichtigsten Vorsätzen, ein oft wiederkehrender Anfall des unerträglichsten Ueberdrusses, nicht immer gestatten wollen, als Lehrer der Methode meine Pflicht zu thun.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DQ
23
T6

Torlitz, J. H. A.
Reise in der Schweiz und einem Theile Italiens im Jahre 1803

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 07 05 03 012 3